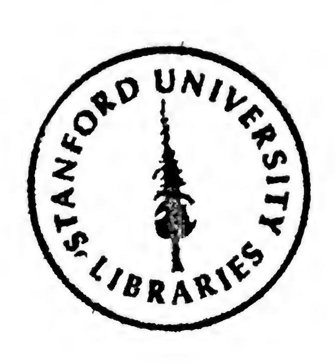



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Sechster Band.

Erstes bis drittes Heft.

Redaktoren:

C. v. Decker. F. v. Ciriacy. L. Blesson.

Berlin und Posen,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1826.

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Erstes Heft.

Mit einem Plane.

Suum cuique!

Redaktoren:

C. v. Decker. F. v. Ciriacy. L. Blesson.

Berlin und Posen,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1826.

Die Länder mußt du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat.
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde,
Und streut die gold'ne Saat.

Schiller.

I.

Beitrag zur Geschichte der englischen Kriegsverfassung.

Ueber die Regierungs- und Kriegsverfassung der Anglo-Sachsen in den ältesten Zeiten giebt es bei dem emsigsten Nachforschen wenig gewisse Nachrichten. Nur so viel geht hervor, daß der Kriegsdienst damals durch eine einfache Anordnung allen freien Bürgern als eine gemeinsame Pflicht auferlegt war, wovon nur Alter, Schwachheit und Gebrechlichkeit befreien konnten.

Lehnsbesitzer waren, wie es scheint, vorzüglich verpflichtet, bewaffnete Männer zu stellen, und zwar nach Verhältniß der Größe des Landbesitzes, jedoch verschieden nach den besondern Institutionen der einzelnen Grafschaften. Es scheint aber, daß auf jede fünf Hufen Land ein Mann verlangt wurde. Zuweilen waren Ländereien besonderen Dienstverrichtungen, den Bedingungen des Lehnsherrn zufolge, unterworfen. Die Eigner von mehr denn fünf Hufen Land waren verpflichtet, Stellvertreter auf ihre eigne Kosten, oder vermittelst einer andern Art von Entschädigung, nach Verhältniß der Hufenzahl, welche sie über fünf besaßen, zu stellen.

Die dem Kriegsdienst unterworfenen Personen wurden, wenn es Noth that, durch einen Befehl des Königs

einberufen, und wenn sie nicht Folge leisteten, mit verschiedenen Geldstrafen belegt. In dem Fall, daß ein Bürger sich fortbegab, verwirkte er sein Land zu Gunsten des Königs.

Wenn ein Bürger, der unter einem andern großen Herrn (Lord) lebte, sich entfernte, so hatte der Lord das Recht, einen andern Mann an dessen Stelle anzunehmen, und die Zahlung einer angemessenen Summe, zur Unterhaltung des Stellvertreters während dessen Dienstzeit, von dem Entfernten zu verlangen. Ward kein Stellvertreter gestellt, so mußte der Ausgetretene dennoch den Betrag der Unterhaltungskosten eines solchen als Strafe dem Könige entrichten. Zur Zeit des Ina war befohlen, daß jeder Landeigenthümer, der sich dem Dienste entzog, 120 Schill. zahlen mußte, und außerdem noch sein Land verlor; der Nichteigenthümer mußte 60 Sch. zahlen.

Selbst die Geistlichen waren von der gemeinsamen Kriegspflicht nicht befreit, in so fern es der geheiligte Charakter ihres Standes zuließ, denn sie wurden aufgefordert, die allgemeine Anstrengung durch Anschaffung von Stellvertretern, oder durch Geldbeiträge, nach Verhältniß ihres Pfarrguts, zu unterstützen. Auch waren sie gehalten, im Fall der dringendsten, oder, wie es besser benannt wurde, der dreifachen Nothwendigkeit, als: innerer Aufruhr, unternommener Einfall von Fremden, oder die Erwartung desselben, die Mittel zur Vertheidigung zu berathen, um Festungen und Wälle zu errichten, Brücken und Landstraßen in Stand zu setzen. Diese Pflicht hörte nur dann auf, wenn die veranlassenden Umstände vorüber gegangen waren.

Der gewöhnliche Dienst, den das gemeinsame Ganze

des Staats zu versehen hatte, scheint nur sehr einfach und von kurzer Dauer gewesen zu seyn.

Alle zum Kriegsdienst verpflichtete Personen mußten sich auf ihre eigne Kosten mit Waffen, ihrem Stande gemäß, versehen, und sich auf einem bestimmten Platz und zu einer festgesetzten Zeit, gewöhnlich im Frühjahr, stellen, um gemustert und exerzirt zu werden. Die damals gebräuchlichen Wehr und Waffen, gemeiniglich aus Helm und Schild, mit Häuten bedeckt, ferner aus Schwert, Axt und Wurfspieß bestehend, konnten mit wenig Arbeit und geringen Kosten hergestellt werden, indem die Arbeit roh, und die Materialien von geringem Werth waren. Was für eine Waffe das Individuum auch wählte, oder nothdürftig beschaffen konnte, so war es verbunden, sie für künftige Ereignisse zu bewahren, und unter keinem Vorwande zu veräußern, sondern sie vielmehr seinem Erben und Nachfolger zu hinterlassen. — Der Dienst zu Pferde war kostspieliger, aber auch von ehrenvollerer Art, und wurde vorzüglich vom Adel geleistet.

Besoldung oder Löhnung fand zu jener Zeit für den persönlichen Dienst nicht statt, obgleich es gebräuchlich war, daß derjenige, der einen Stellvertreter stellte, demselben für seinen Unterhalt während der Dienstzeit eine hinlängliche Vergütung, ungefähr die Woche 2 Sch. 6 Pence, zahlte.

In dem Gerichtstagebuch ist auch bemerkt, daß, wenn der König ein Heer irgend wohin sendete, von jeden fünf Hufen Land ein Mann gestellt wurde; für Lebensmittel und Sold mußte aber jede Hufe 4 Sch. auf zwei Monate entrichten; dies bekam aber nicht der König, sondern der Soldat.

Da der Dienst freiwillig war, und die Einfachheit der Waffen keine große Zeit sie handhaben zu lernen erforderte, so dauerten die oben erwähnten periodischen Musterungen nicht lange, obgleich dies zur Zeit des Krieges verschieden seyn mochte. Das Ganze wurde, vielleicht mit Ausnahme einer kleinen Zahl ungeübter Rekruten, nach Verlauf von einigen Uebungstagen zur Unterstützung der zu Hause Gebliebenen entlassen. Aus der oben angeführten Stelle des Gerichtstagebuchs ist zu vermuthen, daß die gewöhnliche Dienstzeit während der Feindseligkeiten zwei Monate dauerte *), da die Unterhaltung des Stellvertreters nur für diese Zeit berechnet war. Jedoch blieben die Heere zuweilen länger im Felde, besonders unter Alfred, in dessen harten und fortgesetzten Kriegen mit Hastings. Sie wurden indeß, wie die sächsischen Geschichtschreiber berichten, mehr durch das offne und kluge Verfahren dieses großen und patriotischen Königs, als durch Zwangsvorschriften zusammengehalten. In der Ueberzeugung, daß der einfallende Feind durch eine in die Länge gezogene Kriegführung sicherer zu überwinden sey, als durch Hauptschlachten mit der vereinigten Masse des Volks, theilte Alfred dasselbe in zwei Theile. Der eine konnte zu Hause bleiben, um seinen gewöhnlichen Geschäften nachzugehen, während der andere sich den Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges unterzog **). Wenn die eine Hälfte eine

*) Hier muß wohl ein Irrthum obwalten.

Anm. d. Einsenders.

**) Diese Hälfte zerfiel wiederum in zwei Theile. Der eine davon besetzte die Festungen und Schlösser, welche Alfred an mehreren schicklichen Punkten hatte anlegen lassen, und der

gewisse Zeit Dienste geleistet hatte, so wurde die andere beordert, deren Stelle zu ersetzen, und auf diese Art lösten sie sich einander wechselseitig ab. Durch diese geschickte Einrichtung erhielt der König beständig ein Heer im Felde, zur Ueberraschung seiner Gegner, so wie zur Bewunderung und Erleichterung seiner Untethanen *).

Diese Art, die Truppen zu versammeln und zu ordnen, war so bewundernswerth an sich selbst, als jeder andere Theil des Plans. Das Haupt jeder Familie wurde durch öffentliche Bekanntmachung aufgefordert, seine verschiedenen dem Kriegsdienst unterworfenen Mitglieder nach dem bestimmten Orte zu führen. Familie hinter Familie marschirte auf diese patriarchalische Weise

---

andere war bereit, bei dem geringsten Anschein der Gefahr sich auf den bestimmten Sammelplätzen einzufinden. Das ganze Königreich war also gleichsam eine einzige große Garnison. Die Dänen konnten nicht sobald in irgend einer Gegend landen, als sie auch schon eine hinlängliche Macht zu ihrem Empfange bereit fanden, und zwar ohne daß die übrigen Provinzen dadurch entblößt oder wehrlos geworden wären. (Russels Geschichte des heutigen Europa's, Bd. I. Aus dem Englischen übersetzt von Zöllner.)

Anm. d. Red.

*) Es ist kaum möglich zu glauben, daß der Felddienst nur zwei Monate gewährt haben soll, da diese Zeit nicht hinreichte, die Männer in den entfernten Theilen des Reichs zusammen zu berufen, oder bei ihrer Entlassung vom Heere kaum in dieser kurzen Frist in ihre Heimath gelangen konnten; denn man muß immer die Art und Weise der Administration, so wie die des Reisens zu jenen Zeiten in Betracht ziehen, wo alles maschinenmäßig bewegt wurde.

Anm. d. Eins.

zum Uebungsplatze, und wurde bei ihrer Ankunft daselbst nicht vertheilt und aus einander gebracht, sondern blieb vereint. Zehn Familien bildeten eine große Abtheilung, welche deshalb Zehner genannt wurde.

Ueber jede derselben war ein Offizier gesetzt, der sie unmittelbar befehligte und den Namen Conductor führte. Zehn solcher Abtheilungen vereinigt, bildeten wieder eine größere unter dem Namen eines Hunderts. Diese stand unter dem Befehl der bedeutendsten obrigkeitlichen Person des Orts, die in dieser Eigenschaft Hundertführer (Hundredary) genannt wurde. Mehrere Hunderts, deren Anzahl nach den Umständen verschieden war, bildeten ein größeres Korps, Trything genannt, von dem Trythingman befehligt.

Nach Verhältniß der Größe oder Bevölkerung der verschiedeuen Grafschaften ergab sich auch die Zahl der Trythings; sie mochten nun stärker oder schwächer seyn, so wurde die gesammte Streitkraft jeder Grafschaft durch einen Befehlshaber ihrer eignen Wahl geleitet. Gewöhnlich war dies einer aus dem Adel, geachtet wegen seiner großen, ausgezeichneten Eigenschaften an Weisheit, Muth und Treue. Er erhielt den Namen Herzog. Auch die Offiziere der untern Klassen wurden stets von ihren Abtheilungen gewählt. Ueber die gesammte Macht des Landes, aus welchen Grafschaften oder von welcher Stärke sie auch seyn mochte, hatte der König zur Zeit des Krieges den vollkommensten Befehl, den er zuweilen in Person ausübte, zuweilen ihn dem Kyningshold übertrug, so viel als des Königs Lieutenant oder General. Dieses Amt hörte aber mit den Feindseligkeiten wieder auf.

In Friedenszeiten fiel der Befehl über die Völker

wiederum dem Herzoge zu, dessen Macht in allem, was die Oekonomie, Führung und den Befehl seines Kontingents betraf, sehr beträchtlich war, und, wie Einige glauben, ihre bestimmten Grenzen überschritt, indem sie den Vorrechten der Krone zu nahe trat. Mehrere Beispiele in früheren englischen Jahrbüchern beweisen, daß sie oft gemißbraucht wurde, um die königliche Macht zu unterdrücken, und die rechtmäßige Thronfolge zu hindern. Auch war sie bloß durch die Bescheidenheit der Herzöge selbst begrenzt, denen es überlassen blieb, die Kriegsmacht der Grafschaft zu ordnen, wie sie es für die Ehre der Krone und den Dienst des Reichs am besten fanden.

Diese wenigen Einzelheiten sind alles, was uns durch Tradition über die Kriegsverfassung der Anglo-Sachsen überliefert worden ist. So unvollständig sie aber auch seyn mögen, so reichen sie doch hin, zu zeigen, daß die damaligen kriegerischen Einrichtungen dem Geist der Zeiten, so wie der Lage und dem Geist des Volks nicht übel angemessen, und dem Zweck des Widerstandes oder der Vertheidigung zusagend waren. Die Zusammenziehung der Heere geschah so schnell, als ihre Bildung leicht, ihre Unterhaltung wohlfeil, ihr Befehl gelinde war, und ihr Dienst nur die leichtesten Opfer der bürgerlichen Gewohnheiten und Freiheiten verlangte. So gering war nur die Veränderung in der Lebensweise im Kriege, daß das Lager eher einer Stadt ähnlich gewesen seyn muß, wo Jedermann von seinen Verwandten und Freunden und von der gewöhnlichen Obrigkeit umringt war, als einer Versammlung von Menschen, die sich zu einem fremdartigen Zwecke vereinigt hatten.

Die damaligen Kriegsgesetze müssen ferner wenig zahlreich und nur sehr einfach gewesen seyn, indem sie bloß einige besondere Zusätze zu den allgemeineu Verpflichtungen vorschrieben. So können einige gesetzliche Bedingungen in Bezug auf die Bildung des Kriegsstandes und dessen Erhaltung, als eines Körpers, bestanden haben. Aber dies war alles, was die Gesetzgeber für die Bildung der wahren Nationalkraft zu ordnen hatten. Das Uebrige der Militairverfügungen mag der Sorge der Herzöge, wie die Umstände sie nöthig erheischten, überlassen gewesen seyn, da schon bemerkt worden ist, daß deren Autorität sehr groß war. Da die Kriegsmacht nur bei entstehenden Umständen zusammen kam, und die Chefs wählbare Offiziere waren, so konnte sie, die anders organisirt so gefährlich hätte werden können, den Händen der Herzöge ohne irgend eine begründete Furcht und Gefahr anvertraut werden.

Es ist schon bemerkt worden, daß die gesetzlichen Folgen des Ungehorsams der zum Kriegsdienst Verpflichteten, welche auf die Aufforderung oder den Befehl des Königs nicht erschienen, in Geldstrafen oder im Verlust des Landes bestanden. Dies muß die Wirkung gehabt haben, daß die Reihen auf das prompteste gefüllt wurden.

Waren die Kriegspflichtigen einmal versammelt, so durften sie sich nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß entfernen, und diese wurde selten vor Beendigung der vorgeschriebenen Dienstzeit bewilligt. Entfernte sich ein Individuum ohne Erlaubniß, während sich der König bei dem Heere befand, so wurde es zum Verlust des Lebens und der Güter verurtheilt. Wenn aber ein Anderer das Heer befehligte, so kam der Ausgetretene mit einer

Geldstrafe von 120 Schill. und dem Verlust seines Landes, wenn er solches besaß, davon.

In der Sammlung von Gesetzen, welche den Titel: „Gesetze Eduards des Berichtigers“ führen, wird bestimmt, daß jeder Soldat Gut und Leben verliert, der zur Zeit des Krieges zu Lande oder zur See aus Feigheit seinen Führer verläßt, oder seinen Kameraden im Stiche läßt, und der Oberherr (Lord) eines solchen Abtrünnigen war berechtigt, jede früher zu seinen Gunsten gemachte Verwilligung von Land wieder zurück zu nehmen. Ein anderer Befehl bestimmt dagegen, daß alles, was man einem in Gegenwart seines Oberherrn im Felde gefallenen Krieger für geleistete Dienste und andere Pflichten schuldig war, dessen Erben übersandt werden, und diesen erlaubt seyn sollte, sich das Geld und Land des Gefallenen zuzueignen, und auf die gesetzmäßige Weise zu theilen, ohne irgend eine Verkümmerung.

Nach diesen allgemeinen Grundgesetzen bedurfte es keiner besondern Feststellungen in geringeren Sachen, indem jeder Krieger seine Gesetztafel mit sich führte, und dieselben Pflichten gegen seine Nachbarn und Kameraden auszuüben hatte, deren Erfüllung ihm innerhalb der Mauern seiner Stadt oder seines Dorfes oblag. Da seine Vorgesetzten zugleich auch obrigkeitliche Personen seines Orts waren, welche die Militair- und Zivil-Autorität in sich vereinigten, so konnten sie um so leichter auf die Erfüllung seiner Pflichten wachen, und ihn als Bürger und Soldaten in den Schranken der Ordnung erhalten.

Der Gang der Militair-Justizverwaltung ist aus keiner für sich bestehenden schriftlichen Nachricht zu erse-

hen; aber die Axe, um die sich das ganze militairische System drehte, konnte dennoch, obwohl mühsam, aus andern Nachrichten ausfindig gemacht werden. Der vorzüglichste Zweck der Kriegseinrichtung bestand wohl darin, die große Masse des Volks mit so wenigen Veränderungen als möglich bei veranlaßter Gelegenheit, und durch die Einfachheit der Sache selbst begünstigt, den militairischen Anforderungen des Staats zu unterwerfen, und dabei vorsichtig alle früher vorhandenen Bande zwischen Volk und bürgerlichen Vorgesetzten zu erhalten. Indem diese, kaum mit einiger Veränderung des Titels, als Kriegsbefehlshaber zu wirken fortfuhren, mithin ihre Stellung zu den Untergebenen dieselbe blieb, so merkten diese nicht einmal eine Aenderung ihres Verhältnisses. Das Ganze glich daher gleichsam einer nomadisirenden asiatischen Horde.

Hierdurch war also der Hauptidee ein Genüge geleistet, die ganze Masse des Volks mit allen seinen Verwaltungszweigen auf die leichteste und sicherste Art von seiner friedlichen Beschäftigung in eine ganz entgegengesetzte zu versetzen, ohne traurige Rückerinnerungen an die Heimath in dem Kriegspflichtigen zu erwecken. Es ist bemerkenswerth, wie zweckmäßig nach dieser Verfassung die Mittel mit der Ausführung übereinstimmten, und mit welcher Leichtigkeit die Leute ihre gewöhnliche Kleidung abwarfen, und sich (denn es ist buchstäblich nichts anderes) mit einem neuen und ganz verschiedenen Gewande versahen. So wurden der Conductor, der Hundertführer, der Trythingman und der Herzog durch besondere Geschicklichkeit mit den Rechten und der Autorität ihres Amtes von den Diensten des Forums zum Felddienst versetzt. Auch ist zu vermuthen, wenn gleich

nicht mit völliger Gewißheit zu behaupten, daß die Krieger nach denselben Gesetzen und in derselben Art regiert wurden, wie in ihren bürgerlichen Verhältnissen zu Hause. Dieser Umstand dürfte mehr denn jeder andere den rohen und unbezahlten Kriegerstand jener Zeiten mit dessen Unbequemlichkeiten, welcher Art sie auch gewesen seyn mögen, ausgesöhnt haben.

Es ist gewiß vieles in diesem einfachen und natürlichen System, hinsichts der damaligen Zeiten, Kultur, Sitten und gesellschaftlichen Verhältnisse, zu billigen; jedoch hat es nicht ein so großes Verdienst, um es, wie Einige behaupten wollen, jeder andern Kriegsverfassung vorziehen zu können.

Vom Feudal-System.

Der Ursprung des Feudal-Systems, wie aus einigen glaubhaften Nachrichten hervorgeht, ist der Militair-Politik der Celten *) zuzuschreiben, und wurde von ihnen in die bei Auflösung des römischen Reichs in Besitz genommenen Länder mit hingebracht. In welchen Theilen Europa's sie auch Kolonien stifteten, so findet man immer dies System in Anwendung. Es enthielt den Hauptantrieb für den Eroberungsgeist, und schien das beste Mittel zu seyn, das eroberte Land zu behaupten. So stützte es sich auf einen einzigen, aber mächtigen Grund: — auf die genaue Verbindung des Privat- mit dem öffentlichen Interesse, durch den einfachen Prozeß einer gemeinsamen Vertheilung des eroberten Landes unter die vornehmsten Befehlshaber des Heers, und von diesen wieder an die Un-

*) Warum nicht allgemeiner der Germanen? A. d. R.

terbefehlshaber bis zu dem geringsten Krieger hinab. Dabei waltete die Bedingung vor, daß ihr gegenseitiges Rangverhältniß auch in ihren Besitzungen in Kraft blieb. Diese Vereinigung der Interessen, und diese Rückwirkung der Verpflichtungen wurden durch die größten Feierlichkeiten bezeichnet. Der mit dem Landbesitz Begabte leistete dem unmittelbaren Vertheiler der Ländereien den Eid der Treue, mit der Verpflichtung, ihm rechtliche Dienste zu Hause und auswärts, im Frieden oder Kriege, zu leisten; der Bruch eines solchen Eides verwirkte die Einziehung des Verwilligten.

Aus diesem System geht hervor, daß von der Sicherheit des Ganzen die Sicherheit des Einzelnen, und umgekehrt, abhing. Kein Individuum konnte in dieser politischen Verfassung beleidigt werden, ohne daß es der ganze Körper mit empfand, und die geringste Erschütterung an dem einen äußersten Ende der Kette theilte sich sogleich den übrigen Gliedern derselben mit. Vom obersten Befehlshaber bis zum geringsten Soldaten herrschte nur ein und dasselbe Interesse. Dieses war zwar nach den Graden verschieden; sobald indeß das Ganze in Gefahr war, bewaffneten sich alle Hände für die allgemeine Sache. Auf diese Art war ein Heer beständig vereint, und bei jeder Veranlassung bereit, ins Feld zu rücken.

Die Verbindung, welche das Ganze zusammenhielt, war der Grundbesitz selbst, Lehn genannt. Auf kluge Weise diente es als Belohnung für geleistete Dienste, und verpflichtete zugleich zu künftigen Dienstleistungen. Die Kraft und Stärke dieses Systems zeigte sich überall in so furchtbarer Wirkung, daß es nach und nach von den andern Nationen umher als ein unumgängliches Vertheidigungsmittel ebenfalls angenommen wurde.

Um das Jahr 800 gab es wohl keinen Staat auf dem Festlande mehr, wo nicht das Feudal-System eingeführt war. Auch in der Normandie herrschte es in dem Grade vor, daß darin die Hauptursache des vollständigen Triumphs der normännischen Waffen in England zu suchen ist.

Obgleich die Umstände nicht geeignet waren, dies System auf einmal in England einzuführen, so ließ der Eroberer Wilhelm doch keine Gelegenheit vorbeigehen, jedes zufällige Ereigniß deshalb zu benutzen. Hierbei ist wohl zu bemerken, daß die große Charakteristik des Systems in dem wirklichen oder vermeinten Recht des Eroberers besteht, sich als obersten Herrn des ganzen Landes zu betrachten. Welches nun auch die Folgen eines einzelnen Sieges gewesen seyn mögen, so konnten sie doch nicht so entscheidend ausgefallen seyn, um den Sieger, durch den Erfolg geschmeichelt, zu der Meinung zu veranlassen, daß der bloße Besitz des Schlachtfeldes auch den Besitz aller Ländereien des Königreichs nach sich ziehe, um denselben nach seinem Willen, mit Verachtung der Rechte des wirklichen Besitzers, in jede beliebige Form verwandeln zu können. Wenn der vorsichtige Normann dieser Meinung gefolgt wäre, so würde er von seiner Täuschung durch die sich von allen Seiten stark sammelnden Feinde, indem er in das Innere des Königreichs vorschritt, bald zurückgekommen seyn. Ohne sich aber durch den Erfolg blenden zu lassen, fand er es seiner Politik angemessener, seinen Plan Schritt vor Schritt zu verfolgen. Die häufige Opposition, welche ihm in den ersten Jahren seiner Herrschaft entgegengestellt wurde, wußte er in eben so viele Vortheile zur Beförderung seiner großen Absicht, das Königreich dem

Feudal-System zu unterwerfen, zu verwandeln. Jedes erfolgreiche Gefecht, jede neue Eroberung bot eine Gelegenheit dar, seine fremden Anhänger mit dem genommenen Lande des Gegners zu belohnen, und an diese Vertheilungen, da sie durch seine Hände gingen, alle die Feudal-Bedingungen zu knüpfen, woran dessen Anhänger gewöhnt waren.

Die Ungeduld und Ruhelosigkeit der neuen Unterthanen beförderten vielmehr des Eroberers Pläne, anstatt sie zu hindern. Ein Aufstand nach dem andern erfolgte mit ihren beständigen Begleitern: Verlust des Landes und Besitznahme desselben, bis daß der größte Theil der Ländereien des Königreichs durch die freigebige Vertheilung des Herrschers in die Hände der Normannen übergegangen war, welche sich bereit zeigten, es gegen alle Ereignisse und auf alle Gefahr zu vertheidigen. Die Menge oder auch die Hartnäckigkeit dieser Aufstände hatte die Nothwendigkeit, große Heere zu errichten, zur Folge. Dies erforderte beständig Rekruten und Verstärkungen von auswärts, und es kamen daher immer neue Lehn-Kandidaten in das Land, wodurch sich die Zahl der Lehnsmänner unendlich vermehrte. Diese, schon in sich selbst mächtig, wurden es in einigen Jahren, nach der Eroberung des ganzen Landes von normännischen Großen und deren Anhängern, noch mehr durch die Anlegung einer zahllosen Menge befestigter Schlösser, mit deren Hülfe sie ihre Eroberungen sicherten, und das Volk in einer steten Unterwürfigkeit erhielten.

Im Jahre 1085, ungefähr neunzehn Jahre nach der Eroberung, hielt der Sieger es für gut, und glaubte nicht länger säumen zu müssen, seinen letzten politischen Akt bekannt zu machen, wodurch dem Lande das Siegel

der Unterwerfung aufgedrückt wurde. Er lautete dahin, daß im Allgemeinen das ganze Land dem Kriegsdienste unterworfen seyn sollte. Um dieses zu bewerkstelligen, verordnete er eine allgemeine Vermessung der Ländereien, welche in bestimmte Theile getheilt, Ritter-Lehen genannt, und in ein besonderes Buch, das Gerichtstagbuch, einregistrirt wurden. Im Jahre 1086 betrug schon die Anzahl der einregistrirten Lehen über 60,000. Zu derselben Zeit wurden alle Gutsbesitzer und Edelleute aufgefordert, sich zum Könige nach Sarinn zu begeben, um sich der vorgeschriebenen Kriegsverpflichtung zu unterwerfen, und in dieser Beziehung den Eid der Treue zu leisten. Des Königs Absicht war nicht übel, er bezweckte eine zahlreiche, ausgewählte Mannschaft, wohlbewaffnet und bekleidet, zur unumschränkten Disposition der Krone für eine festgesetzte Zeit in Bereitschaft zu haben. Die Stärke der neuen Macht sollte der Anzahl der Ritter-Lehen gleich seyn, und auf folgende Art gestellt werden:

Jeder Besitzer eines Ritter-Lehns war auf des Königs Aufforderung gezwungen, mit seinem Pferde und angemessenen Waffen zu erscheinen, und mußte in jeder Hinsicht bereit seyn, den König in seinen Kriegen zu begleiten, und zwar 40 Tage im Jahre, welche Zeit von dem Tage an gerechnet wurde, wo er beim Heere eintraf. Hielt der Dienst ihn länger beim Heere zurück, so bekam er für die Mehrzeit einen nach einem bestimmten Satz pro Tag berechneten Sold.

Besaß ein Grundherr mehrere Ritter-Lehen, so mußte er für jedes Lehn über eins einen Substituten stellen, welcher in derselben Art und unter den nämlichen Bedingungen zu dienen verpflichtet war, als der

Lehnsherr selbst. Der unmittelbare Lehnsmann der Krone durfte nach Verlauf der gesetzmäßigen Dienstzeit seine Ritterpflicht durch Stellung von zwei gemeinen Rittern ablösen. Der Eigner eines halben Lehns mußte zwanzig Tage dienen, und so ein jeder nach Verhältniß der Größe des Lehns. Die Ländereien der Geistlichen waren keineswegs von dieser Pflicht befreit; jedoch erhielten letztere die Erlaubniß, andere für sich zu stellen. Frauen oder Unmündige, als Besitzer von Hauptlehen, oder Lehnsritter, die wegen Krankheit oder Gebrechlichkeit nicht selbst Dienste leisten konnten, durften ihre Dienstpflicht ebenfalls durch Stellvertreter verrichten lassen; jedoch war mit dieser Nachsicht stets die Entrichtung eines Geldbeitrags verbunden.

Um die Stellung von Substituten zu erleichtern, hatten die Hauptlehnsmänner das Privilegium, für ihre Untergebenen oder Verwandten Unterlehen zu errichten, und zwar unter denselben Bedingungen der Treue gegen sie, unter denen sie selbst Land von der Krone erhalten hatten. Jeder Unterlehnsmann mußte demnach seinem Herrn, wohl beritten und bewaffnet, auf eigne Kosten in den Krieg folgen, und demselben alle die Dienste leisten, welche dieser seinerseits dem Könige zu leisten verpflichtet war. Endlich hatten auch wieder die Unterlehnsmänner ihre Abhängigen, und es war in den ersten Zeiten der Feudal-Institutionen nichts Ungewöhnliches, Lehnsritter der Krone inner- oder außerhalb des Reichs mit einem ungewöhnlichen Gefolge von Reitern und Fußgängern in den Krieg ziehn zu sehn.

Unaufmerksamkeit oder Ungehorsam gegen die Aufforderung der Krone hatte zuweilen Verlust des Lehns, gewöhnlich aber eine sehr bedeutende Geldstrafe zur Folge.

Der Konstabler oder Marschall und die Großoffiziere der Armee gaben den Rittern, welche ihre Dienstpflicht geleistet hatten, Atteste, um sich damit auszuweisen, oder auch um den rückständigen Sold zu erheben, wenn sie außerordentliche Dienste geleistet hatten.

Auf diese Weise erhielt die gewöhnliche Kriegsmacht einen Zuwachs von 60,000 Mann Reiterei, ganz geeignet, furchtbaren Aufständen des Volks zuvorzukommen, oder sie bald zu dämpfen. Wie die Macht der Krone sich aber immer mehr und mehr befestigte, sah man auch bald ein, daß auf einer Insel ein so bedeutendes Reiterkorps, seiner ursprünglichen Zweckmäßigkeit ungeachtet, zu großen Unternehmungen im Kriege wenig geeignet war. Es traten daher auch späterhin bedeutende Veränderungen in seiner Einrichtung ein. Die fremden, durch die Eroberung in das Land gekommenen Soldaten rechnete man nicht zu der eigentlichen Kriegsmacht des Landes, da sie, ihrer Einrichtung nach, bloß als Vertheidiger des Königreichs betrachtet, folglich nur innerhalb desselben gebraucht wurden. Man sollte glauben, daß sie hinreichend waren, in Verbindung mit den Feudal-Truppen die Macht des Eroberers aufrecht zu erhalten; aber Wilhelm hielt sich dennoch nicht genug gesichert, sondern fügte diesen zahlreichen Truppen noch fremde Söldlinge aller Nationen mit der Bestimmung bei, zur Vertheidigung der Festen und Schlösser, so wie zur Bewachung der Grenzen gegen Schottland und Walis zu dienen. Unter den späteren Regenten aber gebrauchte man sie auch zur Unterdrückung der steigenden Macht der Barone und der plötzlichen Aufstände des Volks. Endlich unterhielt Wilhelm der Eroberer noch ein anderes, besser gebildetes, disziplinirtes und

besoldetes Korps Inländer (Stipendiaries genannt). Es diente späterhin zu einem kräftigen Hülfsmittel zur Bändigung der Feudalisten, und war der erste Anfang eines stehenden Heeres.

Erst unter Heinrich II. erlitt das Feudal-System eine Abänderung, indem derselbe erlaubte, daß die Ritter ihre Dienste gegen eine Geldvergütung ablösen konnten. Der Betrag dieser Abfindung war nicht bestimmt, und kam auf die Uebereinkunft des Souverains mit den Unterthanen an. Je beschwerlicher die verlangten Dienstleistungen waren, desto häufiger wurden dergleichen Verträge geschlossen, und desto höher stiegen die Abfindungssummen. Dadurch erhielt die Krone eine neue, nicht unbeträchtliche Einnahme, und demnächst die Mittel zur Unterhaltung eines disziplinirten und der Krone ergebenern Heeres, als die Truppen der herrschsüchtigen Vasallen. Bald dehnte man diese Steuer auch auf die Ländereien der Ritter aus, und vermehrte dadurch die Mittel, die Macht des Herrschers zu befestigen, und die der Barone zu stürzen. Allein die neuen Auflagen wurden bald so drückend, besonders unter dem König Johann und dessen unmittelbarem Nachfolger, daß die Stände und Unterthanen anfingen, sich dagegen zu sträuben, woraus beständige Fehden zwischen der Regierung und den Baronen entstanden, die viel Blut kosteten, und mehrmalige Veränderungen in der Thronfolge herbeiführten.

Die auf einander folgenden Herrscher sahen recht gut ein, daß durch einen Hauptschlag die Barone und Vasallen des Reichs gedemüthigt werden mußten, und daß man zuerst die Bollwerke ihres Trotzes untergraben müsse, um die Füchse zu fangen. Demnach befahlen die

Könige Johann und Heinrich III. die Zerstörung der Ritterschlösser. Nach einem Schriftsteller soll Heinrich gesagt haben, es gäbe so viele Könige, als Besitzer von Schlössern. In der Absicht, das Feudalwesen dahin abzuändern, daß die Gestellung zum Kriegsdienst gegen Zahlung einer Steuer gänzlich aufhöre, erweiterte die Krone ihre Staatseinkünfte bedeutend, womit, wie schon erwähnt, der Anfang von Heinrich II. gemacht wurde. Als unter der Regierung dieses Königs die Kriegs-Lehnfolge aufgehört hatte, mußten die Männer der Grafschaften, welche Wehrmänner genannt wurden, sich bestimmte Waffen anschaffen. Sie wurden, um sie in eine militairische Ordnung zu bringen, von Zeit zu Zeit zusammengezogen, und durch tüchtige, vom Monarchen erwählte Offiziere zum Kriegsdienst ausgebildet. Die Vollmacht dieser Offiziere war willkührlich, da sie nach keiner festen Bestimmung handelten, sondern nach des jedesmaligen Regenten Willen verfuhren. Da aber das Volk klagte, und das Betragen der Offiziere drückend fand, so machte Heinrich IV. hierin Aenderungen. Auch verordnete derselbe, daß kein Wehrmann, weder außerhalb des Königreichs, noch selbst außer den Grenzen seiner Grafschaft, mit Vorbehalt höchst dringender Noth, dienen, oder Mannschaft zu stellen gezwungen werden sollte, ohne die Genehmigung des Parlaments dazu einzuholen. Die vorerwähnten Offiziere waren anfänglich nur zeitweilig angestellt, blieben aber späterhin, unter dem Titel Lieutenants der Grafschaften, und zwar zuerst unter der Regierung Heinrichs VIII. oder dessen Nachfolgers, beständig in ihrem Posten.

Der König Philipp und die Königin Marie widerriefen indeß die Kriegsverordnungen Heinrichs II.

2*

und Eduards I., und erließen andere, laut welchen die Waffen der früheren Zeiten mit denen von neuerer Zeit und Erfindung vertauscht werden mußten. Unter Jakob I. verschwand endlich die letzte Spur von dem militairischen Zweige des Feudal-Systems. Ihm folgte das Werbesystem. Eduard III. gab den Offizieren, welche schon gedient hatten, oder die gern dienen wollten, Vollmacht, eine erforderliche Anzahl Freiwilliger anzuwerben, und ließ sich auch in Privatunterhandlungen mit Individuen ein, welche die Gestellung einer bestimmten Anzahl Truppen übernahmen, und sie nach einer bestimmten Norm gut bewaffneten *). Diese Truppen mußten dann gegen festgesetzten Sold auf bestimmte Zeit hindurch zu einer besondern Bestimmung dienen. Die Größe des Soldes richtete sich nach der Dienstzeit, und der mehr oder wenigern Hoffnung, Beute oder Gefangene zu machen, indem die Höhe des Lösegeldes einen Hauptumstand in diesen merkwürdigen Kontrakten ausmachte. Es war nichts Ungewöhnliches, daß zur Zeit Eduards III. und Heinrichs V., wo diese Art Unterhandlungen am meisten in Gang kamen, die hohe und niedere Geistlich-

*) Die Könige von England waren überhaupt die ersten Regenten des neuern Europa's, welche sich, ihrer Besitzungen in Frankreich wegen, der Soldtruppen bedienten. Das erste Beispiel davon kommt unter Heinrich I., im Jahre 1103, im Kriege mit seinem Bruder Robert vor. Auch sein Nachfolger Stephan unterhielt die sogenannten Barbanzonen, d. h. Soldtruppen, welche größtentheils aus Niederländern bestanden, die vermuthlich wegen der damaligen großen Ueberschwemmung ihr Vaterland verlassen hatten. (Russel's Geschichte des heutigen Europa's, Bd. II.)

Anm. d. Red.

keit, ja sogar Frauen, in prahlerischen Urkunden sich verpflichteten, Soldaten für die königliche Armee zu stellen. Es fehlt selbst nicht an Beispielen, daß ehrwürdige Prälaten die geworbenen Mannschaften persönlich zum Kampfplatz führten, wie Wilhelm von Melton, Erzbischoff zu York, es im 13ten Regierungsjahre Eduards II. that, um die Einfälle der Schotten zu hemmen.

So viele Veränderungen auch die Form der brittischen Kriegsverfassung während den oben angeführten Perioden erlitten hatte, so blieb die oberste absolute Leitung und Verwaltung der Heeresmacht doch immer in den Händen der Regierung, und wurde nur in den stürmischen und rebellischen Zeiten, und dann nur augenblicklich, hinsichts der Organisation, Anwendung und Leitung der Nationalkräfte, vom Parlamente kontrollirt. Die Krone hat zu allen Zeiten, nach ihrem Gutdünken und ohne einer andern Autorität Mittheilung zu machen, die wirkliche oder anscheinende Nothwendigkeit, Heere zu errichten, beurtheilt, und die Anzahl und Eigenschaft der Truppen, welche erfordert wurden, bestimmt. Die Zeit und Art des Dienstes, die Ordnung in dem Kriegswesen, mithin auch die Gesetze desselben, und alles darauf Bezug habende, so wie die Mittel vorzuschlagen, um den Frieden wieder herzustellen, waren ihr ebenfalls allein überlassen.

Der Eroberer und sein unmittelbarer Nachfolger haben sich im Besitz ihrer neuen Eroberung keinen Zwang hinsichts der Kriegsangelegenheiten angethan. Sie unterhielten beständig, wahrscheinlich als eine nothwendige Vorsicht zur Erhaltung ihrer neu erworbenen Herrschaft, ein Korps fremder Söldlinge, welche willkührlich bei den Unterthanen einquartiert waren. Sie nahmen auch kei-

nen Anstand, die willkührlichsten und lästigsten Abgaben dem Volke aufzulegen, wenn es ihnen an Mitteln fehlte, ihre zahlreichen Heere zu erhalten. Ungeachtet der sich durch den Verkauf der verwirkten Güter beständig vermehrenden Einnahme ihres Schatzes, begnügte sich besonders Wilhelm II. damit nicht, sondern bemächtigte sich der Einkünfte der Geistlichkeit, indem er die erledigten Stellen nach Willkühr unbesetzt ließ, und zuweilen an den Meistbietenden Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und andere der ersten geistlichen Ehrenstellen verkaufte. Bei seinem Tode hat er, wie man bestimmt weiß, ein Erzbisthum, zwei Bisthümer und zwölf reiche Abteien in Händen gehabt, deren Einkünfte zur Unterhaltung einer zahlreicheren Kriegsmacht hinreichend gewesen wären, als er selbst zu unterhalten für nöthig hielt.

Unter Heinrich II., welcher in den unaufhörlichen Streitigkeiten mit seiner Geistlichkeit, und daher auch mit der päpstlichen Gewalt, alle die Mittel, welche seine Vorfahren benutzten, erschöpft hatte, entstand eine neue Quelle von Einnahme (Scutage *)) dadurch, daß er

---

*) Wahrscheinlich so viel als Schildgeld. Jedes Ritterlehn zahlte 3 Pfd. Sterl. Diese vielleicht erste Abgabe dieser Art ließen sich die Barone gern gefallen. Der König warb mit diesem Gelde ein Heer, das mehr von seinen Befehlen abhing, und dessen Dienste dauerhafter und regelmäßiger waren. Um die Werbungen noch mehr zu erleichtern, erweiterte er die Vorrechte des Volks, und machte es unabhängiger von den Baronen, die es so lange in Knechtschaft oder im Zustande der grausamsten Unterdrückung gehalten hatten. (Russel's Geschichte des heutigen Europa's, Bd. II.)

Anm. d. Red.

erlaubte, die Befreiung vom persönlichen Kriegsdienst durch Geld zu erkaufen. Der Ertrag dieser Einnahme war anfangs unbestimmt, und anscheinend unbedeutend, wurde aber späterhin durch eine kluge Anwendung in eine nie aufhörende und unerschöpfliche Abgabe für die Ländereien derjenigen verwandelt, welche dem Kriegsdienst verpflichtet waren. Dieser Abgabe wurde noch eine andere auf das bewegliche und persönliche Eigenthum beigefügt, unter dem Namen Zehnten und Funfzehnten, je nachdem von dem Werth Steuern erhoben wurden. Durch diese Mittel war der König im Stande, mächtige Heere zu erhalten, welche mit vieler Klugheit angeführt wurden, und glückliche Erfolge hatten, wie die bedeutenden Eroberungen in Frankreich und die Eroberung Irlands beweisen.

Heinrich wußte ferner vor seinen Streitigkeiten mit der Geistlichkeit den Unterthanen so viel kriegerischen Geist mitzutheilen, daß einer der Prälaten *) (derselbe, mit dem sein unglücklicher erster Streit entstand) veranlaßt wurde, ein Korps von 6000 Mann, wobei 700 Ritter waren, zu einer Expedition jenseits des Meers auf eigne Kosten zu erhalten. Dieser König verordnete auch im Anfange seiner Regierung, daß eine Anzahl der inneren Festen, welche die Politik seiner Vorgänger errichtet hatte, niedergerissen werden sollten.

Richard II. unternahm Kriegszüge romantischer Art, die ihm zwar Ruhm erwarben, seinem Lande aber nicht den geringsten Nutzen gewährten, nämlich den Kreuzzug nach Palästina. Mehrere seiner Nachfolger

*) Des Königs Kanzler, der nachmalige Erzbischof von Canterbury, Thomas von Becket. Anm. d. Red.

ahmten, dem Geiste des Zeitalters gemäß, seinem Beispiele nach, zum großen Schaden der Bevölkerung und der Kräfte des Königreichs. Außerdem, daß in diesen nutzlosen Kriegen Menschen und Geld verschwendet wurden, sind noch mehr die gewaltsamen Schritte zur Herbeischaffung von Mitteln zu deren Fortsetzung zu beklagen. Man verkaufte Krongüter und privilegirte Ländereien, Ehrenstellen und Titel an Unterthanen, und veräußerte sogar bedeutende Aemter und feste Plätze an fremde Souveraine, wie z. B. Roxburg und Berwieze für 10,000 Mark an den König von Schottland. Der Dienst der Ritterlehnsbesitzer wurde verlängert, dem geringeren Lehnsbesitzer eine Abgabe von 5 Schill. für jeden Morgen Land aufgelegt, und die früher bestandenen Geldstrafen wurden erhöht. Die Wiederholung dieser gewaltsamen Maßregeln während der folgenden langen und kriegerischen Regierung Johanns I. setzte endlich die mächtigen Barone in offene Fehde mit dem Könige. Sie beendigten solche nicht eher, als bis sie für sich und das Volk die Magna Charta errungen hatten, welche der König indeß nur gezwungen bewilligte, indem er die darin festgesetzten Privilegien wieder umzustoßen und zu vernichten suchte. Zu dem Ende brachte Johann ein Heer, aus Fremdlingen von verschiedenen Nationen bestehend, in das Land. Diese Truppen richteten aber wegen ihrer Zügellosigkeit wenig aus.

Auch Johanns Nachfolger, Heinrich III., war nicht glücklicher mit diesen fremden Söldlingen, und mußte erfahren, daß aus fernen, fremden Gegenden gedungene Vertheidiger der königlichen Rechte nur schwache Werkzeuge der Staatspolitik waren, die Gemüther bloß [illegible]itterten, und sich nie mit den natürlichen Ver-

theidigern des Reichs messen konnten. Er wurde sogar durch diese wenig versöhnende Maßregel gezwungen, die Magna Charta, durch Uebereinkunft mit den Baronen, zu bestätigen. Dennoch fuhr der König in seiner willkührlichen Regierungsweise fort, indem er sich, bei der Weigerung des Parlaments, die Mittel zu seinen Expeditionen durch gewaltsame Wegnahme öffentlicher Gelder ꝛc. verschaffte.

Das Parlament und die Großen des Reichs, entrüstet über die Verletzung der Charte durch den König, und seiner Schikanen müde, erklärten ihn nun für unfähig, die Zivil-Verwaltung zu führen. Die dadurch entstandenen inneren Kriege endeten damit, daß das Parlament dem Könige im 14ten Jahre seiner Regierung die uneingeschränkte Obergewalt über die Kriegsmacht ließ. Ein Beweis davon ist die Verordnung, von jeden zwei Aeckern Land einen Mann zu stellen, der ihm vier Tage auf Kosten des Dorfs dienen mußte.

Eduard I. behauptete ebenfalls eine uneingeschränkte Gewalt über die Armee, und dehnte seine Rechte in dieser Hinsicht so weit aus, als es nur von seinen Vorgängern geschehen war. In den Kriegen gegen Gaskonien und Schottland ließ er Geldbeiträge anstatt der persönlichen Kriegsdienste erheben, die für ein Ritterlehn 20 Pfd. Sterl. betrugen. Er entließ seinen Konstabler und den Großmarschall aus seinem Dienste, weil sie gezögert hatten, die Nationalmacht aufzubieten, um den Krieg in Flandern fortführen zu können. Er bemächtigte sich, nachdem ihm von Seiten der Geistlichkeit aller Beistand verweigert worden war, ihrer weltlichen Lehen, bis daß sie sich bequemten, ein Fünftheil der Einkünfte der Krone zu bewilligen, worauf die Zurück-

gabe erfolgte. Zu demselben Zwecke nahm er, ohne Bewilligung des Parlaments, und als die Barone ihm den Beistand ebenfalls verweigert hatten, die Wolle und das Leder von dem Markt, damals der bedeutendste merkantilische Reichthum und die Haupteinnahme des Landes, und erzwang auf diese Art von jeder Grafschaft einen hinlänglichen Beitrag für sein Heer. Dies Verfahren ist um so merkwürdiger, als schon das Parlament sich geneigt gefunden hatte, diesem Fürsten Geldbeiträge zu bewilligen, wodurch es einen so bedeutenden Einfluß erlangt hatte, daß der König zuerst verordnete, von dem Volke keine Auflagen ohne Bewilligung des Unterparlaments zu erheben.

Dem König Eduard II., Nachfolger Eduards I., wurde wegen seiner Unfähigkeit zum Regieren, und seiner Vorliebe und Begünstigung für die Fremden, ein Staasrath beigeordnet, der ihn in seinen königlichen Pflichten unterstützte. Der König konnte aber dennoch durch Bestechung der Rathsmitglieder, wenn es ihm geeignet schien, die streitbare Macht des Königreichs unter seine Fahnen versammeln. Im ersten Jahre seiner Regierung verlangte er den Beistand der Kriegs-Lehnsmänner zu einer ungewöhnlichen Zeit, und verlängerte ihren Dienst über die Gebühr. Er befahl dem Adel, so wie den Städten und Dörfern, nach Verhältniß ihrer Kräfte Truppen zu stellen, und auf ihre eignen Kosten zu unterhalten. So mußte der Herzog von Lancaster 2000 Mann, und die Hauptstadt 500 Mann stellen.

Unter Eduard III. wurde das Vorrecht der Krone in seinem größten Umfange angewendet, indem die Regierung 2000 niederländische Soldaten einführte, um zur Bekämpfung Schottlands mit gebraucht zu werden.

Im 25sten Jahre dieser Regierung wurde die bisherige Art Truppen auszuheben, gänzlich verändert, indem diese, wie schon früher gesagt ist, nach Kontrakten mit dem hohen und niedern Adel, von demselben gegen einen bestimmten Sold gestellt wurden.

Jakob I. brachte große Summen zusammen, indem er erbliche Ehrenstellen gegen einen bestimmten Geldbeitrag, gleich den Unterhaltungskosten von 30 Fußsoldaten während drei Jahren, bewilligte, Monopolien ertheilte, und denen Geldstrafen auferlegte, welche die Ehre des Ritterstandes nicht annehmen wollten oder verletzten.

Karl I. befahl, daß die Besitzer von Ländereien mit einem jährlichen Einkommen von 40 Pfd. Sterl. die Ehre des Ritterstandes annehmen, und dafür eine bedeutende Summe erlegen sollten. Auch ließ dieser König seine Soldaten bei den Bürgern einquartieren. Durch einen Befehl des geheimen Raths wurden zu verschiedenen Malen die Grafschaften aufgefordert, ihre Truppen-Kontingente zu stellen, und Kommissionen zur Bildung derselben in alle Theile des Landes geschickt. Im ersten Jahre seiner Regierung lieh er dem Könige von Frankreich sechs große Schiffe, um gegen die Protestanten in la Rochelle gebraucht zu werden. Karl begnügte sich aber nicht allein mit der unumschränkten Ausübung der Militairgewalt, sondern wollte diese auch auf die Zivilangelegenheiten ausdehnen. Allein das Unterparlament, welches bis jetzt diesen Zweig verwaltete, setzte sich mit Standhaftigkeit dagegen, vertheidigte hartnäckig seine Rechte, und griff selbst die militairischen Vorrechte des Königs, welche bis dahin unangetastet geblieben waren, mit Macht und Erbitterung an. Ein Bürgerkrieg war

die natürliche Folge davon, und endete damit, daß der König Krone und Leben einbüßte, und das Parlament eine größere Gewalt ausübte, als die Könige früher je gehabt hatten.

Dieser Zustand der Dinge war jedoch von keiner Dauer, denn Karl II. erhielt im angeblich dreizehnten Jahre, wirklich aber im ersten Jahre seiner Regierung, bei der Restauration der königlichen Gewalt, von dem Parlamente alle die Vorrechte, in militairischer Beziehung, zurück, welche seine Vorfahren besaßen, so daß der König oberster Befehlshaber (Generalissimus) des Heers war, woran sich auch das Recht schloß, Forts und befestigte Plätze da anzulegen, wo es der König für zweckmäßig halten würde.

Da das Heer bis dahin nicht feststehend, sondern der Dienst in demselben nur auf kurze Zeit oder für bestimmte Zwecke geleistet wurde, nach deren Beendigung oder Erfüllung ein jeder seiner früheren Beschäftigung wieder nachging, so gab es auch noch keine bestimmte feststehende Kriegsgesetze, sondern die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Kriegszucht nöthigen Verfügungen wurden von den Königen nach den Umständen erlassen. So befahl Richard I., bei Gelegenheit des Kreuzzuges nach Jerusalem, um Einigkeit zwischen den Soldaten und Matrosen zu erhalten, daß der, welcher am Bord des Schiffs einen Mord verübte, an den Leichnam gebunden und in das Meer geworfen, oder, wenn der Mord auf dem Lande geschehen, mit dem Leichnam zusammen verscharrt werden sollte. Wer Jemand mit der Hand geschlagen hatte, sollte dreimal in die See getaucht werden; wer des Diebstahls überführt wurde, dessen Kopf sollte kahl geschoren, ihm darüber siedendes

Pech gegossen, und sodann mit Federdaunen bestreut werden, damit er kennbar wäre; auch sollte er an dem ersten Ufer, welches das Schiff ansichtig würde, ausgesetzt werden.

Richard II. erließ, mit Zuziehung seines Seneschalls, Großkonstablers und Marschalls, so wie der Lords, Grafen, Barone ꝛc., welche der König für gut fand mit zu Rathe zu ziehen, militairische Gesetze unter dem Titel: Statuten, Verordnungen und Gebräuche, welche in der Armee beobachtet werden sollen.

Heinrich V. erließ ebenfalls dergleichen Verordnungen, mit Zuziehung der ihn umgebenden Großen. Er gab auch in seinem eignen Namen an den Befehlshaber in Rouen und an dessen Lieutenant Verhaltungsregeln hinsichts der Verpflegung der Garnison, so wie seines zu beobachtenden Verfahrens gegen die benachbarten Bewohner der Festung. Diese Bestimmungen wurden durch das Verhalten des Befehlshabers und den Mißbrauch seiner richterlichen Funktionen in der Verwaltung der Rechtspflege für nöthig und gut befunden. Der Mißbrauch der Rechtspflege schien überhaupt eine Hauptursache zur Klage gegen die Befehlshaber der festen Plätze des Kontinents zu seyn, so daß ein Bevollmächtigter beauftragt wurde, alle festen Plätze, Städte und Schlösser zu bereisen, um zu untersuchen, wie sich die Befehlshaber, Gouverneurs, Offiziere und Soldaten, hinsichts der sorgfältigen Bewachung dieser Plätze und des Benehmens gegen die Einwohner derselben, betrügen.

Heinrich VII. erließ vor der Schlacht von Stoke, im zweiten Jahre seiner Regierung, mit Zuziehung des

Raths, mehrerer Bischöfe, Lords und Räthe, die gegenwärtig waren, einen Befehl an das Heer, der, nach dem Inhalt und Zweck desselben, einer allgemeinen Proklamation ähnlich war. Er verordnete, daß diejenigen, welche Kontrakte wegen Stellung von Soldaten eingegangen waren, ihre Verbindlichkeit vollständig zu erfüllen hätten, mit dem Bedeuten und der Warnung, daß im Fall des Ungehorsams der Kontrahent mit Gefängniß und Einziehung aller seiner Güter zu Gunsten des Königs bestraft werden sollte. Diese Strafe wurde auch auf diejenigen ausgedehnt, welche von dem Solde ihrer Soldaten mehr zurückbehielten, als was zur Bekleidung derselben gesetzlich festgesetzt war.

Heinrich VI. hatte schon im 18ten Jahre seiner Regierung verordnet, daß diejenigen Individuen, welche durch Kontrakte auf festgesetzte Zeit zum Dienst gestellt waren, und denselben früher und eigenmächtig verließen, wie Diebe bestraft werden sollten. Die Untersuchung und Bestrafung wurde den Friedensrichtern überlassen, wie denn überhaupt den Zivilgerichten die Bestrafung der Militairpflichtigen oblag, wo die Militair-Bestimmungen nicht ausreichten.

Hinsichts der Subordination hatte Richard II. zuerst verordnet, daß Jedermann dem Könige, so wie seinem Konstabler und Marschall, gehorsam seyn solle, bei Verwirkung von Leben und Gütern. Heinrich VIII. setzte dieß jedoch näher fest, indem er bestimmte, daß jeder, welches Ranges, Standes oder welcher Nation er seyn möchte, dem Feldherrn Gehorsam leisten sollte, bei Strafe gehangen oder geviertheilt zu werden, oder bei andern vom Feldherrn zu bestimmenden Strafen. Wer Einfälle in das dem Lager benachbarte Land machte,

ohne Befehl des Königs oder seines Lieutenants erhalten zu haben, oder wer Häuser und Gebäude in Feuer setzte, wurde mit dem Tode bestraft. Eben so wer die Fahne verließ, oder Waffen und Munition wegwarf. Wer vor dem Anfang des Gefechts sich zurückzog, wurde, wenn es ein Offizier war, aus dem Lager verbannt; Soldaten und Privaten wurden dezimirt; die übrigen mußten als Schanzgräber und Gassenkehrer dienen, bis daß eine muthvolle That den Flecken wieder ausgewischt hatte. Wenn bei Musterungen Leute untergeschoben waren, die nicht wirklich zur Truppe oder Kompagnie gehörten, so wurden die Thäter mit dem Tode bestraft. Jeder, der sich zu einer betrüglichen Musterung herlieh, wurde nach des Königs Gutachten mit Gefängnißstrafe belegt. Geliehene Waffen, um bei der Musterung vorgezeigt zu werden, wurden weggenommen. Heinrich VIII. befahl auch, daß die Anführer von Truppentheilen ihren untergebenen Soldaten den Sold ohne alle Verkürzung zahlen sollten, und wo dies nicht geschähe, sie dem Kriegsschatzmeister ihre Gründe angeben müßten, bei Strafe der Einziehung ihrer Güter und des Gefängnisses, nach Gutdünken des Königs. Der Soldat konnte sich, wenn er sich bevortheilt sah, bei dem Schatzmeister über seine Anführer beklagen, und bekam, wenn die Anklage gegründet war, hinlängliche Abhülfe. Wer sein Pferd absichtlich verdarb, um dadurch vom Dienst loszukommen, verlor es, und mußte als Schanzarbeiter dienen; oder wenn er sein Pferd, so wie der Fußsoldat einen Theil seiner Waffen, durch Nachläßigkeit, Liederlichkeit, Würfel- oder Kartenspiel verlor, mußte er als Schanzgräber oder Gassenkehrer dienen, bis daß er das Verlorene auf seine Kosten ersetzt hatte.

Spießruthenlaufen war auch schon eine Strafe damaliger Zeiten, jedoch selten angewendet, ausgenommen bei außerordentlichen Fällen, und stets schimpflich für das Korps, zu dem der Verbrecher gehörte. Körperliche Strafen wurden ebenfalls nur selten gebraucht, und wenn es geschah, auf der Stelle, und ohne weitere Untersuchung. Das hölzerne Pferd reiten und das Drehrad (Whirligig) waren häufiger angewendete Strafen. Erstere wurde den Soldaten, letztere aber Marketendern und anderm Gefolge des Heers aufgelegt. Das hölzerne Pferd bestand aus zusammengefügten Brettern, die eine scharfe Kante bildeten, 8 bis 9 Fuß lang, auf vier Pfosten stehend, 6 bis 7 Fuß hoch, und auf einer Stelle angebracht, die durch Baumstämme beweglich gemacht war. Kopf und Schwanz waren, um die Aehnlichkeit hervorzubringen, auch angebracht. Der zu dieser Strafe Verurtheilte wurde mit auf den Rücken gebundenen Händen auf ein solches Pferd gesetzt, und häufig, zur Erhöhung der Strafe, an jedem Fuße mit daran gebundenen Gewehren beschwert, um, wie es scherzweise genannt wurde, zu verhindern, daß das Pferd ihn nicht abwürfe. Diese Strafe war besonders bei der Infanterie eingeführt, wurde aber endlich abgeschafft, da man fand, daß sie dem dazu Verurtheilten körperlich schadete. Das Drehrad war ein runder hölzerner Käfig, der sich auf einer Angel drehte, und in Bewegung gesetzt, mit einer solchen Schnelligkeit sich herumdrehte, daß der Missethäter ganz krank wurde, und gewöhnlich sich aus allen Oeffnungen ausleeren mußte.

Das jetzt übliche mit Ruthen peitschen ist eine Verfeinerung der früheren körperlichen Züchtigung, indem es die Härte der Strafe durch die längere Dauer des Schmer-

Schmerzes vermehrt. Es scheint erst in späteren Zeiten wegen der sehr veränderten Beschaffenheit der Kriegsleute nothgedrungen eingeführt worden zu seyn. Früher war der Kriegsstand aus Personen von Vermögen, und vorzüglich aus Landeigenthümern zusammengesetzt, die sich im Stande befanden, die ihnen zuerkannten leichteren Strafen durch Geld abzulösen, jetzt aber besteht dieser Stand aus Leuten, die aus dem Kriegsdienst ein Gewerbe machen *).

*) Bekanntlich ist in England das Werbesystem noch so vollständig im Gebrauch, daß eigentliche Aushebungen gar nicht statt finden. Anm. d. Red.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Das Gefecht bei Dierstein (Dürrenstein) am 11. Novbr. 1805.

(Mit einem Plane.)

Nach den Begebenheiten bei Ulm, mit denen der Feldzug von 1805 zwischen Frankreich und Oestreich, den letztern Staat tief erschütternd, sich eröffnete, fand Napoleon, unaufhaltsam im Vordringen gegen das Herz des deutschen Kaiserstaats begriffen, zuerst am Inn wieder die Spuren eines gegen ihn im Felde stehenden Heeres. Es befehligte dies der russische General Kutusow, der, in Verbindung mit den östreichschen Divisionen der Generale Meerfeld und Kienmayer (diese kaum 30,000 Mann stark), seine Truppen, welche von den Franzosen auf etwa 35 bis 40,000 Mann geschätzt wurden, in einem Lager bei Wels an der Traun (28 Meilen von Wien) zusammenhielt. Da er in den Korps von Bernadotte, Davoust, Mürat, Soult, Lannes, Marmont und den Garden Napoleons ein Heer von 150,000 Feinden vor sich hatte, so beschloß er, jede Hauptschlacht zu vermeiden, und sich, so oft es nöthig würde, der Uebermacht durch einen Rückzug zu entziehen, zu welchem er für die Division Meerfeld (12,000 Mann) den Weg von Steyer über Höllenstein

und Annaberg *) auf Lilienfeld (20 Meilen), für den übrigen Theil des Korps die große Straße von Ens über Amstetten nach St. Pölten (16 Meilen) bestimmte.

Die Franzosen überschritten am 26. und 27. Okt. den Inn bei Wasserburg, Mühldorf und Braunau, und gewannen am 4. Novbr. die Debuscheen von Ens und Steyer. Gleichzeitig hatte Ney, der seit dem 25. Okt. mit 24,000 Mann von Ulm über Landsberg gegen Tyrol in Bewegung war, sich den Eingang in dies Gebirgsland gebahnt, und den mit der Vertheidigung Tyrols beauftragten Erzherzog Johann auf der Brennerstraße ins Drauthal verschlagen. In Italien hatte Massena mit 52,000 Mann den Erzherzog Karl aus der Gegend von Verona bis zum Tagliamento gedrängt, während der mit der Vertheidigung des Votarlbergs beauftragte General Jellachich, durch Ney's rasches Vordringen von Tyrol abgeschnitten, den Rückzug in das Lager von Feldkirch nahm, woselbst er den 15. Novbr., von einer Division des Korps von Augereau eingeschlossen, das Gewehr streckte.

Napoleon, der vom 4. bis 10. Novbr. sein Hauptquartier in Linz hatte, glaubte aus dem bei Amstetten (15 Meilen von Wien) vorgefallenen Arriergardengefecht, in welchem die Franzosen mehr als gewöhnlichen Widerstand gefunden hatten, schließen zu können, daß Kutusow in einer Stellung bei St. Pölten (7 Meilen von Wien) eine Schlacht annehmen werde, und berief deshalb zu den auf der großen Straße gegen Wien vorrükkenden Korps von Mürat, Soult, Lannes und den Garden das von Waidhofen gegen Gaming in Bewe-

*) Ueber Maria-Zell oder seitwärts? D. R.

gung gesetzte Korps des Marschalls Bernadotte über Amstetten zur großen Heerstraße zurück, während Davoust und Marmont die Bestimmung erhielten, jener von Gaming über Annaberg und Lilienfeld, dieser über Leoben und Maria-Zell gegen den linken Flügel der Stellung von St. Pölten zu manövriren. Gleichzeitig glaubte Napoleon, wegen der von Budweis nach Linz und von letzterm Orte auf dem linken Donauufer nach Krems führenden Straße, zur Sicherung seiner linken Flanke Anstalten treffen zu müssen. Er befahl daher dem General Dupont, mit seiner Division und der des Generals Dumonceau von Passau auf dem linken Donauufer in die Höhe von Linz vorzurücken, wohin ebenfalls die bisher dem Korps von Lannes einverleibt gewesene Division Gazan, nebst der Dragoner-Division des Generals Klein, auf Schiffen übergesetzt wurden. Von letzterer ging sogleich ein Dragoner-Regiment zur Rekognoszirung auf der Straße nach Budweis bis gegen Freystadt vor.

Diese auf dem linken Donauufer versammelten Truppen wurden am 5. Novbr. unter den Befehl des Marschalls Mortier gestellt. Dieser erhielt die Weisung, am folgenden Tage gegen Krems zu marschiren, und sich in der Höhe des auf dem rechten Donauufer vorrückenden Korps des Marschalls Lannes zu halten, aber immer in einer Position hinter diesem stehen zu bleiben, und, um nicht unerwartet angegriffen und in Verlegenheit gesetzt zu werden, sich stets durch seine Kavallerie vor der Front und in der Flanke gehöriges Licht über die feindlichen Bewegungen zu verschaffen. Einige Schiffe der Flotille des Kapitains Lostange, welche Napoleon auf der Donau zur Kommunikation zwischen beiden

Ufern organisirt hatte, wurden zur Disposition des Marschalls gestellt. Derselbe fand am 5ten des Abends die Divisicn Gazan gegenüber von Linz versammelt. Die Divisionen Dupont und Dumonceau waren noch einen Marsch rückwärts.

Während diese Anordnungen von Napoleon aus seinem Hauptquartier zu Linz getroffen wurden, hatte Kutusow seinen Rückzug über Mölk fortgesetzt. Entschlossen, keine Schlacht anzunehmen, bevor er nicht seine Vereinigung mit der in Anmarsch begriffenen zweiten russischen Armee (deren erste Kolonnen, unter dem General Burhövden, um diese Zeit noch nicht die Grenze von Mähren erreicht hatten) bewirkt haben würde, entschied er sich, den General Kienmayer mit den ihm untergebenen öſtreichschen Truppen auf der großen Straße nach Wien zurückziehen, das russische Heer aber auf der steinernen Brücke bei Mautern vom rechten auf das linke Donauufer übergehen zu lassen. Diese Bewegung wurde am 9. Novbr. ausgeführt, und in der darauf folgenden Nacht die Donaubrücke zerstört. Kutusow nahm darauf eine Stellung abwärts Krems, mit dem rechten Flügel bei Weinzirl, mit dem linken bei Landersdorf. Die Kavallerie wurde zwischen Krems und der Donau auf den daselbst befindlichen Auen zur Beobachtung des rechten Ufers aufgestellt. Gefäll, drei Stunden von Krems, wurde besetzt, und begrenzte die Ausdehnung des rechten Flügels im Gebirge. Das Hauptquartier war in Krems. Die Avantgarde stand auf der Straße gegen Weißenkirchen bei Stein (¼ Stunde von Krems), und hatte die Vorposten bis Ober-Loiben vorgeschoben. Die Stärke des russischen Korps soll etwa 25,000 Mann betragen haben.

Befehlshaber glaubte dem abziehenden Feinde keine Zeit lassen zu dürfen, und gab, in der Hoffnung einer baldigen Ankunft der Divisionen Dupont und Dumonceau, der Division Gazan Befehl, dem General Graindorges über Diernstein zu folgen. Letztere erreichte auch noch an dem Abend desselben Tages die abwärts genannten Orts gelegene Thalweitung, und nahm daselbst eine Stellung mit dem rechten Flügel bei Ober-Loiben, mit dem linken auf dem steilen Abfalle der Gebirgsfüße. Das Zentrum stand hinter einem kleinen Hohlwege, der von Ober-Loiben nördlich in die Straße führt. Die Frontausdehnung dieser Stellung betrug etwa 1300 Schritte. In der Ebene stand die Infanterie in drei Treffen, das 4te Dragoner-Regiment (drei Eskadrons) vorwärts derselben zwischen Ober- und Unter-Loiben. Als Reserve blieben zwischen Diernstein und dem Waldstein 1500 M. Infanterie, und in Diernstein selbst, wo der Marschall sein Hauptquartier aufschlug, 200 Mann. Die Vorposten besetzten den Pfaffenberg, Rothenhof und die Gebirgshöhe bei Neudeck und Lacken. Die Gegend von Scheibenhof und Rohnhofer, aus welcher Wege von Krems über das Gebirge gegen Diernstein in Flanke und Rücken der französischen Aufstellung führten, blieb unbewacht. Nur auf den nördlich von Diernstein gelegenen Ruinen eines alten Schlosses, in welchem einst Richard Löwenherz als Gefangener geschmachtet hatte, wurde ein Avertissementsposten von drei Mann aufgestellt, um den Anmarsch der über Weißenkirchen erwarteten Divisionen Dupont und Dumonceau zu erspähen.

Kutusow, der in seiner am 9ten bezogenen Stellung bei Krems unverrückt stehen geblieben war, beschloß, dem Marschall Mortier sein Uebergewicht fühl-

bar zu machen. Im Allgemeinen von der Stellung und Verfassung des Feindes unterrichtet, entwarf er, in Gemeinschaft mit dem östreichschen General Schmidt, der das Amt eines General-Quartiermeisters bei dem russischen Korps versah, einen Angriffsplan, der darauf beruhte, die Franzosen am 11. Novbr. im Donauthal in der Front, und, vermittelst einer über Egelsee und Scheibenhof gegen Diernstein eingeleiteten Umgehung, in Flanke und Rücken anzufallen. Zu diesem Zwecke sollten 10,000 Mann nebst zwei Kanonen in der Nacht vom 10ten zum 11ten aus dem Lager von Krems nach Egelsee marschiren, um sich von dort, nach Aufnahme einer Kavallerie-Abtheilung, die von Gefäll nach Egelsee befehligt war, in drei Kolonnen in den Rücken der feindlichen Aufstellung zu schleichen. Die erste Kolonne, unter Führung des Generals Schmidt, ward angewiesen, den Weg an dem nördlich von Scheibenhof gelegenen Kreuze vorbei bis Resch zu verfolgen und von dort links über den Heudorer ins Donauthal einzubiegen. Die zweite und dritte Kolonne sollten gemeinschaftlich bis Scheibenhof marschiren, die zweite alsdann durch das Pfaffenthal, die dritte, unter Führung des Generals Gerhard, über Hof und das alte Schloß bei Diernstein, und über Neudeck durch die gegen Loiben auslaufenden Gebirgsschluchten ins Donauthal herabsteigen.

Den 11. Novbr. früh um 12½ Uhr setzten sich die zu dieser Unternehmung bestimmten Truppen aus dem Lager bei Krems in Bewegung. Sie trafen nach einem Marsche von etwa einer halben Meile gegen 2 Uhr Morgens bei Egelsee ein. Dort wurde etwas geruht, und die Artillerie (zwei Kanonen) auf den Schloßberg gebracht. Die Kavallerie-Abtheilung aus Gefäll traf eben-

falls ein. Um 5 Uhr Morgens wurde der Marsch in der oben bezeichneten Richtung fortgesetzt. Nach der damals bei den Russen üblichen Sitte hatte die Infanterie ihre Tornister unter einer Bedeckung von 1500 Mann bei Egelsee zurückgelassen *).

Indeß dies im Gebirge vorging, beeilte man sich, die französische Aufstellung im Donauthal in der Front zu beschäftigen und festzuhalten. Der größere Theil der im Lager bei Krems zurückgebliebenen Infanterie wurde am 11ten zum Angriffe gegen Loiben vorgeführt. Sie debuschirte um 7 Uhr Morgens bei Förthof, vertrieb die Franzosen aus Rothenhof und Unter-Loiben, und befand sich um 8 Uhr im Angesichte der oben bezeichneten feindlichen Aufstellung. Die Franzosen schickten sich zu einer ernsthaften Gegenwehr an. Die Kavallerie wurde hinter Ober-Loiben zurückgenommen, und die zu den Vorposten verwendet gewesene Infanterie-Abtheilung als erstes Treffen des linken Flügels auf den Abfall des Gebirges gestellt.

Die Russen hatten ihren linken Flügel bei Unter-Loiben, und dies Dorf selbst mit drei Kanonen besetzt. Das Zentrum wurde mit zwei Kanonen auf dem nördlich von Unter-Loiben zwischen diesem Dorfe und der Straße gelegenen steilen Hügel aufgestellt. Der rechte Flügel suchte das Gebirge zu erstürmen. Während dieser aber hartnäckigen Widerstand erfuhr, drang der linke Flügel mit Erfolg gegen Ober-Loiben vor. Um

*) Nach der Angabe des k. k. östr. Hauptmanns v. Kotzebue sollen diese 1500 Mann keine Tornisterwache, sondern eine Reserve gewesen seyn. (Vergl. Versuch einer Beschreib. Schlacht bei Dürrnstein. 1807.) D. R.

11 Uhr war schon ein Theil dieses Dorfes in russischen Händen.

Um diesen heftigen Angriffen zu widerstehen, hatte der Marschall Mortier die zwischen Diernstein und dem Waldstein zurückgehaltene Reserve von 1500 Mann zur Unterstützung seines rechten Flügels berufen, und den linken Flügel, durch Einschiebung des zweiten Treffens in das erste, zur Umfassung des feindlichen rechten Flügels verlängert. Diese Maßregeln gaben dem Gefechte eine für die Russen nachtheilige Wendung. Die Franzosen nahmen den ihnen schon entrissenen Theil von Ober-Loiben wieder, machten daselbst 200 Mann zu Gefangenen, drangen gegen Unter-Loiben, stürmten auch dieses Dorf, und eroberten die darin aufgestellten Kanonen. Gleiche Fortschritte wurden auf dem linken Flügel gemacht. Die ganze russische Linie sah sich zum Rückzuge über Rothenhof gegen Stein gezwungen. Um 12 Uhr Mittags waren die Franzosen Meister des Pfaffenberges, des Förthofes und des Geisberges. Einzelne Tirailleurs streiften schon gegen den Schloßberg und Egelsee.

Kutusow zog, zur Herstellung des Gefechts, die bei Landersdorf zurückgelassene Infanterie-Reserve heran. Zwischen Rothenhof und Stein tritt das Gebirge ganz nahe an die Donau. Um daher auf der großen Straße von Stein wieder vorrücken zu können, mußte man zuvor den Abfall der Gebirgsfüße, welcher die Straße vollkommen beherrscht, vom Feinde säubern. Erste Bedingung zum Vordringen war daher die Wegnahme des Geisberges. Zu diesem Zwecke wurde eine russische Kolonne auf dem nördlich von Krems zum Schloßberge führenden Fußsteige nach genanntem Berge in Bewe-

gung gesetzt. Dort verstärkte sie sich durch die daselbst bei den Kanonen stehen gebliebene Abtheilung, stieg, in Verbindung mit dieser, den Berg an der Südseite wieder hinab, warf die bis dahin schon vorgedrungenen feindlichen Tirailleurs zurück, und setzte über den Steiner Bach. Eine Abtheilung wandte sich darauf gegen den Schindergraben, um durch den Wald den auf dem Gebirge aufgestellten Feind im Rücken anzugreifen. Der Rest der Kolonne suchte den Berg in der Front zu erstürmen.

So vereinten Angriffen vermochten die Franzosen nicht die Stirn zu bieten. Sie wurden vom Geisberge vertrieben, und nahmen ihren Rückzug über den Pfaffenberg. Da indeß die Russen auch im Donauthale über Förthof vorgedrungen waren, mußte ebenfalls der untere Theil des letzteren Berges von den Franzosen verlassen werden. Sie setzten sich jedoch von neuem zwischen dem Lacken und Neudeck *), woselbst sich nun ein hartnäckiger Kampf entspann, dessen Entscheidung erst gegen 3 Uhr durch die vom General Gerhard geführte Abtheilung zu Gunsten der Russen erfolgte.

Auch im Donauthal, namentlich bei Rothenhof, fanden die Russen einen heftigen Widerstand. Der rechte Flügel der Franzosen hatte sich in Unter-Loiben festgesetzt. Ihre Front lief nördlich von diesem Dorfe bis ans Gebirge, auf dessen Abfall der linke Flügel Posto gefaßt hatte. Diese Stellung konnte jedoch nicht gegen den Andrang der durch frische Truppen verstärkten Russen lange gehalten werden. Diese gewannen auf der gan-

---

*) Vom Hptm. v. Kotzebue „die Schwarzlaken und das Neudeck" genannt. D. R.

zen Front Terrain, am erfolgreichsten auf der Heerstraße. Der bei Unter-Loiben gelegene Berg wurde erstürmt und mit Geschütz besetzt. Dies nöthigte die Franzosen, ihren Rückzug in die am Morgen inne gehabte Stellung, mit dem rechten Flügel an Ober-Loiben, wieder zu beziehen. Die Sachen standen jetzt wie beim Anfange des Gefechts.

Die Russen begnügten sich jedoch damit nicht, sondern setzten die Offensive fort. Während der rechte Flügel neue Anstrengungen machte, das Gebirge zu erstürmen, formirte sich der linke Flügel, an die Donau gelehnt, oberhalb Unter-Loiben, um zum Sturme von Ober-Loiben vorzugehen. Kaum hatte der Marschall Mortier dies bemerkt, als er seiner Kavallerie Befehl zum Einhauen gab. Diese ging durch Ober-Loiben, marschirte vor dem Dorfe auf, und begann die Attake. Die russische Infanterie ließ sich aber nicht irre machen. Sie machte Halt, ließ die Kavallerie auf 30 Schritte herankommen, und gab eine Generalsalve. Die Kavallerie kehrte um. Sie gewann indeß wieder Muth, und machte eine zweite Attake, die aber wie die erste empfangen und abgeschlagen wurde, worauf die Kavallerie in größter Unordnung hinter Ober-Loiben zurückjagte, und nicht wieder zum Vorschein kam. Jetzt drangen die Russen in das Dorf ein, und eroberten es abschnittsweise nach hartnäckiger Gegenwehr.

Es mochte etwa gegen 4 Uhr Nachmittags seyn. Um diese Zeit erschienen endlich die russischen Gebirgskolonnen im Donauthale. Ein Rückblick auf ihre Bewegungen wird daher nöthig seyn.

Gegen 8 Uhr des Morgens war die zweite und dritte Kolonne auf ihrem Marsche von Egelsee bei Schei-

benhof angekommen. Man machte dort Halt, um zu rekognosziren. Der General Gerhard, nur von einem Jäger aus der Gegend begleitet, ging auf dem Fußsteige über den Hof gegen Diernstein vor. Bei den Ruinen des alten Schlosses angekommen, bemerkte man das dort aufgestellte oben erwähnte Piket von drei Mann. Diese hatten die Augen nach der Gegend von Weißenkirchen, und gewahrten daher nicht, was anderwärts um sie vorging. Der General Gerhard ließ den Jäger sich so nahe als möglich heranschleichen, und befahl, Feuer zu geben. Der Schuß streckte zwei nieder, der dritte stolperte vom Felsen und verschwand. Dies war das Signal zum Vorrücken für die zurück gebliebenen Kolonnen. Die dritte verfolgte den Fußsteig nach dem Schlosse, wo der Schuß gefallen war. Als man aber den dort vermutheten Feind nicht fand, hielt der General Gerhard es für gerathen, sich mit seinem Gros wieder links gegen die Gebirgshöhe von Neudeck zu wenden, und begnügte sich, ein kleines Detaschement den Fußsteig vom Schlosse nach Diernstein herab verfolgen zu lassen. Die zweite Kolonne begab sich von Hof in das Pfaffenthal, und verfolgte es bis zu seiner Ausmündung. Der Marsch geschah sehr vorsichtig und langsam, ein Detaschement Infanterie an der Spitze, dann folgten 300 Pferde, denen man, zur Vermeidung alles Geräusches, die Hufe bewickelt hatte; die übrige Infanterie beschloß den Zug.

Diese Kolonne erreichte zuerst das Donauthal, etwa zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags, beim Eintritt des Pfaffenthaler Wassers in die Donau. Als man dort keinen Feind fand, bog die Tete links nach der großen Straße nach Diernstein. In der Neustadt dieses Orts angekommen, stieß man zuerst auf die daselbst zur Re-

serve zurückgelassenen 200 Franzosen. Diese glaubten anfangs in ihren Feinden die Avantgarde der Division Dupont zu erblicken, und begrüßten die Ankömmlinge mit einem Freudengeschrei. Als sie aber die Wahrheit erkannten, begaben sie sich eilig durch die Stadt nach dem Kremser Thor, und schickten sich dort zu ernster Gegenwehr an. Hier kam es zu einem Gefechte, dessen Entscheidung durch die bald darauf eintreffende von dem General Gerhard vom Schlosse nach Diernstein herabgeschickte Abtheilung herbeigeführt ward. Die 200 Franzosen sahen sich von den an Zahl überlegenen Russen in die Flanke genommen, überließen ihnen das Debuschee aus dem Kremser Thor, und flohen zu ihren bei Loiben nicht minder schlimm verwickelten Kameraden.

Der Marschall Mortier vernahm das Feuer in seinem Rücken bei Diernstein, als Ober-Loiben so eben in die Hände der Russen gefallen war. Er ließ seinen rechten Flügel nach der großen Straße sich zurückbiegen, und suchte dort, so gut er konnte, eine Masse zu formiren, die den von Rothenhof, von Ober-Loiben, und auch jetzt von Diernstein gegen ihn andringenden Russen eine Front bieten könnte. Sein linker Flügel behauptete sich noch auf den Abfällen des Gebirges. Indeß hatte der General Gerhard mit seiner Kolonne die Gebirgshöhe bei Lacken und Neudeck erreicht. Dort fochten noch mit abwechselndem Glücke die früher auf dem Geisberg und Pfaffenberg handgemein gewesenen Partheien. Sobald aber die frischen Truppen des Gerals Gerhard erschienen, konnte der Ausgang nicht zweifelhaft seyn. Die Franzosen stürzten in regelloser Flucht von den Bergen herab auf ihre bei Loiben fechtenden Kameraden, und verwickelten in Schreck und

Unordnung ihren bisher noch auf den Gebirgsfüßen Stand haltenden linken Flügel. Der General Gerhard folgte den Fliehenden auf dem Fuße nach, und der Marschall Mortier sah sich nun von allen Seiten umgangen und angegriffen. Seine Lage war verzweifslungsvoll. Dennoch vertheidigte er sich mit Entschlossenheit, in der steten Hoffnung, durch die Division Dupont befreit zu werden. Diese erschien aber nicht. Die Kraft seiner Truppen nahm mit jedem Augenblicke ab, der Andrang der Russen ward immer heftiger. An einen Rückzug war nicht mehr zu denken; der gefürchteten allgemeinen Auflösung war nicht mehr zu steuern, dennoch aber von einem Gewehrstrecken nicht die Rede. Jeder suchte sich zu retten, wo durch Tapferkeit kein Weg mehr zu öffnen war. Einige Schiffe des Kapitains Lostanges lagen auf der Donau bereit, die Flüchtlinge aufzunehmen. Dem Marschall gelang es, mit einigen Braven sich dahin durchzuschlagen. Ein Schiff nahm ihn auf, und brachte ihn glücklich auf das rechte Ufer. Von dort ließ er sich wieder nach Weißenkirchen übersetzen, wo er die Nacht vom 11. zum 12. Novbr. in der höchsten Unruhe zubrachte. Minder glücklich erging es dem General Graind'orges, der sich mit 1000 Mann ebenfalls in drei Schiffe geflüchtet hatte. Das eine, welches den General trug, wurde stromabwärts bis Stein getrieben, wo es in den Brückentrümmern hängen blieb, und gefangen wurde. Das zweite sank, von russischen Kugeln durchbohrt, in den Grund. Nur das dritte entkam.

Dem General Gazan gelang es, mit 400 Mann durch das Gebirge zu entrinnen. Er hatte den von den Russen unbesetzt gelassenen Fußsteig, der von Diernstein zum

zum alten Schlosse führt, eingeschlagen, und war, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, glücklich nach Scheibenhof gekommen. Von da ließ er sich durch einen Boten nach Spitz führen.

1300 Franzosen wurden gefangen, 4000 getödtet. Der Verlust der Russen wird auf 3 bis 4000 Mann an Todten und Verwundeten angegeben.

Um dieselbe Zeit, als die Niederlage des Marschalls Mortier bei Loiben entschieden wurde, hatte sich beim Waldstein noch ein zweites Gefecht entsponnen. Während der Nachtrab der durch das Pfaffenthal herabsteigenden zweiten russischen Gebirgskolonne noch im Defiliren begriffen war, und die Spitze, wie oben erwähnt, schon die Richtung nach Diernstein genommen hatte, erschien endlich beim Waldstein die Avantgarde der zur Unterstützung ihrer Kameraden herbeieilenden Division Dupont. Die Queue der russischen Kolonne warf sich ihr beim Waldstein sogleich entgegen, um durch Festhaltung dieses Defilees das Vordringen der Franzosen gegen Diernstein zu verhindern. Diese machten ihrerseits die heftigsten Anstrengungen, um sich den Durchgang zu eröffnen, wobei es zu einem blutigen Gefecht kam, in welchem die Franzosen an Zahl überlegen waren. Schon verloren die Russen Terrain, schon hatte sich eine Anzahl Franzosen über den Paß gedrängt, als eine vom General Schmidt, zur Sicherung seiner linken Flanke, auf dem Fußsteige bei der Weinheide herabgeschickte Infanterie-Abtheilung das Donauthal erreichte, und den Franzosen ganz unerwartet in den Rücken kam. Diese sahen sich dadurch zum Rückzuge veranlaßt. Ihre über den Paß schon vorgedrungenen Kameraden wurden abgeschnitten und in die Donau getrieben.

Die Russen verfolgten nun die französische Avantgarde bis auf die Division Dupont, die, etwa 3000 Schritte aufwärts von Diernstein, in zwei Treffen auf der Heerstraße und den sie beherrschenden Gebirgsfüßen aufmarschirt war. Zugleich hatte der General Dupont leichte Infanterie auf Schiffen nach den bewaldeten Inseln der Donau übersetzen lassen, um die auf der Straße vordringenden Russen in ein Flankenfeuer zu bringen. Unter diesen Umständen würden die Russen nicht Stand gehalten haben, wenn nicht jetzt, etwa um fünf Uhr Nachmittags, der östreichsche General Schmidt, mit der ersten Kolonne beim Hauderer debuschirend, der ersten Linie des Generals Dupont in der Flanke erschienen wäre. Nach einem hartnäckigen Gefechte, über das die Nacht einbrach, trat der General Dupont seinen Rückzug nach Weißenkirchen an, woselbst er, nicht weiter verfolgt, stehen blieb. Der General Schmidt wurde bei diesem Gefecht erschossen.

Nach französischen Berichten soll zwar der General Dupont bis Diernstein vorgedrungen seyn, und den Marschall Mortier aus der Umzingelung bei Ober-Loiben befreit haben; indeß ist die ganz anders lautende Erzählung des Hrn. v. Kotzebue, welche dieser Darstellung mit zum Grunde liegt, zu detaillirt und zu übereinstimmend mit den Folgen des Gefechts, als daß die Geschichte Anstand nehmen könnte, in der deutschen Quelle die Wahrheit zu erkennen.

In den Gefechten beim Waldstein und beim Hauderer wird der Verlust der Russen auf 600 Todte und 500 Verwundete, der der Franzosen auf 1500 Mann angegeben.

Die Begebenheiten bei Wien, wo es der List der

Franzosen gelang, sich der Donaubrücke zu bemächtigen, bestimmten den General Kutusow, am 12. Novbr. den Rückzug nach Mähren anzutreten.

Am 13. Novbr. zogen die Franzosen in Krems ein.

Das Gefecht bei Dierustein giebt zu einigen Bemerkungen Veranlassung.

Russischer Seits verdient der Entschluß, den unvorsichtig vordringenden Marschall Mortier zu bestrafen, eine lobende Anerkennung. Bei einem sieggewohnten Heere, wie es das französische war, geht oft in dem durch früheres Waffenglück erzeugten Selbstvertrauen die nöthige Rücksicht auf Vorbereitung der nächsten Schritte unter. Es liegt einmal in der Natur der meisten Menschen, die einseitig beurtheilte Gegenwart als Gewährleistung für die Zukunft zu betrachten. Das kräftigste Mittel, den Uebermuth in die Schranken zurückzuweisen, ist die Benutzung der von ihm dargebotenen Blößen. Kutusow legt hier durch die That an den Tag, daß er, fern von Einschüchterung, — nur zu oft eine Tochter des Waffenunglücks — in richtiger Würdigung seiner Kraft, des Augenblicks gewärtig war, der ihm ein Feld für sie darbot.

Anlage und Ausführung des russischen Angriffsplans sind gewiß voll militairischen Interesses. Er gehört zu denen, die den Erfolg auf das Zusammentreffen mehrerer, durch Detaschirung auf verschiedenen Wegen, der Leitung des Oberfeldherrn auf längere oder kürzere Zeit entzogenen Kolonnen bauen. Dergleichen Entwürfen sollen die gründlichste Logistik und eine weit blickende Umsicht auf alle Gegenfälle, so wie die Mittel zur Ueberwin-

dung derselben zur Seite stehn. Der Frontangriff im Donauthal mußte dergestalt eingeleitet werden, daß die Franzosen, nach der Entdeckung der sie umgehenden Gebirgskolonnen, so engagirt waren, daß es ihnen unmöglich ward, weder gegen jene zu detaschiren, noch das Gefecht durch einen geordneten Rückzug abzubrechen. Daraus folgt, daß der Angriff im Donauthal früher beginnen mußte, als die Franzosen von den sie umwickelnden Kolonnen Nachricht erhalten konnten. Es war aber auch der Klugheit gemäß, den Frontangriff im Donauthal so lange zu verschieben, als es nur jene oben erwähnten Rücksichten gestatteten. Denn man wird ein Gefecht unter gegenseitig gleichen Kräften vermeiden, wenn man die Gewißheit hat, später mit Ueberlegenheit angreifen zu können. — Der Kampf im Donauthal muß, bevor die russischen Gebirgskolonnen daselbst eintrafen, ziemlich mit gleichen Kräften geführt worden seyn. Kutusow zählte 25,000 Mann; davon waren 10,000 Mann nach Egelsee detaschirt, und ein Theil blieb bei Krems zurück. Mortier hatte in der Division Gazan 8000 Mann.

Kutusow setzte die Stunde des Angriffs im Donauthal um 7 Uhr fest. Nach den Erfolgen hätte es später seyn können, da die umgehenden Kolonnen erst zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags, bis dahin von den Franzosen unbemerkt, auf den Angriffspunkten eintrafen. Der Erfolg ist aber nicht der Maßstab für das Urtheil. Da man nicht wußte, wie weit die Franzosen ins Gebirge gedrungen waren, also auch nicht voraussehen konnte, wie früh die Kolonnen entdeckt seyn würden, so ward es nöthig, in der Front an der Donau lieber früher als später anzugreifen. Eine Berechnung, bei der

die Zeit zum Grunde gelegt wird, in welcher die Russen aus ihrem Lager bei Krems bis Egelsee marschirten, rechtfertigt auch die Bestimmung der Stunde, um welche Kutusow bei Förthof angreifen ließ. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, wie langsam der Gebirgsmarsch der Russen von Egelsee bis zu ihrem Eintreffen im Donauthal von Statten gegangen ist. Die Kolonne des Generals Schmidt gebrauchte neun Stunden zur Zurücklegung von etwa einer deutschen Meile. Wahrscheinlich ging die meiste Zeit durch allseitiges Rekognosziren verloren. Dennoch giebt es den Beweis, daß die Logistik des Gebirgskrieges eine andere ist, als die des Krieges in der Ebene.

Bei dem Gange des Gefechts selbst bestätigt sich wieder die alte Erfahrung, daß ein Angriff auf eine Stellung, die mit einem Flügel die Füße des Gebirges behauptet, während der andere in der Ebene steht, nur dann von Erfolg ist, wenn der Gegner auf jenem geworfen wird. Es scheint, als wenn die Russen, nach Eroberung von Unter-Loiben, besser gethan hätten, ihren linken Flügel in der Defensive zu halten, und alle Kräfte anzuwenden, um den feindlichen linken Flügel zu werfen. Der in und bei Ober-Loiben stehende Feind hätte alsdann von selbst weichen müssen, weil die Linie vom russischen rechten Flügel nach Diernstein ein Theil der Sehne des Bogens ist, welchen die Donau zwischen Diernstein und Rothenhof beschreibt, und Diernstein der einzige Rückzugspunkt der Franzosen war.

Es muß auffallen, daß bei dem Gefecht bei Loiben russischer Seits keine Kavallerie gebraucht worden ist, da Kutusow doch mit derselben versehen war, und auch für sie zwischen Diernstein und Unter-Loiben ein günsti-

ges Terrain gefunden hätte. Wäre sie bei der Hand gewesen, so hätte sie dem französischen Kavallerieangriffe begegnen, und auch später bei der Auseinandersprengung der Division Gazan das Entkommen der Flüchtlinge auf den Schiffen des Kapitains Lostanges verhindern können. Dagegen scheinen die 300 Pferde der Kolonne, welche durch das Pfaffenthal debuschirten, ganz zwecklos verwendet, da sie wegen des dortigen Terrains von gar keinem Nutzen seyn konnten. Darum wird auch von ihren Thaten nichts erzählt.

Das Benehmen des Marschalls Mortier ist eben so tadelnswerth als Heerführer, wie musterhaft als Soldat. Er hatte zwar den Befehl, sich in der Höhe des Korps von Lannes zu halten, und um diesem zu genügen, mußte er vorrücken. Es war ihm aber ebenfalls, und ohnehin zum Ueberfluß, vorgeschrieben, nicht in ein Terrain einzugehen, das er nicht zuvor gehörig untersucht hätte. Wahrscheinlich hielt aber der Marschall das erste für die Hauptsache und das letzte für ein Beiläufiges — ein Mißverstand, der jedesmal entsteht, wenn nicht der Befehl in seinem Umfange aufgefaßt, und danach in seiner Ausführbarkeit beurtheilt wird. Der Marschall wußte die Russen bei Stein, aber nichts von ihren Plänen und ihrer Stärke. Dessenungeachtet nahm er bei Loiben eine Stellung, ohne sich vorher versichert zu haben, ob die nächsten von Scheibenhof und Egelsee in seinen Rücken und seine Flanke führenden Defileen nicht vom Feinde benutzt werden konnten. Schon ehe die Franzosen über den Waldstein gegen Diernstein debuschirten, mußte eine Seitenkolonne beim Hauderer über Resch das Gebirge ersteigen, sich beim Scheibenhofe und auf dem Wege, der von Egelsee nach Resch führt, festsetzen,

Posten bei Neudeck und Lacken halten, und durch Patrouillen mit dem Korps bei Loiben in Gemeinschaft bleiben. Ergreifung solcher Maßregeln hätte vor dem Unglück der Umzingelung bewahrt. — Unkunde des Terrains entschuldigt nicht; sie ist im Gegentheil ein Grund mehr, Vorsicht anzuwenden. Im Gebirge sind die Schluchten und ausmündenden Thäler die Wegweiser für abzuschickende Seitenkolonnen.

Der Umstand, daß der Frontangriff der Russen im Donauthale in zu großem Mißverhältniß mit der Zeit stand, in welcher die russischen Gebirgskolonnen das Donauthal erreichten, bot noch dem Marschall **Mortier** eine Gelegenheit, sich dem ihm zugedachten Schlage zu entziehen. Er hätte seinen Rückzug antreten, und der Division Dupont auf halbem Wege entgegen gehen können. Eine unzeitige Bravour raubte seinem Feldherrntalente hier den Kranz.

Hätte die Verantwortlichkeit der Aufstellung bei Loiben auf höheren Befehlen beruht, so würde die Haltung des Marschalls in dem Gefechte selbst das höchste Lob verdienen. Stets sein Terrain behauptend, schon einmal Sieger, verliert er auch da die Fassung nicht, als er sich endlich von allen Seiten von seinen Gegnern angefallen sieht. Solche Tapferkeit kann allen Völkern zu allen Zeiten als Vorbild leuchten.

Eine Einrichtung, wie sie **Napoleon** in der Organisation der Flotille des Kapitains **Lostanges** traf, verdient bei allen Operationen, die längs großen Flüssen führen, zur Nachahmung empfohlen zu werden.

Hohnhorst,
Prem.-Lieut. im 2ten Garde-Landwehr-Inf.-Regt.

III.

Beitrag zur Geschichte der Geographie und des Kartenwesens.

Von G. W. Horrer.

Eingang.

Unzertrennlich von der Geschichte, nämlich von der Darstellung der vornehmsten Begebenheiten unsers Erdkörpers und seiner Bewohner vom Ursprung an, ist die Geographie. Sie ist das vorzüglichste Hülfsmittel für die erstere, und so wie diese in ihrer möglichen Darstellung verworrener oder reiner sich zeigt, so nähert sich auch jene — die Geographie — weniger oder mehr ihrer Ausbildung. Hatte also die Geschichte anfänglich durch mündliche Traditionen von Geschlecht auf Geschlecht endlich einen fabelhaften Charakter angenommen, so befand sich die Geographie in dem nämlichen Falle; daher giebt es auch eine fabelhafte Geographie, obgleich andere Kenntnisse mächtiger einwirkten, die aber viel später errungen werden mußten.

In dieser Beziehung ist es demnach statthaft, die Geschichte der Geographie und des Kartenwesens in gleiche Zeiträume mit der Weltgeschichte zu theilen, so daß man den Zustand der Geographie in der alten,

mittlern und neuern Zeit zu betrachten hat, wobei jedoch zu bemerken ist, daß vorzüglich im neuern Zeitalter einige Modifikationen statt finden müssen, die durch Unternehmungen, Entdeckungen und Erfindungen herbeigeführt wurden.

Ohne Nachtheil für den beabsichtigten Zweck, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, und ohne in Weitläufigkeit eingehen zu wollen, wird dieser Gegenstand nach seiner Beschaffenheit in den angegebenen Epochen betrachtet, dabei aber zugleich, der Kürze wegen, in synchronistischer Ordnung verfahren, ohne für die besondern Völker eigne Abschnitte zu machen. In Betreff der Chronologie aber wird die Zeitrechnung des Petav, als die fast allgemein angenommene, berücksichtigt, so daß nach derselben die Geburt Christi in das Weltjahr 3984 fällt, und nach dieser Berechnung sind die im Folgenden angegebenen Zeiträume und einzelnen Jahre auf dieses Jahr zurückgeführt, welche Anordnung den Ueberblick erleichtern wird.

Befremden wird vielleicht Manchen die hier gewählte Zeitrechnung, da man in neueren Zeiten das Alter der Welt viel weiter hinausrückt, und dazu manche Beweise, theils aus der Geognosie, theils aus den Antiquitäten ꝛc., geführt hat; z. B. daß die aufgefundenen ägyptischen Thierkreise ein weit höheres Alter der Erde beurkunden sollen. Indessen ist diese Meinung und Bestimmung von andern Gelehrten als verdächtig in Zweifel gezogen, ja sogar zum Theil bewiesen worden, daß die nach Moses geführte Zeitrechnung die richtige sey, wie neuerlich der Abbé Halma zu Paris versucht, und die Zustimmung mehrerer Gelehrten erhalten hat.

Die geographischen Kenntnisse in ihrem Entstehen

und das Fortschreiten derselben gehörig zu beurtheilen, erfordert außer den Epochen noch die Abtheilung in Perioden, welche theils durch große Ereignisse, theils durch Erforschungen sich von selbst ergeben; und da ferner die Geschichte von der mosaischen Sündfluth unsicher und dunkel ist, Aegypten aber als die Wiege der Wissenschaften angesehen werden muß, so kann die erste Periode erst nach der Sündfluth und von Aegypten aus beginnen. Von diesem Reiche aus theilten sich die Keime der Wissenschaften anderen Länder, als Arabien, Indien, Griechenland ꝛc., mit, wurden daselbst — besonders in Griechenland — gepflegt, und es endet diese Periode in jenem Lande, weil Alexander der Große für diese Wissenschaft nicht nur durch seine Heereszüge viel that, sondern auch der Gründer gelehrter Gesellschaften ward.

Die erste Periode der alten Geographie geht demnach von Sesostris bis auf Alexander den Großen; die zweite von Alexander bis auf Ptolemäus (die Gründe werden sich in der Folge von selbst ergeben). Diese beiden Perioden enthalten zusammen das erste Zeitalter; das mittlere Zeitalter hingegen giebt für unsern Gegenstand keine besondern Perioden, es macht daher zugleich die dritte Periode aus, und sie endigt gegen das Jahr 1500, wo nämlich Stöffler und Münster (letzterer jedoch etwas später) die Schöpfer der neuen Geographie waren. Hier könnte man einwenden, daß von beiden nichts Neues hinzugefügt worden sey, sondern daß die ptolemäischen Lehren von ihnen nicht nur beibehalten wurden, sondern auch lange nachher noch in Anwendung blieben; allein man muß doch annehmen, daß sowohl zur Vervollkommnung,

als zur allgemeinern Ausbreitung geographischer Kenntnisse, die Erfindung der Kunst, in Holz zu schneiden und in Kupfer zu stechen, ein halbes Jahrhundert früher nicht nur wesentlich beitrug, sondern auch für das Kartenwesen dadurch eine völlig neue Periode beginnt.

Im neuern Zeitalter kann man wieder zwei Perioden annehmen, wenn nämlich der Abschnitt zwischen beiden dahin gelegt wird, wo Newton's Lehre von der wahren Gestalt der Erde durch die Untersuchungen von Maupertuis und Bouguer erwiesen, und wo zugleich mehrere Projektionen erfunden, auch die ptolemäischen Bestimmungen mehrentheils verlassen wurden. Demnach zerfällt die Geschichte des Kartenwesens und der Geographie in fünf Perioden, von denen die vierte von Stöffler und Münster bis auf Maupertuis, die fünfte endlich von letzterm bis auf unsere Zeiten gerechnet wird.

Man sieht hieraus, daß fast jede Wissenschaft, in Bezug auf ihre Vervollkommnung, ihre eignen Perioden hat; so würde z. B. für die Astronomie eine neue Periode mit Copernikus beginnen, und wollte man auf die Ausführung des Details bei der Topographie Rücksicht nehmen, so würde die jüngste Periode für die Situationszeichnung mit ihrem Anfang auf die Jahre 1778 bis 1779 fallen, in welchen nämlich die Erfinder dieser Zeichnungsart den Grund derselben legten, und sie vervollkommneten.

Erste Periode.

Von Sesostris bis Alexander den Großen (von 1620 bis 336 v. Chr.)

Bevor wir in diese Periode eingehen, wird es nicht am unrechten Orte seyn, über einiges Frühere Bericht zu geben.

Nach Moses, dem ältesten Geschichtschreiber, ergiebt sich für die Geographie sehr wenig vor der Sündfluth, im J. d. W. 1656; denn Moses handelt in seinem ersten Buche bis zur Sündfluth bloß von den Abkömmlingen Adams, und weiset ihren Geschlechtern Länder an, deren Namen mit denen zu seiner (Moses) Zeit üblichen gleich sind; — die Beschreibung von Eden ist unsicher und dunkel, obwohl topographisch; indessen von Flavius Josephus etwas bestimmter angegeben. Letzterer lehrt z. B., daß die vier Gewässer, welche Eden in vier Theile theilten, der Ganges, der Nil, der Tiger und der Euphrat waren, und diese die nämlichen von Moses bezeichneten Gewässer seyen, nur daß die angegebenen Namen von den Griechen entlehnt worden wären. Wahrscheinlich ist es indessen, daß vor der Sündfluth, die sich übrigens bloß auf einen gewissen Theil der damals bekannten Erde beschränken mochte, die Lapidarschrift bekannt war, da, nach Joseph's Zeugniß, Seth zwei Säulen errichtet hatte, die eine von Ziegeln, die andere von Stein, auf welchen astronomische Bemerkungen eingegraben waren. Nach der Ueberschwemmung fand man die steinerne wieder, besserte sie aus, und sie stand noch zu Joseph's Zeiten, d. i. unter Titus, nach Christi Geburt. Wenn demnach ein solches Dokument sich erhalten hatte, so konnten wohl auch andere,

z. B. Tafeln, wieder gefunden worden seyn, so wie — bei der Voraussetzung, daß die Ueberschwemmung nicht allgemein war — die Kenntnisse durch Erhaltung der übrigen Völker nicht mit untergingen; endlich selbst auch Noah die Geschichte seiner Zeit mit übertrug, und vielleicht die Lapidarschrift größtentheils verstand. Daß bei allem diesen geographische Kenntnisse (von den astronomischen ist es schon durch Seth bewiesen) sich vorfinden mußten, ist wohl nicht zu bezweifeln, wenn sie auch noch so gering waren, da doch schon die Abtheilungen in Völkerstämme und deren Wohnsitze, so wie die Art sich und ihre Heerden zu nähren, die erste Veranlassung dazu geben mußten.

Aus dieser kurzen Andeutung ergiebt sich, daß die Einführung der Lapidarschrift in das graueste Alterthum fällt, und da dieselbe uranfänglich eine Bilderschrift war, so ist auch wohl zu vermuthen, daß man Zeichnungen, welche bloß in Umrissen bestanden haben mögen, von den Ländern der Völker machte; diese Muthmaßung ist nicht zu gewagt, wenn man den Menschen sich denkt, wie er zu bildlichen Darstellungen geneigt ist. Die wenigen Notizen, welche wir von jenen Urzeiten besitzen, haben wir gewiß der Lapidarschrift zu verdanken, welche Moses und seine Nachfolger, so wie Josephus Flavius verstanden haben müssen.

Doch wir gehen nun in diejenige Periode ein, von welcher uns die Geschichte mehr aufbehalten hat.

Sesostris, König von Aegypten, war nicht nur ein glücklicher Eroberer, sondern auch ein Beförderer der Wohlfahrt seines Reichs. Unter ihm fingen die Wissenschaften an, sich zu erheben; Bauwerke aller Art, z. B. die Obelisken, wurden errichtet, und die schon von sei-

nem Vorfahr, Möris, angelegten Wasserbauten, zur bessern Bewässerung mit Nilwasser, unterhalten und erweitert; — die Meßkunde hatte Fortschritte gemacht, welche sich jedoch bloß auf das Topographische beschränken konnten, daher denn auch das Verzeichnen der einzelnen Besitzungen bekannt war, und welches, um dieselben nach dem Rücktritt der jährlichen Nilüberschwemmung wieder auffinden zu können, ein nothwendiges Bedürfniß seyn mußte.

Um nun seine Größe durch die des Reichs recht anschaulich zu machen, vielleicht auch die durch Eroberungen an das Reich gekommenen fremden Völker mit den Ureinwohnern, und diese mit jenen als ein gemeinsames Volk sich betrachten zu lernen, ward die Karte des Sesostris, deren die Geschichte als die erste und älteste erwähnt, gefertigt. Ob nun zwar die Beschaffenheit dieser Karte unbekannt ist, so steht doch zu vermuthen, daß sie aus mehreren einzelnen Verzeichnungen und Nachrichten zusammengesetzt worden war, in so fern die Meßkunde in ihrer Entstehung sich befand; denn aus dem Ganzen in das Einzelne überzugehen, fehlte noch sehr viel, und es konnte die ganze Figur des Reichs schwerlich richtig seyn, welchen Fehler spätere Karten noch an sich tragen, wie die Folge zeigen wird.

Daß man überhaupt von diesem Zweige des menschlichen Wissens, so wie von dem ältern Aegypten selbst, so wenig Kenntnisse besitzt, liegt in der Hieroglyphenschrift, welche bloß geeignet ist, sinnliche Gegenstände anzugeben, dagegen für andere willkührliche Bilder gewählt werden mußten *); hierzu kommt noch der Verlust der Bi-

*) Hrn. Champollions Enträthselung der Hieroglyphen-Sprache wird uns vielleicht hierüber sehr wichtige Aufschlüsse geben. D. R.

bliothek zu Alexandrien, da sich in derselben gewiß die wichtigsten Manuskripte und vielleicht auch Karten befanden, wie die Arbeiten des Erastothenes beweisen können. Uebrigens war die Hieroglyphenschrift ein Geheimniß der Priester, welche sie zum Theil selbst verschieden auslegten, daher schon die alten Schriftsteller, wie Herodot, sich über nicht völlige Enträthselung beklagen.

Man ist demnach genöthigt, auf Moses überzugehen, welcher, wie schon bemerkt, unser ältester Geschichtschreiber und Geograph ist, und aus dessen Schriften selbst Flavius Josephus zuweilen geschöpft haben mag.

Mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, welche Moses während seiner Erziehung und insbesondere von seinem Schwiegervater, einem ägyptischen Priester, erlernt hatte, tritt er im Jahr 1531 v. Chr. mit den Israeliten die Auswanderung aus Aegypten an, wird deren Anführer und Gesetzgeber, zieht während einer vierzigjährigen Umherwanderung in den Wüsten ein kräftigeres Volk heran, und hinterläßt es mit seinen Schriften seinem Nachfolger Josua, einer von den wenigen Lebenden, die aus Aegypten ausgezogen waren.

In diesen hinterlassenen Schriften beschreibt Moses die Lage der Länder und Orte in gegenseitiger Beziehung und nach den Himmelsgegenden oft ziemlich genau; jedoch bezieht sich diese Geographie, Geographia sacra, bloß auf denjenigen Theil der damals bekannten Erde, auf welchem die Väter und Patriarchen vor Moses lebten, so wie auch auf welchem er selbst handelte. Von andern Ländern hingegen darf man keine großen Erkenntnisse suchen, wie aus der Beschreibung der mosaischen Sündfluth zum Theil hervorgehen möchte, da man dieselbe über den ganzen Erdball ausgebreitet beschrieb, folglich die bekannten Länder als das Ganze ansah.

Eine der wichtigsten Erfindungen für Moses war vielleicht das Schreiben auf dem Blatte der Staude Papyrus mittelst eines Binsengriffels, welche in die Zeiten des Sesostris fällt, wodurch er (Moses) in den Stand gesetzt ward, seine Schriften zu fertigen; denn wäre die Lapidarschrift nur allein bekannt gewesen, so ist zu bezweifeln, ob wir die fünf Bücher Moses besitzen würden, da es wohl sehr viel gewesen wäre, dieselben auf Stein zu schreiben oder einzugraben, wenn man auch die viel leichtere Methode dazu gebraucht hätte, nämlich die Steine vorher mit Kalk zu überziehen, und dann in den noch feuchten Kalk zu schreiben. Uebrigens blieb auch die Lapidarschrift, beiläufig sey es gesagt, noch im Gebrauch, welches nicht nur die Gesetztafeln Moses, sondern auch die ägyptischen griechischen rc. Inschriften bezeugen; auch soll sich Josua dieser Schrift bedient haben, indem er, nach der Meinung Einiger, auf die zwölf Steine, die er aus dem Jordan genommen und auf Gilgel errichtete, die Begebenheiten der ganzen Reise der Israeliten geschrieben habe, welche Meinung jedoch viel Unwahrscheinlichkeit hat; denn diese zwölf Steine mit einigen besondern Zeichen für die zwölf Stämme gaben hinreichende Erinnerungen an dieses große Ereigniß. Unmöglich ist es aber nicht, daß Josua die Reise, nämlich den Weg derselben, und die merkwürdigsten Begebenheiten, z. B. die Uebergänge über das rothe Meer und den Jordan, und dergleichen mehr, auf diesen Steinen figürlich darstellte, und auf diese Art eine Reisekarte fertigte, wodurch die obige Meinung nicht ganz ohne Grund seyn kann.

Wenn also in diesen Zeiten das Schreiben auf andern Materialien, als Stein oder Erz, schon im Gebrauch

war,

war, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß jener Brief, auf welchem die von Josua ausgesendeten Kundschafter die Gegenden um den Jordan beschrieben, und nach den sieben Stämmen, welche bei der ersten Vertheilung leer ausgegangen waren, vertheilt hatten, nach Flavius Josephus, eine Karte dieser Gegenden gewesen sey; nimmt man nun diese nicht zu verwerfende Behauptung für wahr an, so wäre diese Karte die zweite, deren die alte Geschichte gedenkt.

Wie aber und auf welche Art diese Karte entworfen gewesen sey, kann man sich ebenfalls so denken, wie bei der des Sesostris; denn in diesen Zeiten war die Mappirungskunst noch in ihrer ersten Kindheit, und die richtige Lage der Orte und Länder, so wie ihre Grenzen, konnten bloß nach der Anschauung ungefähr gegeben werden, wozu allerdings die besondere natürliche Fähigkeit jener Bewohner, sich richtig zu orientiren, nicht wenig beitragen mochte.

War demnach die Kunst Karten zu fertigen noch in rohem Zustande, so konnten noch weniger die wahre Größe der bewohnten Länder, ihre Figur und die wahre Gestalt des Erdkörpers richtig erkannt seyn, da dieses alles unentbehrliche Dinge sind, um die Karten ihrer Vervollkommnung so nahe als möglich zu bringen. Die alten Schriftsteller beweisen dieses zur Genüge, von welchen wir nun auf Homer kommen, welcher wegen seiner poetischen Beschreibung von der Belagerung von Troja und den darin eingewebten geographischen Notizen, für den ältesten Geographen des Alterthums gehalten wird; das Gedicht selbst, welchem der Name Homer vorgesetzt ist, fällt ungefähr 1000 Jahre vor Chr. Geb.

Obgleich Homer viele geographische Kenntnisse, vielleicht die ausgebreitetsten seiner Zeit, besaß, und zugleich beweist, daß man die Kenntniß des gestirnten Himmels zu geographischen Untersuchungen schon damals als nothwendig erachtete, so waren doch seine Vorstellungen von der Gestalt der Erde falsch. Homer denkt sich den Ozean als das Universum und als die Quelle des Lichts und aller übersinnlichen Erscheinungen, auf welchem die Erde gleich wie in einem großen Wasserbecken herumschwimmt; Sonne, Mond und Sterne sah man zum Theil auf- und untergehen, aber die Idee, daß die Erde fest stehe, und alle Himmelskörper sich um sie herumbewegten, welche falsche Ansicht nur erst nach Jahrtausenden durch Copernikus in das wahre Licht gesetzt wurde, brachte die unrichtigsten Auslegungen hervor. Die Sonne, die Sterne tauchen gegen Abend sich in den Ozean hinein, um aus demselben gegen Morgen mit neu erhaltener Nahrung hervorzutreten; nur die Gestirne des Nordpols, das Bärgestirn, sind von den Bädern des Ozeans ausgeschlossen. Wie lange diese Meinung noch herrschend war, wird die Folge zeigen. Uebrigens spricht Homer von der zu seiner Zeit bekannten Erde, und es scheint, als wenn die Kenntnisse von derselben, von Troja's Belagerung an gerechnet, 270 bis 300 Jahre vor Homer, bis zu ihm sich nicht sehr erweitert hatten. Den gegebenen Begriff von der Gestalt der Erde hatte man zu Troja's Zeiten auch bei den Griechen. Dem Achilles schmeichelte man auf alle Art, er wurde als der Herrscher der ganzen Erde betrachtet, sobald er es seyn wollte, und deshalb fertigte man ihm einen Schild, welcher zur Verzierung eine Art Karte hatte; die Erde nahm den mittleren Theil desselben ein,

der Rand bildete den Ozean, welcher die ganze Erde umfließt.

Die früher in diesem Aufsatze gegebene Behauptung, daß die geographischen Kenntnisse sich nicht sehr weit auf andere Länder ausdehnten, wird hierdurch vollkommen bewiesen; denn die Griechen, welche Troja belagern wollten, landeten auf einem ganz falschen Punkte, plünderten und verheerten einen ganz andern Staat, bis sie aus ihrem Irrthum gezogen waren.

In Beziehung auf den verschiedenen und alljährlich wiederkehrenden Stand der Sonne und der Sterne, fand man Gründe, um diese Erscheinung mittelst der angenommenen Theorie zu erklären. Durch die immerwährende Bewegung des Ozeans und durch die Winde würde die Erde regelmäßig von Mittag nach Mitternacht, und umgekehrt wieder zurück, schwimmend getrieben, wodurch auch die Ebbe und Fluth erklärt ward, die, nach der Behauptung viel späterer Geographen, an allen Küsten gleich sey.

Ein Volk scheint indessen doch alle bisher genannten in den Wissenschaften zu überstrahlen, nämlich die Phönizier, bei welchen man sich die geographischen Kenntnisse nicht so geringfügig vorstellen darf. Sie waren gewiß das gebildetste Volk jener Zeiten, daher auch die Buchstabenschrift demselben nur allein ihren Ursprung zu danken hat. In der Schifffahrt war dieses Volk am weitesten gekommen, es schiffte durch die Meerenge bei Gibraltar hindurch, ging an den nördlichen Küsten hinauf, und brachte Bernstein und andere nördliche Produkte zurück. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die Phönizier gewisse Karten von ihren Reisen entwarfen, welche immer vollkommner gemacht wurden, zumal da eine Karte

in dem Sinne, wie man sie in den damaligen Zeiten sich vorzustellen hat, nicht so außerordentlich viel Kunst bedurfte, wenn es auch an den gehörigen Mitteln fehlte.

Wie leicht aber der Mensch zu bildlichen Darstellungen geneigt ist, bezeugen ganz neuerlich die Kapitains Parry und Lyon, welche während ihrer Nordpol-Expedition in den Jahren 1822 und 1823 eine bedeutende Geschicklichkeit im Landkartenzeichnen bei den Eskimaux gefunden haben, sobald man ihnen die dazu nöthigen Materialien gab; ja sogar in der Situationszeichnung giebt es auffallende Beispiele, in welcher unter andern ein Zimmermann nach dem Augenmaß mehrere Gegenden auf diese Art sehr schön darstellte, ohne weitere Kenntnisse zu besitzen.

In so fern nun, wie schon bemerkt worden, von den Aegyptern und Phöniziern damaliger Zeiten so wenig Nachrichten über diesen Gegenstand vorhanden sind, führt uns die Geschichte nun zu den Griechen, bei welchen die Wissenschaften sowohl, als die Künste sich hoben. Bei diesem Volke findet man nun zuerst den Begriff aufgestellt, daß die Gestalt der Erde kugelich sey. — Welcher Scharfsinn mußte hier obwalten, da ihre Schifffahrt ihnen hierzu nichts geben konnte, folglich dieser Schluß bloß aus astronomischen Beobachtungen hergeleitet war, — und es ist sehr wahrscheinlich, daß schon Thales diese Gestalt lehrte, da sein Schüler, Anaximander, welcher 576 v. Chr. lebte, nicht nur eine Karte von der damals bekannten Erde auf eine Erzplatte zeichnete, sondern auch die ganze Erde in Gestalt einer Kugel vorstellte. Nach solchen Vorstellungen, welche nicht ohne sorgfältige Beobachtungen des gestirnten Himmels gemacht werden konnten, ist auch die Erweiterung

der Astronomie durch Anaximander in diese Zeiten sehr passend; denn er gab unter andern auch die Schiefe der Ekliptik zuerst an. Ueberhaupt ward Milet*), die Geburtsstadt Anaximanders, die anfängliche Schule der Astronomie und Geographie, weshalb auch die Geschichte noch mehrere Gelehrte von daher nennt, die als Astronomen und Geographen galten, wie z. B. Hekatneus, welcher die bewundernswürdigsten Karten gefertigt haben soll. Von allen diesen ist bloß die Erzählung übrig geblieben.

Der Gebrauch der Landkarten wurde nun immer allgemeiner; man fühlte die Wichtigkeit derselben, und dachte sich keinen Philosophen ohne geographische Kenntnisse. Könige und Heerführer nahmen Karten mit auf ihre Züge, und ließen während derselben dergleichen anfertigen. Eben so war es dem Herodot mittelst Karten vielleicht möglich gewesen, so viele geographische Nachrichten zu geben, ob er gleich selbst viel gereist war. Die bekannte Geschichte, wie Sokrates (lebte gegen 431 v. Chr.) den Stolz des Alcibiades durch Vorlegung und Vergleichung einer Karte zu beugen suchte, ist ebenfalls ein Beweis von dem Gebrauch der Karten.

Indessen konnten die Astronomie und Geographie nur langsame Fortschritte machen, da sowohl die Instrumente sehr unvollkommen, als auch die Schifffahrt noch weit zurück waren. Die vorzüglichsten Instrumente waren der Gnomon und der Jakobsstab. Die Schifffahrt

*) Dieses Milet ist das auf Kreta, in dessen Hafen einst die Jonier (497 v. Chr.) eine Flotte von 353 Segeln gegen die Perser sammelten. Ein zweites Milet ist in Kleinasien, jenseit des Granikus. Anm. d. Eins.

beschränkte sich bloß auf Küstenfahrten, weil man, wegen Mangel an Instrumenten und unvollkommner Bauart der Schiffe, sich nicht von den Küsten zu entfernen wagte.

Aber diese geringen Mittel, in Vergleich mit denen, die wir jetzt besitzen, konnten den menschlichen Forschungsgeist nicht lähmen; man begnügte sich nicht bloß, Bestimmungen und Kenntnisse von den Ländern und Orten der zunächst bekannten Völker zu haben, sondern man untersuchte die Grenzen des festen Landes, dessen Ausdehnung, und die Ausmündungen der fließenden Gewässer in den Ozean.

Um dem Zweck, eine genauere Kenntniß der Erde zu erlangen, möglichst nahe zu kommen, wurden Entdeckungsreisen unternommen, von welchen die Geschichte mehrere erzählt, davon aber die vom karthaginensischen General Hanno in dieser Periode unternommene hier in aller Kürze aufgeführt werden mag.

Die westlichen Küsten von Afrika zu untersuchen, beauftragte der Senat von Karthago den Heerführer Hanno. Dieser ging mit einer Flotte von 60 Schiffen, jedes mit 50 Ruderern, und mit einer Seelenzahl von 30,000, sowohl Männer als Weiber, nebst den erforderlichen Lebensmitteln und übrigen Bedürfnissen zu Ansiedelungen, von Karthago ab.

Zu einer bloßen Entdeckungsreise bedurfte es nicht so vieler Menschen; allein man beabsichtigte noch einen andern Zweck, nämlich durch Errichtung neuer Kolonien und Städte auf den zu entdeckenden Küsten den Staat zu vergrößern. Hanno beginnt seine Küstenbeschreibung, den Periplus, welchen er im Tempel des Saturn zu Karthago niedergelegt haben soll, von den Säu-

len des Herkules an, jetzt Gibraltar und Ceuta, da man von Karthago bis dahin an den nördlichen Küsten Afrika's vermuthlich nichts zu entdecken und zu untersuchen hatte.

Nach zwei Tagereisen von den Säulen des Herkules, bevor die Meerenge durchgangen war, gründete man eine Stadt, Thymiaterion. Von hier aus kommt die Flotte an das Vorgebirge Solò, jetzt Spartel; die Fahrt, welche bisher in westlicher Richtung gegangen war, nahm nun eine südlichere an, folgt in dieser Richtung den westlichen Küsten von Afrika, auf welchen mehrere Städte gegründet wurden, und kommt an die Mündung eines bedeutenden Flusses, Lixus (Lucos), an dessen Ufer die Bewohner ihre Heerden weideten. Von diesen Bewohnern erfährt Hanno, daß die tiefer landwärts wohnenden Völker Aethioper sind, und daß ihr Land voller Berge sey, welche von Troglodyten bewohnt würden. Die Fahrt wurde fortgesetzt, und nach einigen Tagen fand man einen Meerbusen, in welchem sich eine kleine Insel befand, die man Cerna, jetzt Fedal, nannte; — die Entfernung von dieser Insel bis zu den Säulen des Herkules ward der von diesen Säulen bis Karthago gleich geschätzt.

Auf der fortgesetzten Fahrt trifft man mehrere Mündungen großer Flüsse, Meerbusen und noch nie gesehene Menschen auf den Küsten, welche während der Nacht eine große Anzahl Feuer unterhielten. Die Expedition kommt ferner in einen großen Meerbusen, den von St. Crux, in dem sich die Mündung des Flusses Sus befindet; von hier aus an ein Vorgebirge, jetzt Agulon, in dessen Busen sich eine Insel mit einem salzigen See befand, in welchem wieder eine Insel war. Hier stieg man an das

Land, vernahm aber des Nachts den Lärmen von Cymbeln, Pfeifen ꝛc., so wie auch eine Menge Feuer sich zeigten; erschrocken ging man auf die Schiffe zurück, und traf während der fortgesetzten Fahrt auf einen brennenden Vulkan an der Küste. — Bei diesem vorbei kam die Flotte an ein zweites bedeutendes Vorgebirge, dasjenige von Nun oder Uon, woselbst wieder ein Busen ist, in welchem eine Insel mit einem See, und in diesem eine Insel. Diese Insel wurde von Wilden bewohnt, die haarige Körper hatten, von welchen man versuchte einige zu fangen; indessen gelang es den Karthaginensern nur, drei Weiber in ihre Gewalt zu bekommen, welche, da sie sich nicht bändigen ließen, getödtet wurden; ihre Felle schickte man nach Karthago. Da diese vermeintlichen Menschen Affen waren, so ist durch diese Erzählung dargethan, daß die Karthaginenser diese Thiere noch nicht kannten. Bis hierher war die Flotte gekommen, von wo aus sie zurückkehrte, da Mangel an Lebensmitteln einzutreten anfing. — Sie hatten demnach bloß das Vorgebirge von Nun erreicht, und noch nicht den Wendekreis des Krebses.

Dieser gedrängte Auszug aus dem Periplus des Hanno ist völlig hinreichend um zu ersehen, wie mangelhaft dergleichen Untersuchungen noch immer blieben. Die Entfernungen sind bloß nach Tagereisen, eine Schiffstagereise zu 12 Stunden, angegeben; die Lage der Orte aber allein nach den Himmelsgegenden bestimmt. So ist z. B. die Entfernung von Karthago bis zum Vorgebirge Nun in so fern falsch geschätzt, als die Säulen zwischen beiden genannten Punkten auf der Hälfte des Weges an den Küsten hin liegen sollten.

Die Zeit, in welche diese Expedition fällt, läßt sich

ganz bestimmt nicht angeben; nach den verschiedenen Meinungen der Gelehrten über die Gründung Karthago's, die aber wieder nach der Zeit der Zerstörung Troja's bestimmt wird, fällt diese Reise ungefähr in die Jahre 430 oder 440 v. Chr., oder auch später als 430.

Ueberhaupt geht bis hierher so manches über die Begriffe der Alten von der Größe der Länder und ihrer Figur, wie auch ihrer Verbindung hervor. Hanno war zwar aus Mangel an Lebensmitteln nicht weiter gedrungen, ob aber derselbe auch den Wendekreis des Krebses überschritten haben würde, ist schwer zu bestimmen; denn man glaubte, daß die Erde nur bis auf eine gewisse Entfernung vom Aequator bewohnt sey, dann hielt man es auch zum Theil für unmöglich, Afrika zu umschiffen, da viele in der Meinung standen, daß dieser Welttheil eine Halbinsel eines weit größern Kontinents sey, und dergleichen mehr.

Die wahre Gestalt des Erdkörpers oder eine ihr nähernde zu erforschen, verblieb den Griechen, wie wir beim Anaximander gesehen haben. — Die Ansicht von der kugelichten Gestalt wurde immer mehr ausgebreitet, und man lehrte sie schon in den griechischen Schulen, wie Aristoteles beweist, welcher (382 v. Chr.) zu Athen die Kugelgestalt der Erde aus dem Schatten herleitete. Auch untersuchte dieser die Figur der bekannten Erde, und gab ihr eine Ausdehnung, deren Länge zur Breite sich verhielt wie 5:3, und unterschied die Bewohner derselben nach dem Schatten. Nächst diesem bearbeitete man auch das Topographische. Dicearch, ein Schüler des Aristoteles und dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl zu Athen, schrieb eine Abhandlung über die Gebirge.

In dieser Zeit bestieg nun Alexander den Thron

(336 v. Chr.), dessen Lehrer Philosophen gewesen waren, und ihm daher geographische Kenntnisse nicht fehlen konnten, wie seine Feldzüge bezeugen, wenn man sie gehörig durchgeht. Um die eroberten Länder genauer kennen zu lernen, befanden sich in den Umgebungen Alexanders namentlich zwei Geographen, Diognetes und Betan, die ihn auf allen seinen Zügen begleiteten, von den besiegten Ländern Karten entwarfen, und Beschreibungen dazu liefern mußten. Die Geographie und Mappirungskunst hatten überhaupt zu jenen Zeiten schon einige Fortschritte gemacht, und die Geschichte hat mehrere Namen von Geographen der Alten aufbewahrt, welche dafür sprechen. So hatte z. B. Archelaus eine Beschreibung aller von Alexander mit seinen Heeren durchzogenen Länder gefertigt, welcher unstreitig Karten beigegeben waren, oder die sich auf schon vorhandene bezog.

In dieser Periode war demnach die Geographie auf den Standpunkt gekommen, daß man am Ende derselben von der Gestalt der Erde schon richtigere Begriffe, wenn auch nicht allgemein, hegte; auch untersuchte man die Länder nach ihrer Begrenzung, ihrem Klima und ihrer Produkte, und betrachtete dabei die Ethnographie als einen wichtigen Gegenstand. Die Materialien, auf welchen man Karten zeichnete, waren Steine, Erz, Pergament, wohl auch Leinewand und vielleicht Papyrus.

Außer dem erwähnten Periplus des Hanno ist in diesem Zeitraume noch der des Scylax (422 v. Chr.) zu erwähnen, welcher jedoch von den Gelehrten verdächtig gemacht worden ist, weil er, im Original nicht vorhanden, und durch fehlerhaftes Abschreiben voller Irrthümer seyn soll, weshalb wir denselben auch nicht mitgetheilt haben.

Ueber die Meinung von Afrika's Größe und Begrenzung ist schon einiges gesagt worden; indessen wird noch nachträglich bemerkt, daß die Ansicht, Afrika sey eine Halbinsel, bei den Persern, Aegyptern und Griechen ungefähr 700 Jahre v. Chr. herrschte. Die Vermuthung, man könne diesen Welttheil vielleicht umschiffen, ergab sich später, ja sie scheint im fünften Jahrhundert v. Chr. schon zur Gewißheit geworden zu seyn, da im Jahre 475 v. N. ein gewisser Sataspes vom Xerxes zur Umreise von Afrika verurtheilt wurde. — Dieser schiffte sich in Aegypten ein, ging durch die Meerenge bei Gibraltar, und folgte dem Laufe der afrikanischen Küsten nach Süden; allein er kehrte um, nachdem er zuvor ein großes Meer durchschifft hatte, und noch ein größeres befahren sollte, um weiter vorzudringen. Nach Aegypten zurückgekehrt, erlitt er daselbst die Todesstrafe.

Die nördlichen Gegenden kannte man im Ganzen eben so wenig, und wenn ja ein Volk, die Phönizier, mehr Kenntnisse von dem nördlichen Europa hatten, so ist jedoch nicht bekannt, wie weit sich dieselben, als Geographie, zu diesen Zeiten erstreckten; daß aber einige Theile nicht ganz unbekannt seyn mochten, ließe sich aus Homers Iliade ableiten.

(Fortsetzung folgt.)

VI.

Norwegens Kriegsmacht seit seiner Vereinigung mit dem Königreiche Schweden im Jahre 1814.

I. Statistischer Ueberblick des Königreichs Norwegen, mit Inbegriff der Festungen oder unbeweglichen Vertheidigungsmittel.

Das alte Norgo oder Norrike, welches dem Areal nach ungefähr den 442sten, und der Bevölkerung nach den 981sten Theil der ganzen Erde ausmacht, ist ein Theil der großen skandinavischen Halbinsel, und erstreckt sich im äußersten Norden Europa's von 20° 20′ bis 49° östlicher Länge, und 57° 52′ bis 77° 11′ 30″ nördlicher Breite. Seine Grenzen sind zu bekannt, um sie erst hier zu erwähnen, nicht minder seine politischen Verbindungen mit dem Königreiche Schweden, mit dem es seit 1814 — dem wahren Jahre der Restauration — ein Ganzes bildet, ungefähr wie das Königreich Großbrittannien mit Hannover, und das Kaiserthum Rußland mit Polen; denn sowohl Schweden als Norwegen haben zwar einen und denselben König aus der jüngsten der in Europa regierenden Dynastien, aber dennoch hat jedes seine eigne Gesetzgebung, seine eignen

Finanzberechnungen, seine eigne Kriegsmacht zu Lande und zu Wasser, und seine eigne Volksrepräsentation; die in Norwegen besteht aus dem sogenannten Storthing, welcher 1824: 77 Mitglieder, oder von jeden 12,548 Einwohnern des Staats einen enthält, und in dessen Beschlüssen wohl der demokratischste Geist von allen Regierungen in ganz Europa weht; denn in Folge derselben wird es in Zukunft keinen Adel mehr in Norwegen geben, und der dagegen in Vorschlag gebrachte Orden des St. Olafs oder Olufs in fünf Klassen, welcher der einzige Orden des Staates seyn würde, ist bis jetzt noch nicht zu Stande gekommen. Eben so hat der König kein unbedingtes Veto, vielmehr wird ein vom Storthing ausgehender Gesetzvorschlag, den drei hinter einander folgende Storthinge genehmigen, auch ohne königliche Genehmigung zum gültigen Gesetz; alles scharfe Gegensätze der Verfassung des schwesterlichen und mehr aristokratischen Schwedens, und entgegen dem ritterlichen Geiste der alten Normänner und den Grundsätzen der jetzigen Legitimitäts-Ansichten. Daher dürfen diese von Manchen so gepriesenen Einrichtungen wohl nur als vorübergehend betrachtet werden, und es ist ohne Prophetengabe, sondern bloß ruhig die Umstände prüfend, wohl jetzt schon vorherzusehen, daß die Zeit Norwegens Verfassung immer mehr dem monarchischen Prinzip — welches sich ja so leicht mit einer gemäßigten Volksrepräsentation vereinigen läßt, und welches einzig und allein der jetzigen Stufe der dortigen Volksbildung so sehr zusagt — nähern wird.

Auf den 5,798⁶⁰ Quadrat-Meilen des Staats lebten im Jahre 1769 nur 723,141 Menschen, also im Durchschnitt 124 auf der Quadrat-Meile; bis zum Jahre

1801 stieg diese Zahl schon auf 883,028 Köpfe (152 auf der Q. Meile), und 1815 sogar bis auf 886,470 Menschen (auch noch 152 auf der Q. Meile). Da diese letztere Angabe fast als offiziell betrachtet werden kann, so dürfte die des Hrn. A. Müller, der Norwegens Bevölkerung im Jahre 1806 schon zu 902,000 Menschen, oder 155 auf der Q. Meile, annahm, doch wohl zu hoch seyn, und erst jetzt erreichte und überstieg es diese Zahl, indem es, nach einer Berechnung des Hrn. Hassel, die freilich auch nur eine Schätzung ist, 1824: 966,264 Menschen (oder 166 auf der Q. Meile) hat *), was noch nicht ganz so viel ist, wie Rußland, ohne das Königreich Polen, im Jahre 1820 im Durchschnitt auf der Q. Meile enthielt, während Rußland im Jahre 1800 im

*) Zur Ergänzung dieser Angaben über die Bevölkerung von Norwegen muß bemerkt werden, daß der Storthing solche für das Jahr 1819 nur zu 910,000 Menschen angegeben hat. Nach der Kopenhagener Skilderie (siehe politisches Journal, August 1824, S. 680.) betrug ferner die Bevölkerungszunahme von 1801 bis 1824 bloß 39,000 Menschen. Davon kommen auf die Jahre von 1801 bis 1819, die Volksmenge von 1801 zu 883,028 Köpfe angenommen, 26,972, und im Durchschnitt jährlich 1498 Menschen; es bleiben daher für die Zunahme auf die sechs Jahre von 1819 bis 1824 noch 12,028 Menschen übrig, so daß die jährliche Zunahme im Durchschnitt 2405 Seelen betrug. Diese noch für die Jahre 1824 und 1825 hinzugerechnet, giebt nun gegenwärtig eine Bevölkerung von 926,838 Menschen. Die oben angegebene so geringe Vermehrung erklärt sich übrigens dadurch, daß Norwegen in den ersten Jahrzehnten des 19ten Jahrhunderts durch Krieg, Hunger rc. heimgesucht wurde, wodurch die Zunahme der Bevölkerung, wie dies immer der Fall ist, eine große Störung erlitt, obgleich, namentlich von 1805 bis 1811, jährlich 4511 Menschen mehr geboren wurden, als starben. A. d. R.

Durchschnitt auch erst so viele Einwohner hatte, wie Norwegen im Jahre 1769. Da also Rußland nur 20 Jahre nöthig hatte, um die Bevölkerung auf jeder seiner Q. Meilen um so viel vermehrt zu sehen, wie Norwegen in 55 Jahren, so ergiebt es sich wohl unwidersprechlich, daß Norwegen weniger fruchtbar als Rußland sey, und der Zunahme seiner Bevölkerung größere Hindernisse im Wege stehen müssen, indem sie so unbedeutend zunahm. Hätte sie von 1801 bis 1824 so zugenommen, wie von 1769 bis 1801, so würde sie jetzt in 996,936 Köpfen bestehen, und mithin um 274,795 Menschen oder $38\frac{142}{723141}$ p. Ct., oder jährlich um $\frac{27459500}{397772755}$ p. Ct. sich vermehrt haben; so aber hat sie, nach Hrn. Hassels Schätzung, nur um 243,123 Menschen oder $33\frac{549549}{241047}$ p. Ct., oder jährlich um $\frac{8104100}{13252585}$ p. Ct. zugenommen.

Die Hauptmasse der Nation sind Normänner, und die Zahl der Lappen (die nach ihnen am zahlreichsten sind), Finnen, Dänen, Schweden und Deutschen übersteigt gewiß nicht 10 bis 11,000 Köpfe, oder $1\frac{14}{161}$ p. Ct. der ganzen Volksmenge, zu deren Unterricht eine nicht allzu besuchte (1822 nur 211 Personen) Universität, fünf Stiftsschulen, zwei Schullehrer-Seminarien (was recht viel ist, wenn sie viele Zöglinge enthalten), und zwei gelehrte Gesellschaften bestimmt sind. — Die allgemeine Religion, zu der sich, außer den Fremden, die ganze Nation bekennt, ist die evangelisch-lutherische; so daß Norwegen ohne allen Zweifel der rein lutherischste Staat auf der Erde ist, dessen Klerus 5 Bisthümer, 48 Probsteien, 328 Kirchen und 89 Kapellen mit 485 Amtsgeistlichen hat.

Die Zahl der Wohnplätze ist für die Ausdehnung

des Landes nicht groß; sie bestehen in 23 Städten (incl. zwei Bergstädten), 26 Marktflecken oder Handelsplätzen, 32 Landungsplätzen, 41,500 Höfen und 309 Kirchspielen. Schon der Umstand, daß es keine Dörfer hat, und daß die mit wenigen Ausnahmen durchaus hölzernen Häuser, mit Ausschluß der Städte, einzeln liegen, zeigt von der geringen Bevölkerung eines Landes, welches schon eben deshalb die höchste Einheit der obersten Gewalt bedarf, und nicht reif zu konstitutionellen Formen scheint, deren Vaterland wohl überhaupt nicht der rauhe Norden ist, der hier sogar doppelt rauhe Norden, da die Schneelinie in den nördlichsten Theilen desselben nur 2200 Fuß hoch ist. Weit über derselben liegt der Sneehäldan, 7620 oder 7888 Fuß über die Meeresfläche erhoben, des Landes höchste Bergspitze, während noch vier andere Berge über 3000 Fuß hoch sind, und in ein Königreich blicken, welches jetzt drei große Abtheilungen bildet:

1) die südliche Landschaft, von 2098^{70} Q. Meilen,
2) die nördliche Landschaft, von 1631^{30} Q. Meilen,
3) die Nordlande, von 2068 Q. Meilen,

welche zusammen 15 Aemter, zwei Grafschaften und eine Baronie ausmachen (die Benennungen Grafschaften und Baronien sollten nun wohl, als Ueberbleibsel der von der Demokratie so höchlich verrufenen Feudal-Zeiten, als dem Geiste des Demokratismus allzusehr widersprechend, wegfallen, und auf eine Art im Geschmacke der weiland Cortes von Spanien ergänzt werden). In denselben kommt aber auf 252^{13} Q. Meilen nur eine Stadt, und gewöhnlich nur eine kleine, erbärmliche Stadt, während in Preußen auf jede 4^{87} Q. Meilen eine Stadt kommt, und zwar Städte, unter denen es 34 giebt, die über

10,000

10,000 Einwohner haben, während in Norwegen, dessen Areal größer ist, als das von Preußen, nur zwei Städte mehr als 10,000, und in allem nur zehn mehr als 2000 Einwohner haben, so daß es sich auch hier von neuem zeigt, daß nicht die Größe der Oberfläche, sondern die Zahl und der Geist seiner Bewohner die Macht eines Staats bilden.

Unter dieser geringen Anzahl von Städten ist Bergen, mit 18,111 (1806 erst 16,000) Einwohnern, die volkreichste, und für 5798^{60} Q. Meilen, was das elfmal volkreichere Berlin für 5014^{61} Q. Meilen ist, die größte Stadt derselben; die Einwohner leben in 2200 Häusern, und die 10,638 (1816 noch 11,001) Bewohner von Christiania, des Landes Hauptstadt, und sowohl der Sitz der Behörden, wie auch des Storthings, in 1200 Häusern. Auffallend ist die große Zahl der Häuser zu den wenigen Bewohnern, und wirklich kommen in den Städten Bergen $8\frac{54}{2200}$ und in Christiania $8\frac{173}{200}$ Menschen im Durchschnitt auf jedes Haus, während in den übrigen großen Städten Europa's im Durchschnitt 20 bis 27 Menschen auf jedes Haus gerechnet werden. Dies zeigt aber wieder am unwidersprechlichsten, wie klein die Häuser in den größten Städten, und wie unangebaut das ganze Land seyn muß.

Der Boden dieses gebirgigen Küstenlandes ist nicht der fruchtbarste, und bringt nicht einmal das nöthige Korn hervor, welches denn hauptsächlich durch die Produkte der zahlreichen Wälder, der ergiebigen Fischereien und der Eisenbergwerke dem Auslande, welches dasselbe liefert, bezahlt wird. Die Bezahlung geschieht vorzüglich durch den Weg des Seehandels, wozu das Land, wenn auch arm an Flüssen von langem Lauf, doch durch

seine Lage an mehreren Meeren, die es gegen Norden, Süden, Westen und Nordwesten begrenzen, höchst geeignet ist.

Seine Ströme sind reißend und reich an den schönsten Wasserfällen. Unter seinen Landströmen verdient der Miösen die größte Aufmerksamkeit, doch sind sowohl er als die übrigen wenig geeignet, den Binnen- oder Seehandel zu unterstützen; ja nicht einmal einen Kanal zur Wasser-, und regelmäßig fahrende Posten zur Landkommunikation giebt es, sondern nur Extra-Posten, durch Bauernvorspann besorgt.

Das Klima ist der Kultur eben so wenig günstig. Es giebt Gegenden, wo der längste Tag und die längste Nacht 2½ Monat dauern; dabei steigt denn auch die Kälte bis zu einem Grade, daß das Quecksilber gefriert, und auch hier zeigt sich, wie es der Norden so mitbringt, Sommer und Winter nur ohne einen merklichen Uebergang von einer dieser Jahreszeiten zu der andern.

Die wissenschaftliche Kultur ist noch sehr zurück; vielleicht hebt sie einst die Zeit.

Der Münzfuß ist nach dem dänischen. — Die Einkünfte betrugen von 1822 bis 1824: 1,607,405 Species oder 2,411,100 Thlr. in Zetteln, also 5564 Thlr. mehr, als in der Finanzperiode für die Jahre 1825 bis 1827, wo sie in 2,405,536 Thlr. 89 Schilling Species-Zettel (im Durchschnitt 2 Thlr. 58 Sch. auf jeden Einwohner) bestehen, während die Staatsausgaben nur 2,238,721 Thlr. 38½ Sch. in Zetteln erfordern, so daß sich ein Ueberschuß von 166,815 Thlr. 50½ Sch. Species-Zettel ergiebt *).

---

*) Die norwegische Reichszeitung hat einen Auszug aus der Staatsrechnung vom Jahre 1824 gegeben. Hiernach be-

Die Staatsschuld beträgt wohl nicht über 2 Millionen Thlr. Species, da sie nur 41,000 Thlr. Zinsen erfordert; doch sind noch etwa 20 Millionen Papiergeld im Umlauf, die aber seit dem Jahre 1817 gegen baares Geld nur einen Kours von 10 p. Ct. haben, obzwar die Nationalbank von 10,000 Aktien oder 2 Millionen Species in Silber den Handel erleichtern soll. Wenn die Staatsschuld und das Papiergeld zusammen 21 Millionen betragen, so kommen im Durchschnitt davon auf den Einwohner 21 Thlr. 87 Sch., was bei der großen Armuth derselben wohl so viel seyn möchte, wie es in irgend einem andern Lande ist; denn wenn auch in Frankreich der Zahl nach auf jeden Einwohner im Durchschnitt circa 113 Franks kommen, so ist dies doch in der That weit weniger, als in Norwegen, da Frankreich so unendlich reicher als Norwegen ist.

Oben ist von den höchsten Bergspitzen gesprochen worden, sie tragen aber bekanntlich nichts zur Festigkeit des Staates bei; weit mehr gilt dies von dem Ganzen der Gebirge, die in Norwegen so hoch und zahlreich sind. Betrachtet man jedoch dieselben aufmerksamer, so findet sich, daß diese natürlichen unbeweglichen Vertheidigungsmittel nicht sowohl eine Schutzmauer für Schweden und Norwegen zusammen sind, sondern eher Schweden gegen Norwegen, und Norwegen gegen Schweden schützen; eine der Hauptursachen, die

---

trugen die Einkünfte 547,600 Species in Silber und 2,291,500 Spec. in Zetteln. Die Ausgaben beliefen sich auf 477,000 Spec. in Silber und 2,158,000 Spec. in Zetteln. Ueberschuß der Einnahme 70,000 Silber-Spec. und 133,000 Zettel-Spec. Dazu kommt ein Staatskassenbestand aus dem Jahre 1823 von 131,000 Zettel-Spec. A. d. R.

wohl auch so lange die Vereinigung der skandinavischen Halbinsel unter einen Zepter hinderten. Diese Gebirge sind zahlreich und schwer zu übersteigen. Auf dem eigentlichen Kyölen-Gebirge (ein Name, den eigentlich das ganze schwedisch-norwegische Gebirge führt) gehen keine gebahnten Wege und Stege über dasselbe, sondern nur einzelne Uebergänge durch die Einsattelungen des Hauptrückens für die Lappländer mit ihren Rennthieren und Schlitten. Der Hauptübergang ist bei dem Berge Temswara, an den Quellen des Annisjoki und der Abun-Elf, unter 41° der Länge; auch diese Straße ist, wie alle Straßen in Schweden und Norwegen, ein natürlicher Steinweg. Sie bestehen aus Felsenboden, auf welchem nur die steilsten Stellen abgeflacht, und die Vertiefungen und Lücken durch Pflastern geebnet sind; deshalb sind die Wege meist holperig und rauh, aber zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter, wo sie einmal fahrbar sind, ohne Beschwerde zu befahren.

In dem Sare-Gebirge, welches die höchsten Gipfel der ganzen Gebirgskette enthält, ist der Hauptübergang bei Skarsdörra, wo die Straße von Stockholm nach Drontheim den Hauptrücken schneidet. Weiter nördlich ist noch ein Uebergang bei Soder-Lee, unter 67 bis 65° nördlicher Breite, der zugleich eine Saumstraße und die Verbindung zwischen Norrland und dem Stifte Drontheim ist. Außer diesen beiden Pässen giebt es hier nur Rennthier-Steige. — In dem Gebirge Dofre-Field (Fi-eld), von dem am südlichen Abhange liegenden Dorfe Dofre so genannt, welches ganz in Norwegen liegt, ist der Hauptübergang bei Röraas, auf der Straße von Christiania nach Drontheim; dieses Passes höchster Punkt ist 4450 Fuß hoch. — Südwärts von dem vori-

gen Gebirge ist das Gebirge Lange-Field (Fi-eld), und in demselben ist der Paß über das Gebirge File-Field als der Hauptübergang zu betrachten. Er befindet sich am Fuße des Suledind, ist 2600 Fuß hoch und die Hauptverbindung zwischen den Stiftern Christiania und Bergen. (Norwegen wird nämlich, nach dänischer Eintheilung, auch in vier Stifter, und diese wieder in Aemter und Vogteien eingetheilt.)

Von der großen Kjölen-Kette streichen das Glommen-Gebirge, das Gebirge Kolen-Molen und das Maanselka-Gebirge ab; das des Glomms ist zwar kaum halb so hoch, als der Hauptzug der Kjölen-Kette, aber dennoch sind seine Uebergänge sehr beschwerlich, wogegen nördlich und südlich von den steilen Bergen Kinne-Kulle und Omberg tiefe Querstreckungen im Kolen-Molen-Gebirge sind, durch welche die Straßen ohne Beschwerde gehen; dagegen wieder über das nicht allzu hohe Maanselka-Gebirge dennoch keine gebahnte, fahrbare Straßen führen, und sich die Kommunikation nur auf einzelne Steige für Rennthier-Schlitten beschränkt; doch ist dieses Gebirge eine sehr schätzenswerthe Grenze gegen Rußland; während die Natur viel, sehr viel zur Sicherung Norwegens gegen einen Angriff von der See her gethan hat. Seine Küsten sind nämlich die zerrissensten und felsigsten in unserm ganzen Welttheile, ganz geeignet, jede Landung durch ihre tiefe Buchten und Busen höchlich zu erschweren; die Felsen erheben sich aus dem Meere, welches sie auch großentheils bedeckt, und machen so ohne sichere Terrainkunde und Lootsen jede Annäherung einer Flotte unmöglich; sie ziehen sich in das Innere des Landes (oder kommen vielmehr aus diesem), wo sie endlich den Hauptrücken der Kjölen-Kette, von

der sie Verzweigungen sind, bilden. Diese Küsten voller Felsen heißen hier, wie in Schweden, die Schären (Skären), und von dieser Benennung erhielt auch die schwedische Schärenflotte (Skärenflotte) ihren Namen. So schon von der Natur vertheidigt, bedarf es nur einer kleinen, jedoch wohl zu vertheilenden Armee, um die Küsten des Landes zu besetzen, und dadurch jede Landung zu verhindern, was auch noch mehr durch eine zahlreiche Menge von Festungen bewirkt wird.

Die Zahl der norwegischen Festungen steigt nämlich auf neun mehr oder minder starke und große, von denen indeß mehrere wohl nur den Namen von Forts oder festen Werken, oder Festen verdienen. Die Zahl der *künstlichen unbeweglichen Vertheidigungsmittel* ist für die Größe des Landes eher zu klein, als zu groß, und nur die Rauhheit des Landes, seine Verbindung mit Schweden zu einem Ganzen, die Höhe und Unwegsamkeit seiner Gebirge, und seine felsigen und zerrissenen Küsten erlauben, ohne Gefährdung der Sicherheit des Staates, so wenige Festungen zu unterhalten, indem auf jede 644^{28} Q. Meilen des Staats nur eine derselben kommt. (Wie ganz verschieden ist dies nicht von dem Süden Europa's!) Dagegen erscheint die Zahl der Festungen, im Vergleich mit der geringen und armen Volksmenge des Staats, wieder viel zu groß, und die zu deren Besatzung nöthigen Anstrengungen an Mannschaft und Gelderfordernissen beinahe unmöglich zu erschwingen; denn auf jede 107,362 Menschen kommt eine Festung. (So hat z. B. Spanien 45 Festungen, also auf 187^{70} Q. Meilen eine, und für jede 253,333 Einwohner eine.) Daher dürften denn die Festungen wohl nie alle, oder doch nicht alle zahlreich genug besetzt seyn, wenigstens

dürfte dies, so lange die jetzige Verbindung mit Schweden dauert, wohl besonders bei den Festungen im Innern des Landes der Fall seyn. Die Festungen zerfallen in Festungen an der Küste und im Innern des Landes.

Küstenfestungen hat es eigentlich sieben. Die nördlichste derselben ist Wardöchuus (auch Wandochuus), nahe bei der kleinen, im Jahre 1787 angelegten Stadt Vardöe, von nur 89 Einwohnern, in dem ödesten und verlassensten Theile Norwegens, unter 70° 22′ 35″ der Breite und 48° 47′ 15″ der Länge, die einen sehr mittelmäßigen Hafen hat, der nur einen kleinen Theil des Jahres offen ist. Diese Festung, welche nicht sehr bedeutend ist, hat doch die besondere Merkwürdigkeit, daß sie die nördlichste Feste der Erde ist, und daß hier der längste Tag, und also auch die längste Nacht, zwei Monate dauern. Hr. Stein irrt wohl, oder es ist ein Druckfehler, wenn er diese Länge auf sechs Monate bestimmt (siehe sein Handbuch der Geographie ꝛc. I. Bd. 3te Aufl. S. 354.). Sie hatte im Jahre 1811 eine Besatzung von 1 Kapitain und 25 Mann, was schon auf ihre Unbedeutenheit schließen läßt, und wurde dann von der Regierung, die sie eingehen ließ, aufgegeben, doch später wiederhergestellt; sie gilt auch jetzt noch als ein fester Platz, dessen Garnisondienst aber so unangenehm ist, daß den Soldaten der Besatzung mancherlei Vortheile dafür bewilligt werden.

An der Westgrenze des Staats und am Kattegat liegen die andern sechs festen Plätze, als: Drontheim. In der mit einem Wall, durch den drei Thore führen, umgebenen Stadt leben (mit den beiden Festungen Christianshohn und Munkhohn) 8848 Einwohner

in 1400 Häusern. Sie liegt an einem tief in das Land hineingehenden Busen und an der Mündung des Nid oder der Nid-Elf, in den Tromhiemsfiorden, welcher die Stadt fast ganz umfließt, und auf der Landseite ist sie durch eine Festungsfront geschlossen. Außer denselben liegen auf beherrschenden Höhen die Festen (Forts) Moellenberg, Christiansfield, welches auf einer Anhöhe neben der Stadt liegt, und Christianstein, welches letztere das im Jahre 1680 angelegte Hauptwerk ist, und die Stadt vertheidigt. Der Busen bildet bei der Stadt einen guten Hafen (welcher aber einen beschwerlichen Zugang hat), vor dem auf einer Schäre (Skåre) oder Eilande im Fiorden die die Rhede beschützende Feste (Kastell) Munkhohn liegt, und zwar am Ende der größten Breite der Stadt, an der Munkegade (Munks-Straße?)

Nach einigen Nachrichten sollen die Festen Christianshohn und Munkhohn in neuern Zeiten verfallen seyn; doch scheint dies kaum glaublich, da sie auch nach der Union der skandinavischen Halbinsel noch wichtige Vertheidigungspunkte sind, und ja nie gegen Schwedens Landmacht als Grenzfestung dienen könnten, was die wahrscheinliche Ursache der Schleifung mancher andern festen Plätze im Innern des Landes ist, indem sie so, im Fall eines Aufstandes, die Operationen einer schwedischen Armee gewaltig aufhalten könnten, welches zu vermeiden eine der ersten und wichtigsten Aufgaben der schwedischen Politik seyn muß, und auch, wie es hinreichend bewiesen ist, wirklich unter seinem so staatsklugen Karl XIV., gewiß auch einer der größten Strategen unserer Zeit, geschehen ist; und so wollen wir sie denn auch, und zwar gewiß mit vollem Rechte, als

noch bestehende Festen und Zubehörungen von Drontheim aufzählen.

Bergen, des Reiches größte Stadt, hat im Ganzen krumme und abschüssige Straßen, nach Hrn. Hahnzog meist gute steinerne, nach Hrn. Hassel aber, was zur Vertheidigung, wegen der dadurch entstehenden Feuersgefahr, eben nicht vortheilhaft wäre, nur 140 bis 150 steinerne Häuser. Sie liegt in einem eine halbe Meile breiten, von mehreren abgesonderten, theils höheren (sind diese befestigt, oder vielleicht außerhalb der Schußweite?), theils niedrigern, doch nicht über 1800 Fuß hohen felsigen Bergen umgebenen, von Norden nach Süden auf etwa 1½ Meile sich erstreckenden Thale, an dem Meerbusen Vaag, der eine doppelte Einfahrt, die nördliche und südliche, hat. Die sonst gut gebaute, doch an sich selbst offne Stadt dehnt sich hufeisenförmig um ihren großen und schönen Hafen aus, welcher für die größten Kriegsschiffe tief genug ist; dabei ist diese Hafenseite durch mehrere Batterien und abgesonderte Werke sehr stark befestigt, die Festen Christiansberg an der Südseite, Christianshohn auf einer Felseninsel, und Friedrichsberg oder Fredriksberg — eine Felsenfeste — auf der Nordseite. Diese letztere ist das Hauptwerk, wogegen eine Batterie, die Werke von Nordnäß und die Batterie von Heggernäß, die auch die Stadt vertheidigen, minder wichtig sind. An der Landseite ist die Stadt von hohen, steilen, meist senkrechten Felsen ganz umgeben, und hat hier nur einen sehr beschwerlichen Zugang. Dieser und die ganze Stadt werden von der an ihrer Nordseite, am Eingange des Hafens, gegen dieselbe liegenden Felsenfeste Bergenhuus (die 1801: 31 Einwohner hatte) beherrscht; auf dieser aber sind das Schloß,

das Kommandantenhaus, ein Zeughaus, Gefängnisse, Magazine und der Walkendorfsche Thurm Gebäude, die sie alle umfaßt.

Christiansand, eine Stadt, die mit der Festung Friedrichsholm 700 Häuser und 4844 Einwohner zählt, und wie Bergen vielen ansehnlichen Handel hat, ist vom König Christian IV. 1641 und die folgenden Jahre an der rechten Seite der Mündung der Torredal-Elf (oder Jorredals-Elf) auf einer sandigen Landspitze angelegt, und regelmäßig mit breiten, graden Straßen erbaut, wobei die Mündung des Torredal der Winterhafen für die Schiffe ist. Auf der andern Seite der offnen Stadt liegt der große Handelshafen, der sicheren Schutz gegen die Strömungen des Kattegats gewährt. Unweit desselben, auf der Insel Odderöe (welches Manche als eine eigne, selbstständige, nicht zu Christiansand gehörige Festung betrachten) befinden sich die Festen Christiansholm und Friedrichsholm (diese letztere, das Hauptwerk, liegt auf der Westseite der Stadt). Sie beherrschen den Zugang zu dem Hafen von Christiansand, wie auch den vortrefflichen Ankerplatz weiter südwestlich, zwischen der Insel Fleckeröe und dem festen Lande, der eine so geräumige Bucht bildet, daß sie einer ganzen Kriegsflotte Schutz gewähren kann, zu dessen Vermehrung auch noch zwei kleine Schanzen bei dem Hafen gelegen sind.

Friedrichsvärn (auch Frederiksvärn und Stavärn genannt) ist ein kleiner Ort mit 622 Einwohnern, der nordöstlich von Christiania liegt. Der gute Hafen desselben befindet sich bei dem Landungsplatze Stavärn; in demselben ist ein Theil der norwegischen Flotte stationirt, und an demselben ist ein, vorzüglich mit Galee-

ren-Bauplätzen versehener Schiffswerft. Die Festung oder große, starke Zitadelle, am Eingange der nach Laurvig führenden Bucht, soll jetzt geschleift werden. Sollte dies wahr seyn, so wäre die einzige haltbare Ursache wohl die, die Unterhaltungskosten zu ersparen und die Vertheidigungsmittel mehr auf einige Punkte zu konzentriren; doch ist auch dies eine noch jetzt bestehende Festung, die auch wohl erhalten werden wird.

Friedrichstadt (Frederikstad), eine kleine Stadt, denn sie hat nur 420 Häuser und 2353 Einwohner, wurde von dem König Friedrich II. 1567 und die folgenden Jahre erbaut, von Friedrich III. 1665 und die folgenden Jahre, oder beinahe 100 Jahre später, stark befestigt, und im Jahre 1764 — fast 200 Jahre nach ihrer Entstehung — nachdem sie abgebrannt war, neuer und schöner, gut und freundlich wieder aufgebaut. Sie enthält ein Arsenal und ein Magazin. Die Stadt liegt an der linken Seite der Mündung des breiten und reißenden Glommen, welcher sich hier busenförmig erweitert und einen großen Hafen bildet, in dem Schiffe bis nahe an den Wällen Anker werfen können. Hier liegt gewöhnlich ein Theil der norwegischen Flotille. — Die Werke wurden nach ihrer ersten Anlegung im Jahre 1665 und in den folgenden Jahren noch verstärkt und erweitert, so daß der Ort jetzt stark befestigt zu nennen ist. Er hat in Nordwesten das auf einer Insel belegene Fort Isegramm, und in Südosten die Bergfeste, oder kleine Bergfestung, Kongstan (Königstein), die schon außerhalb der Werke liegt. — In Südwesten vor dem Hafen liegt die befestigte Insel Cicignon; auch dient die Schanze (von Hrn. Hahnzog noch Feste genannt) Aggröe, welche, nach der Angabe des Herrn

Hassel, nicht mehr unterhalten wird, welches aber auch sehr zu bezweifeln ist. Sie dient, eben so wie Isegramm, jedes auf einer eignen Insel vor dem Hafen liegend, zur Vermehrung der Befestigung.

Friedrichshall (Frederikshald), südöstlich von Friedrichstadt, ist eine offene Stadt von 550 Häusern mit 3842 Einwohnern, liegt an der Grenze von Schweden, und ist zugleich Küsten- und Landfestung. Sie liegt an der Mündung der Tisteda-Elf (oder des Tistedal) in den Idefiorden. — Aus dem Hafen im Idefiorden kommt man in die zwischen hohen Felsen belegene Meerenge Surnsund (Surnesund), welche die größten Schiffe trägt. Ueber der Stadt liegt auf einem Felsen oder einer felsigen Anhöhe — 350 Fuß über dem Meere — die große, starke, 1661 und die folgenden Jahre angelegte, von 251 Menschen bewohnte Zitadelle (Festung) Frederiksteen (Friedrichstein), welche durch die vor der Stadt auf Anhöhen liegenden kleinen Werke (Forts) Store-Taarn (Stoortarnet oder Gaaßthurm), Over-Biergel (Overbierget oder Oberberg) und Gülden-Löwe (Gyldenlöwe oder Goldlöwe) gedeckt wird. Bei der Belagerung dieser Festen wurde König Karl XII. von Schweden, den 11. Dezbr. 1711, erschossen.

Bloß innere Festungen, lediglich gegen Schweden gerichtet, giebt es zwei, und gewiß ist es der Weisheit Karl XIV. von Schweden angemessen, sie eingehen zu lassen; denn sie sind vorbei die Zeiten, wo sie Norwegens östliche Grenze schützten; sie sind jetzt nicht mehr nützlich, und könnten einst schädlich werden.

Christiansfield, eine Grenzfeste gegen Schweden, liegt auf steilen Felsen auf dem linken Ufer des Glommen, der hier — Norwegens größter Fluß — schäu-

mend unter seiner Brücke dahinrauscht, und den wir, noch nördlicher von Christiania, bei Kongswingen, welches auch auf steilen Felsen, aber an des Glommen rechtem Ufer liegt, wiederfinden; auch hier ist eine Brücke über ihn, der unterhalb der Stadt seinen größten, den sogenannten Skarpenfall hat, und dann, nachdem sich das ganze Gebirgsthal geöffnet, zwischen felsigen Seiten dem Meere zuströmt. — Der Ort, mit 367 Einwohnern, wird stehen bleiben, unbedeutend, wie er es seit Jahrhunderten war; aber die starke Bergfestung wird geschleift werden. Es war eine gute, nordöstlich von Christiania belegene Grenzfestung gegen Schweden. Wie ihre Festungswerke, verfallen auch die des oben genannten Bergschlosses Christiansfield, und die des auch am Glommen, nicht weit von ihm entfernt liegenden Bergschlosses Basmöe; dagegen steht noch still und ernst an des Glommens Ufern die Schanze Blakiw, wo einst (1809) im heißen Kampfe die Schweden den Dänen unterlagen. Zu Stavanger steht mitten in der Stadt auf einem Berge ein Wachtthurm, und blickt in die Umgegend, reich an Alterthümern, und auf das Meer, ungestüm wie des Nordens Lüfte.

Sonst erhob sich einst bei Christiania auf einem Berge, hoch über der Hauptstadt, zum Schutze oder zur Beherrschung der offnen Stadt, die Feste (Bergschloß) Aggerhuus, welche 1801 noch 292 Einwohner zählte, und noch im Jahre 1806 von Hrn. Adam Müller eine starke Bergfestung genannt wurde; jetzt aber ist sie, gewiß mehr aus politischen — denn der Storthing hält hier seine Sitzungen — als aus militairischen Rücksichten, seit dem Jahre 1815, wo Schweden schon wußte, was die Norweger könnten, wenn sie

nur wirklich wollten, geschleift worden. Wohl schon länger steht die Bergfeste Skognås bei Skogan im nördlichen Drontheim nicht mehr; jetzt zeigt man nur noch den Ort, wo sie gestanden hat. — Die Schanze auf dem vor dem Ilvalder gelegenen Eilande Aggeröe nennt Hr. Hassel verfallen, eben so Fleckersöe, an dem Sunde, der es von Christiansund trennt, und worin eine ganze Flotte vor Anker liegen kann; wo aber auch die darauf befindliche Festung von den Britten (deren bloße Reiterei im Frieden ja so stark ist — 14,000 M. — wie eine ganze norwegische Armee) zerstört ist. Zu Otteröe bei Fleckeröen (sollte dies nicht die bei Christiansand angeführte Insel Odderöe seyn?) waren ebenfalls (und wohl auch noch jetzt bestehende) Verschanzungen zur Deckung des Hafens von Fleckeröe und Christiansand angelegt.

(Der Abschnitt über die Gebirge, Küsten und Festungen des Staats ist hauptsächlich nach dem Lehrbuche der Militair-Geographie von Hahnzog, 2ter Theil, bearbeitet.)

(Fortsetzung folgt.)

V.

Belagerung von Hüningen (1815).

Energische Vertheidigungen mit geringen Mitteln sind wohl die besten Beispiele, die man den jüngeren Offizieren zur Belehrung vor Augen legen kann. Stets zeigt sich dabei, wie der Mann von Talent, durch Benutzung aller scheinbaren Nebenumstände, den Muth seiner Untergebenen zum Enthusiasmus steigert; wie dies gerade auf seinen Gegner die entgegengesetzte Wirkung hat, ihn nämlich einzuschüchtern, und wie häufig da noch Hülfe ist, wo der gewöhnliche Mensch durchaus keine mehr zu sehen glaubt.

In neueren Zeiten tritt wohl keine andere Vertheidigung leuchtender hervor, als die von Hüningen.

Der Platz war in einem sehr verfallenen Zustande, als der französische General Barbanègre den Auftrag erhielt, das Kommando darin zu übernehmen. Der Brückenkopf am rechten Rheinufer existirte nicht mehr, und der Hauptwall stand auf der Seite, wo ihn der Feind am vortheilhaftesten beschießen konnte, ganz entblößt da.

Die erste Sorge des Kommandanten wurde es daher, die zerfallenen Wälle wieder aufzuschütten. Seine

Thätigkeit hatte zwar keine Grenzen; aber die Zeit war so kurz, und seine Mittel waren so schwach, daß er kaum die wesentlichsten Ausbesserungen beseitigen konnte.

Die Alliirten hatten ebenfalls keinen Augenblick ungenutzt verstreichen lassen. Während der drei Monate, welche den Feindseligkeiten vorangingen, ward Basel in erforderlichen Vertheidigungszustand dadurch gesetzt, daß man die alten Wälle herstellte, und die schöne Position, welche die Stadt dominirt, mit starken Werken versah. Alle Höhen an Frankreichs Grenzen wurden mit Reduten und mehr oder weniger starken Posten versehen, und alle Debouschees pallisadirt, so daß jedes französische Werk und jede Bewegung in Hüningen beobachtet werden konnten.

Die Besatzung des letzteren Platzes sollte aus mehreren Bataillonen der Eliten-Nationalgarde bestehen; diese waren auch schon auf dem Wege dahin, als sie bei der Nachricht von der Niederlage in Belgien aus einander liefen. Nur einige hundert Mann langten in dem Platze an, und wurden mit den Einwohnern zur Dienstleistung bei den Verpflegungsbehörden, zu den Arbeiten bei der Artillerie und bei den Ingenieurs vertheilt. Zur aktiven Vertheidigung konnte folglich der General nur über die vorhandenen Linientruppen verfügen; nämlich über 100 Kanoniere, 30 Soldaten verschiedener Korps, und 5 berittene Gensd'armen; im Ganzen 135 Mann. Mit dieser Handvoll Tapfern unternahm er es, den 30,000 Verbündeten, unter den Befehlen des Erzherzogs Johann, zu widerstehen.

Die Resultate des Tages von la Belle Alliance theilte Barbanègre, so wie die Abdankung Napoleons und die angeknüpften Unterhandlungen, seinem

ver-

versammelten Kriegsrathe ohne Hehl mit; es wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, Ludwig XVIII. zu huldigen, was auch geschah, dem Vaterlande die Festung zu erhalten, und eine hartnäckige Vertheidigung zu leisten, wenn es zum Angriff unter diesen Umständen kommen sollte.

Kaum erschallte die Siegesnachricht auf dem rechten Rheinufer, so ging Alles über den Strom, und eine Menge Dörfer und Flecken um den Platz, namentlich Burgfeldt, wurden ein Raub der Flammen. Die Truppen der Kantons sollen, nach französischen Berichten, hier besonders thätig gewesen seyn.

Die Einwohner von Basel durchstrichen die Gegend Ende Juni mit Wagen, und nahmen den Bauern das Wenige weg, was ihnen die Soldaten gelassen hatten. General Barbanègre, darüber aufgebracht, forderte vom Magistrat Genugthuung. Stolz abgewiesen, beschloß er, die Stadt ihre Ungerechtigkeit büßen zu lassen.

Die erbitterte Besatzung wollte augenblicklich Basel bombardiren; allein ein Unternehmen dieser Art bei Nacht widerstand den Gefühlen des Generals. Es wurde bis auf den andern Morgen verschoben.

Mit Anbruch des Tages verbreiteten die Bomben Zerstörung und Schrecken in den Mauern der Stadt. Wenn aber einerseits die Einwohner hierdurch überzeugt wurden, daß sie noch im Bereich der Festung waren, so wurde die Besatzung dagegen über das Schreckliche ihrer Lage belehrt. — Die seit langer Zeit geladenen Bomben hatten gelitten, sie krepirten nicht, oder krepirten in der Luft.

Alle diese Schwierigkeiten konnten aber den General Barbanègre von einer Vertheidigung nicht ab-

schrecken. Sein Muth, seine Thätigkeit, seine Vorsichtigkeit gaben ihm die Mittel an, allen Uebeln abzuhelfen. Seine Entschlossenheit ging auf den letzten seiner Soldaten über; den Patriotismus der Einwohner entflammte er aber durch Beispiel und Ermahnungen.

Die geringe Anzahl der Vertheidiger ließ es nicht zu, die Vorposten stärker als zwei bis drei Mann zu machen. Die Schweizer wurden dadurch kühner, und überzogen die Ebene mit einem Schwarme Tirailleurs, denen eine geschlossene Masse folgte, um die Besatzung zu harzelliren.

Die französischen vereinzelten Truppen zogen sich zusammen, ließen den Haufen nahe heranrücken, und überfielen ihn dann mit einer solchen Heftigkeit, daß er augenblicklich in die Flucht geschlagen und verfolgt wurde, bis der General Barbanègre die Verfolger abrufen ließ.

Diese schmähliche, unter den Augen der Oestreicher erlittene Niederlage erbitterte die Schweizer aufs äußerste; sie rächten sich durch neue Verwüstungen. Einige Einwohner von Hüningen besaßen eine Schiffmühle auf dem Strome, zwischen den Vorposten beider Armeen. Da dies Gebäude durch seine Lage durchaus keine militairische Unternehmung begünstigen konnte, war es während der früheren Kriege zwischen Frankreich und Oestreich immer respektirt worden. Die Schweizer schnitten in der Nacht die Ankertaue ab, und es strandete einige Stunden unterhalb des Platzes zwischen ihren Vorposten. Auf diese Weise ruinirten sie ohne den geringsten Nutzen mehrere Familien, deren ganzes Vermögen diese Mühle war.

Abermals forderte General Barbanègre Genug-

thuung. Der Magistrat von Basel versicherte, man habe in der Mühle französisch sprechen hören, als sie durch die Fluthen weggerissen wurde, und die Franzosen beklagten sich folglich über eine selbst begangene That. Nach untersuchter und beglaubigter Sache wandte sich der französische Kommandant an den Erzherzog Johann, erhielt aber keine Antwort. Da forderte endlich Barbanègre von der Stadt Entschädigung, die aber abgeschlagen wurde, und ein zweites Bombardement von Basel züchtigte die Einwohner von Neuem.

Nunmehr versuchte der Erzherzog, den Kommandanten durch eine Kriegslist zur Uebergabe zu veranlassen. Er zeigte ihm an, daß Lille, Douay und Strasburg ihre Thore geöffnet hätten, und drohte ihm mit der härtesten Behandlung, wenn er sich länger den Gesetzen der Sieger entziehen würde. Allein der General ging in nichts ein, und erwartete sein Schicksal. Die Oestreicher sahen sich daher gezwungen, die Belagerung anzufangen. Bald waren der Park und die nöthige Munition beisammen.

Am 14. August wurden die Transcheen eröffnet, und 172 Geschütze, in mehr als zwanzig Batterien vertheilt, überschütteten den Platz mit allen Arten von Projektilen. Die Stadt sah in kurzer Zeit einem Schutthaufen ähnlich. Nichts konnte jedoch die Standhaftigkeit der Vertheidiger erschüttern. Während die Truppen den Feind abhielten, besorgten die Bürger, in Lösch-Kompagnien abgetheilt, die Arbeiten des Artillerie- und Geniewesens im heftigsten Feuer. Kinder und Weiber trugen den streitenden Mannschaften aus den Magazinen Pulver und Geschosse zu.

Das beiderseitige Feuer ließ nicht nach. Eine ein-

zelne Kaserne, sorgfältigst auf Befehl des Generals geblendet, widerstand allein; sie war der einzige Zufluchtsort, wo Weiber, Kinder und Greise einige Ruhe, und die Blessirten einige Pflege fanden. Hier waren alle Hülfsmittel des Platzes angehäuft, hier lagen Waffen und Lebensmittel beisammen. Nirgend war ein Punkt von Bomben und Granaten verschont geblieben, nirgend ein Versammlungsort anzuweisen. Einzeln schlichen die Vertheidiger aus der Kaserne, um dem Feinde die Spitze zu bieten.

Da jedem Soldaten mehrere hundert Toisen Terrain zur Vertheidigung angewiesen waren, so blieben sie stets alle im Dienst, und hatten keinen Augenblick Ruhe. In jeder Nacht half ihnen List, um die Belagerer irre zu führen. Wo zwei Mann zu einem Posten gehörten, theilten sie sich; der eine rief: Qui vive? der andere antwortete: Ronde Major! Häufig wiederholt, überzeugte dies den Feind, daß viele Patrouillen im Platze umhergingen, und daß die Besatzung stark sey. Oft verstellte ein einzelner Mann seine Stimme, und führte, sich selbst antwortend, den Rondendienst durch.

Noch war die Besatzung im Besitz der Ebene, und es war dem Feinde, trotz aller seiner Anstrengungen, sogar noch nicht gelungen, ihn aus einem schwachen Feldwerke, 500 Schritte vom Platze, zu verjagen, weil ihn immer die Artillerie, durch den Bataillons-Chef Lollier dirigirt, daran hinderte. Dies Werk, eine Redute, lag bei dem Grabe des Generals Abatucci, und hieß Redoute Custine; durch Verwechselung haben fremde Blätter zwei Werke daraus gemacht, und nennen das eine: Fort Abatucci, und das andere: den weißen Thurm. Sie war gewöhnlich mit drei Kanonieren

und einigen Handlangern besetzt, seit der General Barbanègre zwei vor Eröffnung der Transcheen aufgestellte Mortiere zurückgezogen hatte, und enthielt nur zwei Vierpfünder.

Längst schon hätte der Belagerer diese Position gern inne gehabt. 300 Schweizer Freiwillge erboten sich zur Wegnahme; aber durch obige List überzeugt, daß die Besatzung des Postens nicht geringe sey, zog man es vor, ihm die Ehre des Bombardements und der Transchee zu erzeigen.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es dem Feinde, ein Geschütz zu demontiren, und einen kleinen Munitions-Vorrath in die Luft zu sprengen; erschrocken flohen die Handlanger davon, und gingen zum Feinde über. Einige Augenblicke nachher zogen sich die Artilleristen von selbst zurück, und der Feind setzte sich in den Besitz des Werks. Lange blieb es aber nicht in seinen Händen. Ein Ausfall von einigen Mann langte hin, ihn zu vertreiben.

Da man aber besorgen mußte, durch die Transcheewache abgeschnitten zu werden, so begnügte man sich damit, die wieder eroberten Geschütze nach dem Platz zurückzuschaffen, was auch gelang.

Der Hauptnachtheil, der aus diesem Verlust für den Platz erwuchs, war, daß er nun enger eingeschlossen wurde, und man Basel nur noch sehr schwer erreichen konnte. Die Einwohner jener Stadt glaubten nun ungestraft neue Plünderungen ausführen zu können, und veranlaßten dadurch den General Barbanègre, ein neues Bombardement zu befehlen. Die Bomben mußten aufs Gerathewohl geworfen werden; wenn aber auch gleich viele in der Luft krepirten, so reichten die wenigen

mächtigte sich Bewunderung aller Zuschauer, und ein einstimmiges Beifallrufen bezeugte diesen Tapfern, daß auch der Feind wahren Heldenmuth zu achten wisse.

Der Erzherzog Johann, erstaunt und gerührt, versagte dem Anführer nicht die lebhaftesten Beweise der Achtung, die auf eine solche Vertheidigung begründet war.

Befremdend ist es, daß nach dem Feldzuge von allen Kommandanten, welche 1815 Plätze vertheidigten, Barbanègre der Einzige war, welcher vor ein Kriegsgericht gestellt ward, um sich über sein Betragen zu rechtfertigen. Einstimmig freigesprochen, ist ihm weiter kein Lohn zu Theil geworden. Er starb vor einigen Jahren, ohne Vermögen zu hinterlassen.

VI.

Miszellen.

1. Beschreibung der Insel Formosa.

Die Insel Formosa, welche südöstlich von China, der Provinz Fu-kian gegenüber (30 Stunden entfernt), unterm 139sten Grad östlicher Länge und 24sten Grad nördlicher Breite liegt, wurde, nach der Meinung der Missionaire, erst im Jahre 1430 entdeckt, obgleich man von der chinesischen Küste von Fu-kian in 24 Stunden zu ihr gelangen kann, und die auf halbem Wege liegende Inselgruppe Pheng-hu (von den Portugiesen Pescadores oder Fischer-Inseln genannt) von der Küste von China sichtbar ist. Ein Beweis aber, daß Formosa schon vor 1430 den Chinesen bekannt war, ist die Erwähnung in der großen chinesischen Geographie, wo im grauen Alterthume die Insel Huang-fu, zur Zeit Jesus Christus Man-ly (Land der südlichen Barbaren), späterhin bis 1368 Tung-fan (östliche Fremde), und endlich unter der Dynastie der Ming, Ky-lung nach einem Berge und Hafen (Qelong der Holländer) benannt wurde.

Es scheint, daß im Mittelalter die Japaneser häufig Handelsexpeditionen nach der Nordküste von Formosa schickten, und dort Kolonien gründeten; 1621 nahmen

sie förmlich Besitz von einem Theile dieses Landes. Bald darauf ward ein holländisches, für Japan bestimmtes Handelsschiff nach Formosa verschlagen; die Equipage rekognoszirte die Insel, und fand sie, ihrer Nähe von China wegen, als Handelsplatz sehr geeignet.

Die Holländer wollten deshalb mit den Japanesern einen Vertrag eingehen, was diese ablehnten, und erst 1634 ihnen einen kleinen Strich abtraten, woselbst die Holländer ein Fort Namens Zelandia, bei dem Hafen Thay-uan, erbauten. Später verzichteten die Japaneser ganz auf die Insel, und die Holländer sahen sich als unumschränkte Herren derselben an, errichteten auf der nördlichsten Spitze ein befestigtes Komptoir, und mehrere Forts selbst auf den kleinen Inseln Pheng-hu. Dadurch wurde ihnen Formosa eine große Stütze ihres Handels mit China. Allein 1661 belagerte der chinesische Kaper Koxinga das Fort Zelandia, nahm es im folgenden Jahre, und verjagte die Holländer gänzlich von der Insel, so wie auch von den Inseln Pheng-hu. Erst 1683 konnte der Gouverneur von Fu-kian mit Hülfe der Holländer die ganze nordwestliche Küste von Formosa wieder erobern. Die Stadt am Hafen und beim Fort Zelandia erhielt den chinesischen Namen Thay-uan-fu, und die ganze Insel wurde zum Gouvernement Fu-kian geschlagen. Formosa wurde in drei Kreise getheilt, worin die Hauptörter Thay-uan-hian, Fing-schan-hian und Tschu-lo-hian, alles Städte dritter Ordnung, waren. 1723 kam noch eine vierte dazu, welche den Namen Tschang-hua-hian führte.

Gegenwärtig beherrscht das chinesische Gouvernement bloß die westlichen Ebenen von Formosa, welche östlich von einer hohen Bergkette begrenzt sind, und

den übrigen von Wilden bewohnten Theil der Insel abscheiden.

Diese Ebenen sind von unzähligen kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten, die sich von den Bergen herab in das Meer stürzen. Die Luft ist rein und gesund, der Boden sehr fruchtbar, und liefert der Provinz Fu-kian Früchte im Ueberfluß. Vorzüglich wird viel Reis auf Formosa gebaut; sodann Zucker von besonderer Güte, der sogar bis Peking verfahren wird; außerdem eine Menge von Gemüsen.

Formosa liefert den Chinesen wilde Jasminblumen, mit denen sie ihren Thee würzen. Die Kartoffeln sind von bester Güte, auch findet man auf Formosa beinahe alle Früchte beider Indien, Orangen, Ananas, Melonen rc., und die meisten europäischen Früchte. Baumwolle und Seide fehlen aber ganz. Der Thee ist grün und nicht schwarz; er wird in großer Menge nach China geführt, wo er eine Art Arzenei abgiebt. Im Allgemeinen trinken die Chinesen wenig grünen Thee.

Salz hat die Insel im Ueberfluß; mehr noch Schwefel, und diesen von vorzüglicher Güte. Beinahe alles chinesische Schießpulver hat formosischen Schwefel als Bestandtheil.

Büffel und Ochsen dienen auf Formosa zum Ackerbau. Es giebt auch Pferde, Hunde, Esel, Ziegen und einige Hämmel auf der Insel; dagegen will die Schweinezucht, die in China so hoch steht, hier nicht gedeihen. Hüner, Gänse und Enten sind vorhanden; die Wälder verschließen Wildpret, besonders Hirsche und Affen.

An gutem Wasser fehlt es der Insel; Ausländern bekommt das Wasser sehr schlecht, und nur in der Hauptstadt finden sich einige gesunde Quellen.

Formosa wird von Süden nach Norden von einer Bergkette durchzogen, deren Gipfel im November und Dezember mit einigem Schnee bedeckt sind, was in diesem Breitengrade eine bedeutende Höhe anzeigt. Diese Bergkette hat den Namen Ta-schan (das große Gebirge). Die Kuppen und Rücken haben eigene Namen. Einer der höchsten, der Mu-kang-schan (Holzberg) genannt, nordöstlich von Thay-uan-hian, ist beinahe immer in Wolken gehüllt. Das Gebirge wird von wilden Insulanern bewohnt, welche von den Chinesen Thu-fan genannt werden.

Die andern Berge führen folgende Namen:

Der Fa-kang-schang, südöstlich von Thay-uan-hian, welcher, mit kleineren verbunden, den von den Pheng-hu-Inseln kommenden Schiffen zur Richtung dient.

Der Küen-schuy-schan, nordöstlich von Fing-schan-hian, der eine warme Schwefelquelle entläßt, die in einen großen Teich, von 10 bis 20 Ly im Umfange, endet; mit seinem bläulichen Wasser werden die Felder bewässert.

Der Kuan-yn-schan, nordöstlich von Fing-schan-hian.

Der Khuey-luy-schan, von Wilden bewohnt.

Der Phy-nan-my-schan, südöstlich von Fing-schan-hian, sehr hoch und mit Tannen bedeckt. Des Nachts soll man auf demselben einen Feuerschein bemerken. In der Nähe wächst der große Arum (Arum colocasia. *Linn.*), dessen Blätter der Dimension eines Hauses nahe kommen.

Der Scha-ma-ky-theu-schan, der südlichste Berg der Insel. Seine Entfernung von Fing-schan-hian ist 230 Ly, in südöstlicher Richtung. Er dient

den Schiffen, welche von Manilla kommen, zur Richtung.

Der Tschy-kang, südöstlich von Fing-schan-hian, dessen Gipfel, 140 Ly von der Stadt, früherhin Feuer warf. Die fortwährenden Dämpfe, welche demselben entsteigen, so wie noch ein vorhandener warmer See deuten auf vulkanische Natur.

Der Fing-schan, wonach die am Fuße desselben gelegene Stadt benannt wurde.

Der Ta-wu-man-schan, ostnordöstlich von Tschulo-hian, der höchste Berg des Kreises; er erstreckt sich 700 Ly von Norden nach Süden.

Der Yu-schan, dessen weiße Farbe, von der Sonne beschienen, gleich Silber erscheint.

Der Ho-schan (Feuerberg), zwischen dessen Gestein Quellen rieseln, welche beständig mit Flammen leuchten. Es scheint, daß die Erde hier viel Naphta enthält, oder daß die Ausdünstungen denen des Pietra Mala in den Appenninen oder denen in der Nähe von Buku am kaspischen Meere gleichen, die ebenfalls beständig im Feuer sind.

Der Ky-lung-schan (Hühnerhausberg), auf der nördlichen Spitze von Formosa, mitten im Meere, und südlich von der Stadt Ky-lung-tsching, schließt einen guten Hafen für 20 bis 30 Fahrzeuge. Die Holländer hatten hier ein Fort von Pallisaden angelegt, wovon der Berg wahrscheinlich den Namen erhielt. Er dient den von Japan kommenden Schiffen zur Richtung.

Der Siao-ky-lung-schang, westlich vom vorigen.

Der Lieu-huang-schang (Schwefelberg) dehnt sich nördlich von der Stadt Tschang-hua-hian bis Tan-

schuy-tschhing aus. Man sieht beständig Flammen an seinem Fuße. Die Schwefeldünste sind so stark, daß sie einen Menschen ersticken können; dieser Berg liefert den meisten und besten Schwefel.

Der Pa-li-fan-schan, westlich vom Flecken Tan-shuy-tschhing. Auf demselben findet man eine aus Eisen gegossene Katze, ein Denkmal des grauen Alterthums. Die Einwohner glauben, daß der, welcher diese Katze berührt, in eine schwere Krankheit verfällt. Auf dem südlichen Abfall des unersteiglichen Schan-tschao-schan liegen 36 Dörfer, von wilden Insulanern bewohnt.

Zu den Hauptflüssen der Insel gehören:

Der Niao-sun-khy; er bildet sich aus mehreren Waldbächen, läuft westlich, dann nördlich, und ergießt sich in die Bucht von Thay-uan-hian. Die schwarze Teufelsbrücke führt über denselben.

Der Nieu-tschhao-khy, von ansehnlicher Breite aber geringer Tiefe, und mit Sandbänken angefüllt, die der Schifffahrt Eintrag thun. Er läuft nach Westen, und ergießt sich in die Bucht von Kuei-tsu-kiang.

Der obere Tan-schuy-khy (Süßwasser-Fluß), nordöstlich von Tschang-hua-hian, entspringt auf der südöstlichen Grenze des chinesischen Antheils im hohen Gebirge, läuft nordwestlich, und ergießt sich in die Bucht von Tan-schuy-kiang. Er ist schiffbar und fischreich (unter andern Fische von 6 Fuß Länge); seine Tiefe beträgt 80 chinesische Fuß.

Einige andere Flüsse sind sumpfiger Natur und unbedeutend.

Bedeutende Seen zählt Formosa nur wenige; die bedeutendsten sind:

Der

Der Yi-than (fischreiche See), im Osten der Stadt Thay-uan-hian.

Der Lian-hua (oder Nenuphar-See), nördlich von Tschang-hua-hian in der Mitte hoher Berge gelegen. Er enthält eine Insel, von einheimischen Wilden bewohnt, welche gutes Getreide bauen.

Die Ostseite von Formosa, von den Wilden bewohnt, ist so wenig bekannt, als die Ostküste. Man weiß bloß, daß Gold und Silber hier vorkommen. Die Westseite, die den Chinesen gehört, hat mehrere gute Häfen und Buchten. Der Hafen They-uan-hian, oder der der Hauptstadt, ist der bedeutendste, man nennt ihn Ta-yuan-kiang. Früher hatte er zwei Einfahrten, die größte heißt Ta-kiang, die größten Schiffe konnten durch segeln; jetzt ist er aber dermaßen versandet, daß kaum 4 bis 5 Fuß Tiefe vorhanden ist. Bei dieser Einfahrt hatten die Holländer das Fort Zelandia erbaut, welches aber jetzt ohne Nutzen ist, da große Schiffe die Enge nicht mehr passiren können. Der andere Eingang nennt sich Lu-eul-men oder Hirschohr-Thor, 30 Ly von der Stadt entfernt, und hat bei hohem Wasserstand 9 bis 12 Fuß Tiefe. Der Strom ist reißend, die Einfahrt schmal und durch häufige Wirbelwinde und Tromben oft gefährlich. Das Innere des Hafens ist groß und tief, und faßt über tausend Schiffe; er steht unter Aufsicht des Admirals, der die Marine von Formosa kommandirt.

Ein anderer großer und sicherer Hafen ist Tanschuy-tschhing. Auf drei Seiten vor Wind und Wetter durch hohe Berge geschützt, und in Westen durch den Vorsprung eines Berges vertheidigt, finden einige hundert Schiffe Sicherheit darin. Die Holländer hatten auf

diesem Vorsprung ein Fort erbaut, welches 1683 zerstört, und späterhin durch ein neues ersetzt wurde.

Der nördliche Hafen von Formosa ist der von Kylung, und eine Station der chinesischen Marine.

Der Handel mit China ist sehr bedeutend, doch auch durch die Unsicherheit der Gewässer oft sehr gefährlich.

Schiffsbauholz findet man auf der Nordseite der Insel im Ueberfluß. — Die Wege sind gut, werden aber durch häufige Wasserstürze verdorben, und verlangen eine sorgfältige Ausbesserung.

Trotz des mißtrauischen und halsstarrigen Charakters des chinesischen Gouvernements, ist der Verkehr zwischen China und Formosa nicht sehr schwierig. Von China aus sind die Auswanderungen nach Formosa häufig, weil es dort sehr wohlfeil ist. Die Eingebornen haben die schwarze Farbe der Malaien und Japaner, mit chinesischen Gesichtsformen.

Man sagt, jeder ihrer Tribus spreche eine eigne Sprache. Die Bewohner der Nordseite leben in Häusern nach chinesischer Art gebaut, die der Südseite in Holz- und Erdhütten, ohne alles Hausgeräth. In der Mitte steht ein Heerd, oder eine Art Erdofen von zwei Fuß Höhe, zur Zubereitung der Speisen; diese bestehen aus Reis und Wildpret. Das letztere erlegen die Einwohner im Laufen, worin sie eben so schnell sind, wie Hunde. Die Chinesen behaupten, sie erlangten diese ungeheure Geschwindigkeit dadurch, daß sie sich bis zum vierzehnten Jahre die Kniee und Hüften unerhört zusammenschnürten *). Ihre gewöhnliche Waffe ist der Wurfspieß, den sie auf 60 bis 80 Schritte mit großer

*) Kein übler Trost für manchen modernen Europäer!

Genauigkeit und Kraft werfen; sie gebrauchen auch Bogen und Pfeile, mit denen sie einen Fasan im Fluge herunter schießen. Sie verzehren ihre Speisen sehr unreinlich und halb roh. Ihre Betten bestehen aus frischen Baumblättern.

Jedes Dorf gehorcht dem Aeltesten, welcher den ausgezeichneten Jägern und Läufern die Belohnungen ertheilt, auch die Erlaubniß hat, sich allerhand Blumen in die Haut zu ätzen, die Zähne zu schwärzen, nnd andere Zierrathen zu tragen.

Die Formosaner des Südens gehen nackt, mit einer kurzen Leibbinde; die des Nordens tragen Kleider von Hirschhäuten, aber ohne Aermel, auf dem Kopfe eine spitze Mütze von Palmblättern, mit Tressen und Hahnenfedern geziert. Die Chinesen behaupten, sie wären Menschenfresser, ob mit oder ohne Grund, ist unbekannt. Uebrigens zahlen sie dem chinesischen Gouvernement einen Tribut an Reis, Getreide und andern Früchten, die oft mit Grausamkeit durch Zollbeamte eingetrieben werden.

Die Eingebornen hassen das Meer, und fischen nur in Flüssen und Teichen. Sie schneiden ihren todten Feinden den Kopf ab, und bewahren ihn als Trophäe. Die Gebildeten tragen sich chinesisch; die Rohen bleiben wild, und führen gegen China einen Vertilgungskrieg, wobei sie jedoch immer zu kurz kommen.

Die Einkünfte von Formosa für China betragen 20,391,700 Quart Getreide und 7,341 Unzen Silber. Die Ausgaben des Staats für die Beamten betragen 4,485,600 Quart Getreide und 5,000 Unzen Silber.

China unterhält zu Formosa eine Armee von 16,000 Mann, größtentheils Infanterie, weil die Pferde dieser Insel für den Kriegsdienst nicht taugen, und das

Ueberschiffen fremder Pferde zu theuer seyn würde. Die Truppen stehen unter einem Divisions-General. Er sowohl, wie der Admiral der Kriegsflotte, beziehen zusammen 1600 Unzen Silber.

Thay-uan-fu oder Thay-uan-hian, die Hauptstadt, liegt auf der Ostseite der Bucht Thay-yuau-kiang; sie ist mit einem Wall von 10 Fuß Dicke umgeben, und hat Gräben, aber ohne Zugbrücken. Der Wall besteht aus zwei dünnen Mauern, deren Zwischenraum mit Erde gefüllt ist. Die Stadt hat acht Thore, vier derselben sind so schmal, wie eine Stubenthür; über jedes Thor erhebt sich ein Wachtthurm. Diese Befestigung wurde 1725 angelegt, bestand früher aus Pallisaden, und hatte 2147 chinesische Toisen (jede zu 10 Fuß) Umfang. Die Artillerie befindet sich, wie in China, nicht auf den Wällen, sondern im Arsenal. Die Garnison zählt 10,000 Mann. Alle Straßen, 30 bis 40 Fuß breit, sind rechtwinklig gebaut, und werden sieben bis acht Monate im Jahre wegen der großen Hitze mit Leinwand überspannt. Die Kaufläden sind mit Ordnung und Eleganz angelegt, und würden in den Straßen hübsche Promenaden abgeben, wenn das Pflaster nicht so sehr schlecht wäre. Die meisten Häuser sind aus Erde und Bambusholz gebaut, und mit Stroh gedeckt. Das noch aus der Zeit der Holländer herstammende Komptoir hat drei Stockwerke, und wird durch vier halbe Bastione vertheidigt.

Von den beiden Haupttempeln ist der eine dem Genius des Ackerbaues geweiht, und wurde 1716 erbaut; in dem andern verehrt man die Göttin der Schifffahrt, Hian-feu-heu. Obgleich der Handel mit China frei ist, so müssen doch alle Schiffe, die irgend eine Expedition

nach Siam, Cochinchina oder den japanischen Inseln unternehmen wollen, erst, um eine Erlaubniß einkommen.

Ting-schan-hian, die zweite Stadt, liegt 80 Lys südlich von der Hauptstadt am Fuß des Berges Tingschan und am Meere. Im Jahre 1722 wurde die Stadt mit Pallisaden und einem Erdwall von 810 Toisen Umfang umgeben; sie hat einen Graben und vier Thore.

Kia-y-hian, die dritte Stadt, liegt 117 Lys nördlich von der Hauptstadt am Süduſer des Nieu-tschao-khy-Flusses, der unterhalb der Stadt in das Meer fällt, und einen Hafen bildet. Die Stadt wurde 1704 mit Befestigungen umgeben, und 1723 noch durch einen Erdwall und mit Pallisaden vermehrt. Der Graben, welcher das Ganze umgiebt, hat 5 Fuß Tiefe und 15 Fuß Breite. Die vier Thore wurden 1727 mit Wachtthürmen versehen. Jetzt besteht die Umfassung aus einer Steinmauer, welche, mit der Lage von Kuey-tsi-kiany auf einem Berge, dem Ganzen eine gute Vertheidigung giebt, welches durch 1000 Mann besetzt wird.

Die vierte Stadt heißt Tschang-hua-hian, und liegt 400 Lys nördlich von der Hauptstadt.

Seit 1670 hatte die englisch-ostindische Kompagnie ihr Augenmerk auf Formosa gerichtet, das damals noch in den Händen des Seeräubers Koxinga war. Er trug den Königstitel, haßte die Holländer, und liebte die Engländer. Er erlaubte den letztern die Anlegung eines Komptoirs, und Englands Handel mit China ward dadurch ungemein begünstigt. Dies Verhältniß wurde durch den späteren Krieg der Mandschu's gegen Koxinga unterbrochen. Hierauf haben die Engländer Formosa ganz aus den Augen verloren.

Die Inselgruppe Pheng-hu gehört unter die Jurisdiktion von Tsiuan-tscheu-fu, in der Provinz Fukian. Es befindet sich stets eine Reserve-Eskadre der Chinesen dort.

Die größte Insel der Gruppe ist Milin, welche 30 Ly im Durchmesser hat, und deren Hafen sehr geräumig ist.

Südwestlich von Formosa befindet sich die kleine Insel Lieu-khieu, welche 20 Ly im Umfange hat.

Als die Holländer im Besitz der Insel waren, wurden durch ihre Missionaire sehr viele Insulaner zum Christenthum bekehrt, und wir besitzen noch ein Religionsbuch in holländischer und formosaischer Sprache, welches 1662 in Amsterdam gedruckt wurde, woraus hervorgeht, daß die Formosaner zum großen malaiischen Stamme gehören.

---

2. Stärke der portugiesischen Seemacht im Jahre 1825.

Linienschiffe:	zu 74 Kanonen	. . . .	1	
	= 70 =	. . . .	2	
				3
Fregatten:	= 54 =	. . . .	1	
	= 50 =	. . . .	1	
	= 46 =	. . . .	2	
	= 40 =	. . . .	1	
	= 36 =	. . . .	1	
				6
		Latus		9

			Anzahl	Summe
		Transport		9
Korvetten:	zu 24 Kanonen		3	
	⸗ 22 ⸗		3	
	⸗ 20 ⸗		1	
				7
Briggs:	⸗ 20 ⸗		1	
	⸗ 18 ⸗		1	
				2
		Summe an Kriegsfahrzeugen		18

Außerdem noch 6 Goëletten⸗Briggs; und Goëletten, die als Postschiffe dienen.

Seemacht der Vereinigten Staaten.

12 Schiffe, 14 Fregatten, 1 Dampf⸗Fregatte, 7 Korvetten, 13 Aviso's: im Ganzen 47 Fahrzeuge; außerdem einige leichte.

Stoffe.

---

37. Das Mémorial de l'Artillerie hat für das Jahr 1825 folgende zwei Preisaufgaben gegeben:

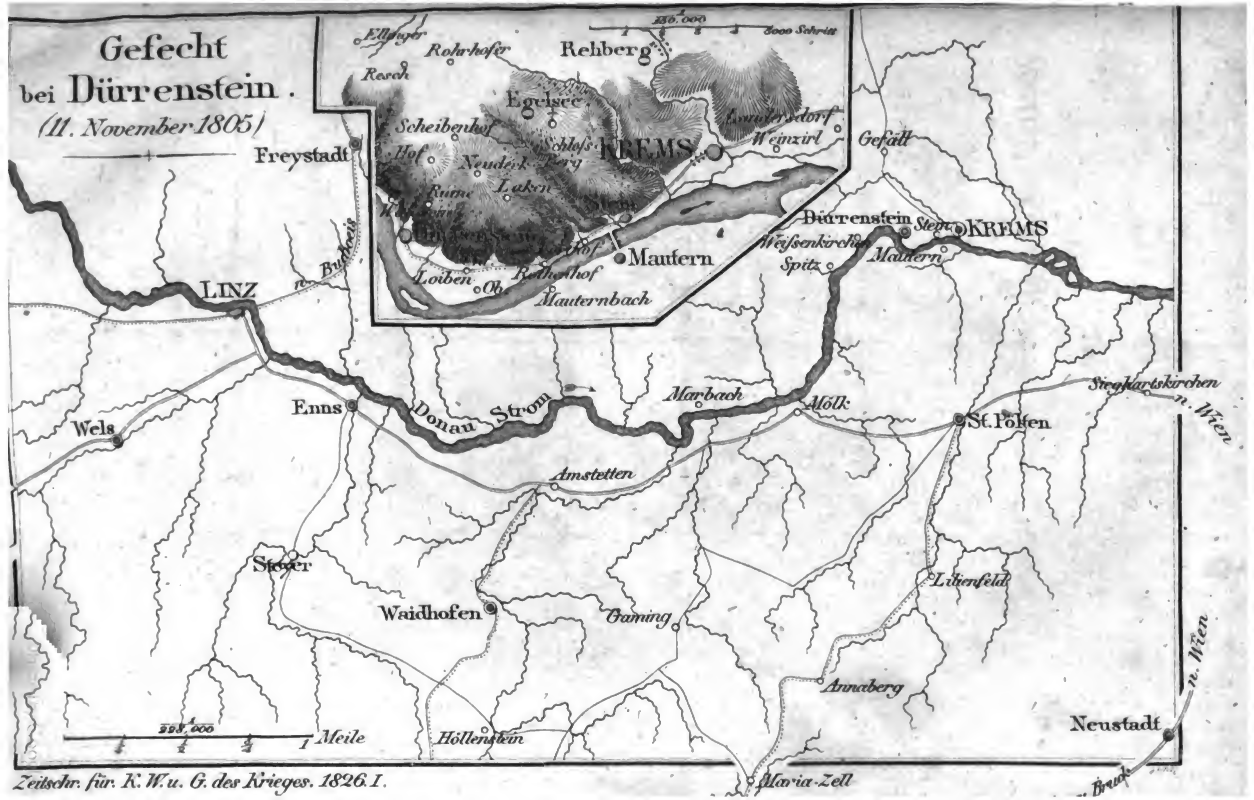
1) Es soll ein Instrument oder ein System von Instrumenten gefunden werden, um mit Präzision das Zusammenfallen und die richtige Stellung der beiden Axen eines Geschützes — der Seele und

der äußern Abdrehungs-Oberfläche — feststellen oder bestätigen (constater) zu können.

2) Welches sind die verschiedenen Fälle im Kriege, wobei es vorzuziehen ist, sich des Rikoschettschusses statt des Aufsatzschusses zu bedienen? Unter welchen Umständen soll man den Rikoschett- oder den Rollschuß vorziehen? In Ermangelung gekannter und hinreichender Erfahrungen, aus denen die Lösung dieser Aufgabe abgeleitet werden könnte, soll ein Programm über diejenigen vorgeschlagen werden, welche man anzustellen für nothwendig erachtet. Dabei soll die vorhandene Instruktion über das Rikoschettschießen genau untersucht, und die einfachsten Mitel sie zu verbessern angegeben werden.

Auf die Lösung des ersten Problems ist in Frankreich eine goldene Medaille von 1500 Franks, auf die des zweiten eine von 1000 Franks an Werth gesetzt. Eine dritte Medaille, von ebenfalls 1000 Franks an Werth, ist als Preis für ein Memoire irgend welcher Gattung bestimmt, das

1) einen die Artillerie betreffenden Gegenstand enthält, und
2) von dem Komitee als Preisarbeit gekrönt wird.


Gefecht
bei Dürrenstein.
(11. November 1805)
Freystadt
Rohrhofer
Rehberg
Resch
Egelsee
Scheibenhof
Hof
Neudek
Schloss
KREMS
Weinzirl
Laken
Rume
Mautern
Loiben
Mauternbach
Gefäll
Dürrenstein
Stein
KREMS
Weissenkirchen
Spitz
Mautern
LINZ
Budweis
Enns
Wels
Donau Strom
Marbach
Mölk
St. Pölten
Sieghartskirchen
n. Wien
Amstetten
Steyer
Waidhofen
Gaming
Lilienfeld
Annaberg
Höllenstein
Neustadt
Maria-Zell
Bruck
1 Meile
Zeitschr. für K. W. u. G. des Krieges. 1826. I.

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Zweites Heft.

Mit einer Kupfertafel und zwei Tabellen.

Suum cuique!

Redaktoren:

C. v. Decker. F. v. Ciriacy. L. Blesson.

Berlin und Posen,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1826.

Wer aus den Schranken tritt, wie Riesenhaftes
Er auch beginnen mag, ist niemals groß.

Ernst Raupach.

I.

Beitrag zur Geschichte der englischen Kriegsverfassung.

(Fortsetzung.)

Von dem Militairzustande während und nach der Zeit der Revolution.

Karl II. schien, nach seiner Einsetzung auf den Thron, geneigt, das der Volksmeinung lästige Militair-Lehnwesen aufzuheben, so wie er überhaupt im Anfange seiner Regierung ein sanftes Zepter führte. Der erste Vorsatz kam indeß nicht zur Ausführung, und von der sanften Regierung ging er bald zu der früher von seinem Vorgänger befolgten Verfahrungsweise über, indem er die der Krone zustehenden Vorrechte in ihrem ganzen Umfange ausübte, worin er seine Sicherheit mehr suchte, als in der Zuneigung des Volks, dem er gänzlich mißtraute. Er umgab sich deshalb mit einer stehenden, von seinem Willen allein abhängigen Truppenschaar, die er späterhin bis auf 5000 Mann vermehrte. Hierdurch erregte er aber die Eifersucht des Volks, welches darin eine zu weite Ausdehnung der Vorrechte der Krone erblickte. Diese war zwar verfassungsmäßig ermächtigt, Truppen für den Fall eines Krieges zu den Fahnen zu

berufen, nicht aber stehend zu unterhalten. Außerdem hatte das Volk Kenntniß erhalten, daß der König mit Frankreich wegen einer bestimmten Anzahl Truppen in Unterhandlung stände, um zur Vertheidigung der Krone gegen das Volk gebraucht zu werden.

Das Parlament machte zwar im Namen des Volks deshalb Vorstellungen, allein der König blieb taub dagegen, und erließ sogar die Antwort: daß die ausgesprengten Gerüchte, als wenn die neu errichtete Armee zur Unterdrückung des Volks angewendet werden sollte, und die dadurch erregte Eifersucht so unstatthaft wären, daß er entschlossen sey, seine Truppen im nächsten Frühling zu vermehren, nicht zweifelnd, daß das Parlament die Nothwendigkeit davon einsehen, und die nöthige Bewilligung dazu ertheilen würde. Hierdurch in seinen Behauptungen noch mehr bestärkt, beschloß das Parlament einmüthig, die Errichtung dieses Korps nicht allein als ungesetzlich, sondern auch für die Freiheit der Unterthanen als gefährlich zu erklären. Es ging indessen noch weiter, und griff selbst das bisher Unbestrittenste an, nämlich das Vorrecht des Königs, Krieg und Frieden zu beschließen. Es verlangte, daß der König seine mit Frankreich eingegangenen Traktaten aufheben, und dagegen ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Holländern eingehen sollte. Der König fand sich aber durch diese verschiedenen Eingriffe in seine Vorrechte endlich veranlaßt, durch einen kühnen Schritt dem Streite ein Ende zu machen, und das Parlament aufzulösen, welches auch während seiner Regierung nicht wieder zusammen berufen wurde.

Jakob II., der seinem Bruder auf den Thron folgte, bestand auch auf die volle Ausführung der könig-

lichen Vorrechte, und zeigte sogar eine offenbare Verachtung des Gesetzes und der Volksmeinung, indem er, den Gesetzen entgegen, öffentlich die Messe besuchte. Er stellte auch sehr viele katholische Offiziere in seinem Heere an, und erließ ihnen eigenmächtig den Eid, den das Gesetz allen öffentlichen Beamten zu leisten vorschrieb. Dadurch erschien das übrigens 15 bis 20,000 Mann starke Heer dem Parlament und Volke doppelt gefährlich, da es sowohl die bürgerliche Freiheit, als die herrschende Religion des Landes bedrohte. Die Truppen waren um die Hauptstadt konzentrirt, und wurden bei öfteren prachtvollen Musterungen dem Volke gezeigt. Sie unterstützten die Absichten des Königs, und hielten das Parlament in solcher Furcht, daß es den Forderungen des Königs jederzeit nachgeben mußte. Das Oberhaus setzte jedoch seinen unmäßigen Forderungen und Anmaßungen einen größern Widerstand entgegen, so daß er, höchst erzürnt darüber, beide Häuser prorogirte, sodann auflöste, und sie auch nicht wieder zusammen berief.

Die Regierungsgewalt beruhte nun einzig und allein auf ihm. Er übte sie auch in ihrer ganzen Ausdehnung und ohne alle Rücksicht aus, stets bedacht, die Hauptstütze seiner Macht, das Heer, beständig zu verstärken. Indessen sorgte er nur für dessen Vermehrung an Zahl; die Zuneigung und das Interesse der Soldaten für seine Person zu fesseln, lag ihm wenig am Herzen. Diese Vernachlässigung war sein größter Fehler. Es schien ihm hinreichend, Soldaten zu haben, die einen blinden Gehorsam zeigten, ohne zu bedenken, daß ein sich isolirender Soldatenstand besondere Rechte und Privilegien haben mußte, welche er nie aufzugeben oder sich aus den Händen spielen zu lassen gewilligt ist.

Das ganze Militair bestand nämlich, dem gesetzmäßigen Eide zufolge, nur aus Protestanten, wenn der König nicht die Dispensation des Eides und der daraus folgenden Strafverordnungen verfügt hatte. Diese Dispensation war daher das Mittel für eine neue Art von Kandidaten zu den militairischen Ehrenstellen. Da nun der König seine Glaubensgenossen sehr begünstigte *), so hatten diese eher Hoffnung zur Beförderung, als ihre protestantischen Mitbewerber. Die Einführung der katholischen Offiziere durfte jedoch nur langsam und allmälig geschehen, und ihre Gewalt nicht allein untergeordnet, sondern sogar unbedeutend seyn. In Irland, wo die katholische Religion die herrschende ist, war diese Vorsicht nicht so nothwendig. Die dortigen Protestanten wurden sogar ohne viele Umstände ganz entlassen, um katholischen Truppen Platz zu machen. In den englischen Regimentern war aber die Einführung einer größern Anzahl Katholiken sehr schwierig, und wurde deshalb nicht versucht, ausgenommen in dem Regiment des Herzogs von Berwick, des natürlichen Sohns des Königs, dessen persönlicher Einfluß bei dem Regimente den Versuch zu begünstigen schien. Er mißglückte indeß, da sowohl der Oberstlieutenant als mehrere Kapitains des Regiments sich der Einverleibung dieser Rekruten, troß allen Versuchungen und Drohungen, heftig widersetzten, und deshalb ihre Stellen verloren.

Durch diese Maßregeln machte aber der König auch das Heer von sich abwendig, und obwohl er dasselbe auf 30,000 Mann vermehrt hatte, so gelang es ihm doch nicht, die Truppen vollständig für seine ge-

*) Jakob II. war Katholik. Anm. d. Einf.

waltsame Handlungsweise gegen das Volk zu gewinnen. Mehrere dieserhalb gemachte Versuche scheiterten gänzlich. Durch die unerhörten Bedrückungen gereizt, sah das Volk kein anderes Rettungsmittel, als sich an den protestantischen Prinzen von Oranien zu wenden. Zu spät zog nun Jakob, da er bemerkte, daß selbst die Armee sein Verfahren nicht billigte, mildere Saiten auf. Die Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien waren schon zu weit gediehen, um sie rückgängig zu machen. Derselbe landete demnach mit 14,000 Mann zu Torbay, und ging sogleich nach Exeter, von wo aus er Proklamationen erließ, worin er die Gründe seiner Landung anführte. Nicht nur der Adel schlug sich auf seine Seite, sondern auch die königliche Armee. Ganze Regimenter mit ihren Offizieren, ja sogar auch die Umgebung und die Günstlinge des Königs verließen dessen Sache, und vereinigten sich mit den Unzufriedenen, so daß der König endlich ganz allein stand, und sein Heil in der Flucht suchen mußte. Die Folge dieser Revolution war die Aufhebung aller geschehenen Eingriffe der Macht, die Abhelfung der Mängel der Verfassung, und die Bestimmung der gegenseitigen Rechte des Königs und des Volks. Zu ersteren gehörten auch die militairischen Vorrechte der Krone, die nunmehr, zur Vorbeugung aller künftigen Unzufriedenheit und Zweifel, auf einen genau bestimmten Fuß gestellt wurden.

Die Errichtung und Unterhaltung eines stehenden Heers zur Zeit des Friedens, ohne die Bewilligung des Parlaments, wurde als den Gesetzen zuwider erklärt, welcher Feststellung Wilhelm und Marie beipflichten mußten. Da das Parlament, und besonders das Unterhaus, die Bewilligung zur Unterhaltung der Armee

ertheilte, so bekam es dadurch auch die Kontrolle hinsichts der Stärke derselben, die auch jedesmal von dem Parlament den Umständen gemäß festgesetzt wurde. Dieses bestimmte demnach das Fortbestehen der Armee zur Sicherheit des Königreichs, zur Vertheidigung der protestantischen Religion, und zur Unterwerfung Irlands, welches sich damals im Zustande der Rebellion befand. Da ferner die Nation auch noch in auswärtige Kriege verwickelt war, bewilligte das Parlament auch die nöthigen, jedoch immer nur den Umständen angemessenen Verstärkungen.

Gegen das Ende des Krieges mit Frankreich bewilligte das Unterhaus auf ein Jahr die nöthigen Summen für 87,440 Mann Landtruppen und 40,000 Mann Seetruppen. Nach dem Frieden von Berwick war es indeß eifrig bedacht, diese Truppen auf die möglichst kleinste Anzahl zu reduziren. Als der König, einige Wochen nach dem geschlossenen Frieden, und nachdem er die Armee bis auf etwas mehr denn 20,000 Mann verringert, bei Eröffnung des Parlaments in seiner Rede vom Throne gesagt hatte, „daß England, den auswärtigen politischen Stand, so wie die militairischen Verhältnisse der Kontinentalmächte mit diesem Lande berücksichtigend, ohne stehende Armee nicht sicher seyn würde," wurde diese Bemerkung von Seiten des Unterhauses nicht allein kalt, sondern sogar mit Unwillen aufgenommen.

In einem Komittē des ganzen Hauses, gegen Ende des Jahres 1697, wurde, bei der Frage wegen Auflösung der überflüßigen Truppen, beschlossen, daß alle seit dem 29. Septbr. 1688 errichteten Landtruppen eingehen sollten, wodurch sich die Armee bis auf etwa 8000 M.

reduzirt sah. Diese harte Maßregel erhielt dadurch einige Milderung, daß man den betheiligten Offizieren und Soldaten eine Gratifikation bewilligte. Den König suchte man durch die Bewilligung von 700,000 Pfd. Sterl., zur Unterhaltung seiner jährlichen Zivilliste, zufrieden zu stellen. Die Seetruppen wurden gleichzeitig auf 10,000 Mann reduzirt.

Um das Land bei der Verringerung der regelmäßigen Truppen dennoch in den Vertheidigungsstand zu setzen, sollte eine Bill (Gesetz) wegen besserer Einrichtung und Disziplin der Miliz eingebracht werden. Der König wollte jedoch auf jeden Fall das Parlament dahin vermögen, eine größere Truppenzahl zu bewilligen, und trug daher, nach der Auflösung des alten Parlaments, bei dem neuen wiederholt darauf an, indem er die Nothwendigkeit darstellte, hinsichts des blühenden Handels, zur Stütze des Kredits und des innern Friedens eine bedeutende Land- und Seemacht zu unterhalten. Das Parlament, seinen Grundsätzen getreu, verweigerte nicht allein dies Begehren, sondern verordnete auch: daß die Truppen in England nur aus 7000 und in Irland nur aus 12,000 Mann bestehen, das Mehrere aber und die natürlichen Unterthanen des Königs sogleich entlassen werden sollten. Da hierbei nun die um die Person des Königs befindlichen Truppen mit inbegriffen waren, so versuchte er noch einmal, durch ein eigenhändig an das Parlament gerichtetes Schreiben, sich wenigstens diese zu erhalten, indem er darin sagte: daß alle Maßregeln getroffen wären, die Verordnung wegen Zurücksendung der Haustruppen auszuführen, wenn das Haus, aus Rücksicht für ihn, nicht vielleicht geneigt wäre, diese ferner in seinem Dienste zu lassen, was er

sehr gütig aufnehmen würde. Das Parlament antwortete aber darauf kurz und nachdrücklich, daß es diesen Vorschlag, aus schuldiger Rücksicht für die Konstitution, nicht genehmigen könnte.

So behauptete das Parlament das Recht hinsichts der Feststellung der Stärke der Armee. Diese betrug zur Zeit der Regierung der Königin Anna im Frieden für England nur 7000, und für Schottland 3000 M. Im Anfang der Regierung Georgs I., und nach Unterdrückung der Rebellion in Schottland wurde die Armee auf 22,654 Mann, und im Jahre 1719 auf 14,469 Mann reduzirt. Späterhin kam sie wieder auf 18,264 Mann, in welcher Stärke sie während dieser Regierung blieb. Kurz nach Antritt der Regierung Georgs III. (1763) betrug der Friedensstand nur 17,532 Mann, und nach dem Frieden mit Amerika, für Großbrittannien und Irland, 40,000 Mann, 1783 und die drei folgenden Jahre 50,000 Mann, und nach dem Frieden von Amiens (1802), der eher für einen Waffenstillstand gelten konnte, 75,000 Mann. Der Kriegsstand der jetzigen Regierung hat den aller früheren Zeiten übertroffen. Sonst würde es unglaublich geschienen haben, daß eine Lage der Dinge eintreten könnte, wonach eine einzige europäische Macht, die nicht einmal, gegen andere Staaten verglichen, von der ersten Bevölkerung, und mehr ein Kriegsstaat zur See als zu Lande ist, zur Unterhaltung einer beständigen regelmäßigen Kriegsmacht von 2 bis 300,000 Mann genöthigt seyn würde, der noch gelegentlich eine andere zur Vertheidigung des Innern zur Seite stand, die hinsichts der Disziplin wenig davon verschieden war, und sie an Stärke noch übertraf, so daß beide zusammen ein Ganzes von über 600,000 M.

ausmachten *); hierzu kam noch die Seemacht, die aus 1000 bemannten Kriegsschiffen bestand, mit 140,000 Seeleuten.

Zu dem regelmäßigen oder stehenden Heere gehörten: die Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Ingenieurs, Invaliden und das Marine-Korps. Letztere beide Korps wurden in der jetzt bestehenden Form seit der Revolution eingeführt.

Die gelegentliche oder unregelmäßige Macht des Landes besteht, oder hat vor kurzem aus verschiedenen Truppen bestanden, als der Miliz, den Fencibles, Volontairs und der Yeomenry. Erstere wurde immer als die vorzüglichste betrachtet, indem sie auf die gemeinsame Vertheidigung des Ganzen gegründet war, an der ein jeder, der ein Interesse dabei hatte, Theil nehmen mußte, sey es persönlich, oder durch einen Stellvertreter, oder durch Geldbeitrag. Sie mußte für gewisse Zeiten in kleinern Abtheilungen oder Kompagnien zur Uebung zusammenkommen, und einmal im Jahre geschah dies in größern Abtheilungen oder Regimentern inner-

*) Die Yeomenry und Volontair-Korps waren im Jahre 1803: 463,134 Mann effektive, und im Jahre 1811, mit der Lokal-Miliz, 350,000 Mann stark. Im Jahre 1813 betrugen:

die regulairen Truppen, mit Inbegriff der Artillerie und auswärtigen Garnisonen	267,000	M.
die Yeomenry, Volontair-Korps und Lokal-Miliz	350,000	=
die regelmäßige Miliz	63,000	=
	680,000	M.
Seeleute	140,000	=
Totalsumme	820,000	M.

halb der Grafschaft, in der sie diente. Sie stand unter dem Lord-Lieutenant, der sie auch bei Insurrektionen und Einfällen auf Befehl der Regierung nach einem andern Theile des Landes führen konnte; die Regierung war jedoch nie berechtigt, sie außerhalb des Landes zu benutzen. Die Regiments- und Kompagnie-Führer wurden von dem Lord-Lieutenant ernannt, und vom Könige nach Gutdünken bestätigt oder verworfen, wodurch derselbe immer einen indirekten Einfluß auf die Miliz behielt.

In dieser Verfassung bestand dieselbe seit der Restauration bis zum 30sten Regierungsjahre Georgs II., wo sie für das Land durch eine bessere Einrichtung, jedoch mit Beibehaltung der ursprünglichen Grundlage dieser konstitutionellen Macht, weniger lästig gemacht wurde. Die Veränderungen waren jedoch so mannichfaltig und unzusammenhängend, da sie durch verschiedene Verfügungen erlassen waren, daß sie im zweiten Regierungsjahre Georgs III. widerrufen werden mußten. Eine Parlaments-Akte stellte nun die Organisation der Miliz definitiv fest, bestimmte ihre Stärke auf 30,740 Mann, und verlängerte die Dienstzeit von drei auf fünf Jahre. Im wirklichen Dienst ist die Miliz denselben strengen Gesetzen unterworfen, wie die regelmäßigen Truppen, hat aber auch dieselben Ansprüche auf Löhnung, selbst für die Zeit, wo sie eingeübt wird.

Neue Statuten der Miliz wurden von Zeit zu Zeit gemacht, deren Zweck- und Resultat darin bestand, jeden Einwohner einer Grafschaft sowohl zu deren besonderer, als auch zur Vertheidigung und Beschützung des ganzen Königreichs dienbar, und den Dienst durch die gleiche Vertheilung seiner Pflichten auf alle Personen ohne Un-

terschied, vermittelst des Ballotirens, weniger lästig zu machen; ferner zu Offizieren die hierzu geeignetsten Subjekte zu machen; eine Disziplin einzuführen, die weder zu streng noch zu schlaff für ein so besonders eingerichtetes Korps war; dies Korps selbst unter geeigneten Bestimmungen, durch eine verlängerte Dienstzeit und größern Umfang seines Dienstes, nutzbarer zu machen, und den unmittelbaren Befehl über dasselbe, so wie über alle anderen Truppengattungen, unter den nöthigen Beschränkungen, in bestimmte Hände zu geben. Unter diesen Festsetzungen, und die ganze Wirksamkeit eines stehenden Heeres habend, hat die Miliz in sehr dringenden Fällen deren Stelle ersetzt, namentlich in den letzten irländischen Rebellionen; seitdem wendete man sie bei den innern Angelegenheiten, mit Ausschluß des stehenden Heeres, häufig an.

Als man im Jahre 1796 eine Landung von Frankreich aus besorgte, wurde ein Korps, welches die Zahl der damals bestehenden Miliz verdoppelte, unter dem Namen der Ersatz-Miliz errichtet, und den Gesetzen und Bestimmungen der Miliz unterworfen. Die Krone war ermächtigt, nach Befinden der Umstände, jedoch unter denselben Beschränkungen wie bei Anwendung der ursprünglichen Miliz, ganz oder theilweise darüber zu verfügen. Späterhin kam noch ein anderes Korps, die Lokal-Miliz, hinzu. An Stärke die beiden ersten weit übertreffend, ist sie jedoch in Gründung und Form von der ersten Miliz wenig verschieden. In den letzten Kriegen, wo so ungeheure Truppenmassen erforderlich waren, haben mehrere Minister Mitglieder dieses Korps veranlaßt, zum stehenden Heere überzutreten, wodurch diese Miliz anscheinend eine Art Vorschule desselben bildete.

Das Korps, Fencibles genannt, wurde gegen Ende der Regierung Georgs III. errichtet, und seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag in größerer oder kleinerer Anzahl bei Gelegenheit gebraucht. Es hat, hinsichts der Art und des Umfangs seines Dienstes und seiner Gesetze, viel Aehnlichkeit mit der Miliz, nur daß es nicht, wie letztere, bloß aus Fußtruppen, sondern aus Kavallerie, Infanterie und Artillerie besteht.

Die beiden übrigen gelegentlichen Truppenarten, die Volontairs und die Yeomenry, sind sich, obgleich in Hinsicht des Namens sehr verschieden, dennoch in jeder Rücksicht fast gleich, bloß daß erstere zu Fuß und letztere zu Pferde dienen. Beide sind erst seit dem letzten Kriege mit Frankreich entstanden, welches überhaupt die Veranlassung gab, die innere, bisher unentwickelte Kraft des Landes, so wie dessen patriotischen Eifer, der fast noch erstaunenswürdiger war, als dessen Kraftanstrengung, zu entwickeln. Mit Uebergehung der ersten, schon vor dem Jahre 1797 erfolgten Gründung dieses Korps, verweilen wir bei dem Zeitpunkte, wo diese Einrichtung in ihrem vollsten Glanze dasteht, nämlich während des Waffenstillstandes von Amiens. Als der allgemeine Feind der Ruhe der Völker kaum Athem geschöpft hatte, und seine bewaffneten Legionen in das Herz des Landes dringen zu lassen drohte, entstand wie mit einem Zauberschlage eine unerwartete Armee von mehr denn einer halben Million Männern, welche bloß durch die große Gefahr, in der ihre Freiheit und ihr Glück schwebten, aufgemuntert, sich selbst bewaffnet, gebildet, erhalten und der Sache des Vaterlandes geweiht hatten. Solches Beispiel gaben die Freiwilligen im Jahre 1803. Diese Masse von verschiedenen Truppen stand zur un-

mittelbaren Disposition der Krone, welche den Oberbefehl über diese National-Armee hatte.

Von der Aufruhr-Akte.

Die Aufruhr-Akte ist keine fest bestehende Akte, sondern eine solche, die nach dem Gutachten der Gesetzgebung, und nach Befinden der Umstände von der Regierung, hinsichts der Nationaltruppen, verändert und verbessert werden kann. So wie diese Truppen von der Krone für einen bestimmten kriegerischen Zweck ausgehoben, nach Vollführung desselben aber wieder entlassen wurden, so hörten auch die Bestimmungen der Regierung hinsichts derselben in der Eigenschaft der Armee wieder auf. Als die Armee aber eine Art von feststehender Gestalt anzunehmen anfing, sah man die Nothwendigkeit ein, bestimmtere Verordnungen festzusetzen. Das Kriegswesen ist heutiges Tags in seiner Gründung noch nicht als eine feststehende Einrichtung anzusehen, obgleich es seit einem Jahrhundert und ohne Unterbrechung wirklich bestanden hat, und aufrecht erhalten ist.

Ein stehendes Heer könnte, ungeachtet des lange bestehenden Gebrauchs, eine Anzahl regelmäßiger und bezahlter Truppen zu erhalten, beim ersten Anblick der oft gemachten Behauptung, daß es ein der Konstitution unbekanntes Ding sey, zu widersprechen scheinen. In der That hat auch seit der Revolution eine eingeübte disziplinirte Truppe ohne Unterbrechung bestanden; aber die Umstände, unter denen sie erhalten worden ist, beachtend, mangelt ihr allerdings die Eigenschaft eines stehenden Heeres, in so fern es von Jahr zu Jahr oder für eine bestimmte Zeit, so wie es der Stand und die Nothwendigkeit der Dinge erforderten, nach dem Willen

der Gesetzgebung votirt wurde, und in jeder Zwischenzeit durch eine Verordnung des Parlaments in ihrem früheren Gange sowohl, als in ihren weiteren Fortschritten aufgelöst werden konnte. Die natürliche Dauer des Heers ist daher nur von einer Parlamentsversammlung bis zur andern, obgleich seine bewilligte politische Existenz, bei einer besondern Lage der Dinge, ein Alter von 125 Jahren und mehr erreicht hat. Bei der jährlich vom Parlament zu gebenden Bewilligung einer hinlänglichen Anzahl Truppen, sowohl zur Vertheidigung des Landes, als zur Behauptung der auswärtigen Besitzungen und der politischen Stellung Englands zu den andern Mächten, wird auch jedesmal von dem Parlament eine Verordnung unter dem Namen der Aufruhr-Akte (the Muting Act) erlassen, welche sich auf das Militairwesen und dessen Einrichtung bezieht.

Die Aufruhr-Akte enthält seit ihrer ersten Entstehung bis heute die allgemeine Erklärung: daß die Aushebung oder die Unterhaltung eines stehenden Heeres in Friedenszeiten, ohne die Genehmigung des Parlaments, den Gesetzen zuwider ist. Sodann wurde gewöhnlich die Veranlassung oder die Nothwendigkeit der bewilligten Anzahl Truppen angeführt, wie z. B. im ersten Regierungsjahre Wilhelms und Mariens, wo die Darstellung also anfängt: „und weshalb es für nöthig befunden ist, daß während dieser Zeit der Gefahr (eines bedrohten Einfalls von Frankreich) mehrere der jetzt bestehenden Truppen verbleiben, und andere errichtet werden sollen: zur Sicherheit des Königreichs, für die gemeinsame Vertheidigung der protestantischen Religion, und zur Unterwerfung Irlands.“ Nachdem nun die Umstände, welche die Verstärkung oder das Bestehen der

regelmäßigen Truppen nothwendig machten, sich verschie-
den stellten, so wurden auch die aus diesen Umständen
hervorgehenden Gründe in der Einleitung der Aufruhr-
Akte verschieden angegeben, bis daß im vierten Regie-
rungsjahre Georgs III. eine bestimmtere Form dafür
eingeführt wurde, die also lautete: „weshalb es von
Sr. Majestät und dem gegenwärtigen Parlament nöthig
befunden ist, daß eine Anzahl Truppen beibehalten wer-
den soll, für die Sicherheit des Königreichs, für die
Vertheidigung der Besitzungen der brittischen Krone, und
für die Erhaltung des Gleichgewichts der Macht in
Europa."

Hieraus darf man indeß noch nicht folgern, als ob
das Verlangen der Krone zur Bewilligung einer Anzahl
Truppen, sie möge seyn welche sie wolle, eine Sache
des herkömmlichen Gebrauchs sey; wohl aber ist es eine
Zulassung von Seiten des Parlaments, bedingt durch
die Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung, in Bezie-
hung zu andern Mächten. Das Parlament zeigte auch
nichts weniger als Sorglosigkeit in Bewilligung der ver-
langten Truppenzahl. Als die Akte zuerst in dieser Form
erschien, entschuldigte man sich, daß ein jenseits des
Meers verwendetes Korps die in der Akte festgesetzte
Anzahl überschreite, mit der Zusicherung, es so bald als
möglich nach seiner Rückkunft nach England aufzulösen.

So mannichfach oft Einzelnheiten in der Aufruhr-
Akte vorkamen, so war dies doch ein unveränderlicher,
gleichlautender Punkt: „kein Mensch darf innerhalb des
Königreichs, vermittelst der Kriegsgesetze oder eines an-
dern Verfahrens, an Leib und Leben bestraft, oder ir-
gend einer andern Strafe unterworfen werden, als durch
Verurtheilung von seines Gleichen, und nach den bekann-

ten bestimmten Gesetzen des Königreichs." Nur der Soldatenstand wird zugleich davon als ausgenommen erklärt, indem eine unumgängliche Nothwendigkeit dies erheischte; oder wie die Worte der Akte lauten: „da es jedoch erforderlich ist, um alle zuvor erwähnte Truppen zu ihrer Pflicht anzuhalten, daß eine vollkommene Disziplin beobachtet werde, und Soldaten, welche Empörung und Meuterei anstiften, einer schnelleren exemplarischen Strafe unterworfen werden, als die gewöhnliche Vorschrift der Gesetze gestattet, so ist demnach beschlossen rc.," und nun werden in der Akte die besonderen Verordnungen, hinsichts der Einrichtung des Militairs, in allen verschiedenen Beziehungen angeführt. Diese bestimmen die Strafen gegen Verbrechen, welche das Ansehn der Vorgesetzten zu schwächen, die innere Ordnung zu stören, die Einigkeit zu mindern, die Sicherheit zu gefährden, und die Insubordination und Indisziplin zu verbreiten beabsichtigen. Die Verordnungen der Aufruhr-Akte sind von Zeit zu Zeit immer mehr verbessert worden. In neuerer Zeit hat man bei deren Abfassung auch das öffentliche Wohl mit in Betracht gezogen, und Maßregeln gegen Verbrechen getroffen, die einigermaßen das Gemeinwohl, wenn auch nicht in so hohem Grade, als das militairische, benachtheiligen.

So sind die Verordnungen gegen Vergehen von Offizieren oder Soldaten, in Betreff der Verletzung der Freiheiten und Rechte der Unterthanen, sehr geschärft worden; namentlich in Beziehung der ungesetzmäßigen Einquartierung, des gesetzwidrigen Erpressens oder Benutzens von Privatwagen zum Fortschaffen und Transportiren von Truppen und Vorräthen, und des Miß-

brauchs

brauchs der Einstellung oder des Einbehaltens solcher Personen, als Lehrlinge, welche nicht ihre eignen Herren sind, und deshalb auch nicht über sich verfügen können.

Die Aufruhr-Akte enthält aber, außer den gesetzlichen, das Militair betreffenden Bestimmungen, auch Verfügungen für die übrigen Unterthanen in Sachen, die mit dem Militairwesen in Berührung kommen, und einigermaßen mit den Handlungen oder dem Betragen der Soldaten in Verbindung stehen. Die Untersuchungen darüber werden jedoch, da sie gegen bürgerliche Personen gerichtet sind, durch kein Militairgericht, sondern durch ein Zivilgericht geführt. Diejenigen Offiziere, welche sich weigern, dem Zivilgerichte eine, von demselben wegen eines an einem Unterthan begangenen Verbrechens, angeklagte Militairperson auszuliefern, oder den Zivilgerichten den verlangten Beistand zur Habhaftwerdung eines solchen Verbrechers verweigern, werden kassirt, und verlieren alle Ansprüche, je wieder einen Militair- oder Zivilposten in Sr. brittischen Majestät Diensten zu bekleiden. Derselben Strafe sind diejenigen Offiziere unterworfen, welche ungesetzmäßiger Weise Truppen einquartieren, oder sich Drohungen oder Zwang gegen eine Magistratsperson erlauben, und letztere von Erfüllung ihrer Pflicht abschrecken.

Außer den Strafen setzt die Aufruhr-Akte aber auch die Wohlthaten fest, welche die Militairs genießen sollen, wenn sie deren benöthigt sind, als: ihnen die Mittel zu verschaffen, nach vollendeter Dienstzeit wieder nach Hause zurückzukehren; Quartier und Lebensmittel zu bestimmten sehr billigen Preisen zu bekommen;

denen, welche während ihres Urlaubs vom Regimente krank werden, denselben zu verlängern, und sie mit dem benöthigten Gelde zu versehen; diejenigen, welche im Auslande gedient haben, kostenfrei zurückzuschicken, und bei der Ankunft im Mutterlande ihnen das nöthige Reisegeld, um nach Hause zu kommen, zu geben; den Negern, welche im Dienst des Königs und für dessen Rechnung gekauft sind, dieselbe Freiheit zu gestatten, als wenn sie geborne Unterthanen des Königs wären. Außerdem wurden für lange gute Dienstzeit Zufluchtsörter und Geldbelohnungen, in Form von Pensionen, bewilligt.

Auf die Miliz, Fencibles, Yeomenry und Volontair-Korps hat die Aufruhr-Akte zur Zeit des Friedens keine Anwendung, und ist nur in Fällen, die besonders in Betreff dieser Korps benannt sind, auf diese mit anzuwenden, oder die in den Verordnungen, die auf ihre besondere Bildung und Einrichtung sich beziehen, erwähnt werden. Wenn jedoch diese Korps wirkliche Dienste leisteten, z. B. bei Invasionen oder bedrohender Gefahr derselben, bei Insurrektionen ꝛc., wo der König deren Dienste entbieten konnte, so fand die Aufruhr-Akte so lange, wie sie versammelt blieben, in ihrer ganzen Kraft auf sie Anwendung.

Von den Kriegsgesetzen.

Der König war in Kraft der Aufruhr-Akte ermächtigt, zur Leitung seiner Armee Kriegsgesetze für alle Beziehungen zu erlassen, die von allen Zivil- oder Militairrichtern und Gerichten rechtlich beobachtet werden

mußten. Diese Kriegsgesetze wurden von Zeit zu Zeit sowohl den verschiedenen obern Gerichtshöfen, als den Gouverneurs der auswärtigen Besitzungen bekannt gemacht, um ihnen gemäß zu verfahren, damit erstere, so wie alle Zivilgerichte sich einer Gerichtsbarkeit und Einmischung in Sachen, die bloß vor das Kriegsgericht gehörten, enthalten sollten.

Durch die Aufruhr-Akte sind die Grundlagen dieser Gesetze bereits angegeben, mit der Bestimmung, daß keiner durch dieselben an Leib oder Gliedern für Vergehen bestraft werde, welche nicht in der Akte ausdrücklich genannt sind. Hierdurch ist das Vorrecht der Krone, Gesetze zu machen, sehr beschränkt. Diese sind daher nur eine genauere und ausführlichere Feststellung der in der Akte gegebenen Verordnungen. Wo jedoch die Gesetzgebung diese Verordnungen nicht deutlich aussprach, oder gar zu machen unterließ, da ist die Krone berechtigt, diese zu ergänzen oder neue Gesetze zu machen.

Der Abschnitt Gottesverehrung enthält sechs Artikel, wovon vier gegen diejenigen Militairs Strafen festsetzen, welche den Gottesdienst nicht regelmäßig besuchen, oder sich während desselben unanständig oder ohne Ehrfurcht betragen; welche Schwüre oder Verfluchungen ausstoßen, gotteslästerliche oder die christliche Religion schmähende Reden führen *), der Gottesver-

*) Die wegen dieses Vergehens zur Untersuchung gezogenen Militairs gehören vor die Zivilgerichte; als aber noch die Kriegsgerichte darüber sprachen, wurde überwiesenen Verbrechern dieser Art die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohrt; dies geschah noch zu den Zeiten Jakobs II.

ehrung geweihte Oerter entweihen, und sich gegen Feld- oder andere Geistliche Mißhandlungen zu Schulden kommen lassen. Die zwei letzten Artikel beziehen sich auf die Feldgeistlichen, und bestrafen diejenigen, welche sich der Trunkenheit oder eines andern lasterhaften Betragens schuldig machen, durch Absetzung von ihrem Dienst. Wer sich von ihnen ohne Urlaub vom Regimente entfernt, und sich dadurch seiner Pflicht entzieht, wird von dem Kriegsgericht nach Befinden der Umstände bestraft, jedoch nur auf eine der geistlichen Würde keinen Eintrag thuende Weise.

Aufruhrgesetz.

Der erste Artikel desselben enthält Strafen gegen diejenigen, welche gegen den König oder gegen eine Person der königlichen Familie aufrührische und verächtliche Reden führen. Dieses Vergehen wird bei Offizieren mit Kassation bestraft, bei Unteroffizieren und Soldaten aber mit einer den Umständen angemessenen, vom Kriegsgericht bestimmten Strafe belegt. In früheren Zeiten, unter Karl I., Karl II. und Jakob II., wurde es, wie das eines Verräthers, mit dem Tode bestraft. Gesprochene oder geschriebene Worte, wodurch man die Ausübung der königlichen Vorrechte in Zweifel stellt, oder zu hemmen sucht, sind in obigem Artikel mit begriffen. Die Nichtachtung eines königlichen Amtes scheint das Verbrechen weit mehr zu erhöhen. als wenn es bloß gegen die königliche Person selbst gerichtet ist, denn so kann man es wenigstens in der Sache des Kapitains Hawkins von der Wiltshire-Miliz annehmen, welcher von einem Kriegsgerichte verhört und überführt wurde,

einen Brief in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht zu haben, „der für einen Offizier unpassende Ausdrücke enthalte, für Se. königl. Hoheit den Prinz-Regenten aber sehr respektwidrig wäre, und worin nicht zu verkennen sey, daß Kapitain Hawkins die Militair-Disziplin zu vernichten beabsichtige." Der Gerichtshof verurtheilte ihn deshalb zur Kassation, empfahl ihn jedoch zugleich der Gnade des Königs, und zwar aus dem Grunde, weil der Gerichtshof sehr geneigt sey zu glauben, „daß der Gefangene aus übertriebenem Eifer, den Charakter eines verreisten Freundes und Kameraden zu vertheidigen, diese respektwidrigen Ausdrücke, jedoch ohne die vorsätzliche Absicht, die Autorität des Prinz-Regenten anzugreifen, gebraucht habe." — Der Ausspruch des Gerichtshofes wurde indeß bestätigt.

Der zweite Artikel besagte: daß, wenn ein Militair Verachtung oder Geringschätzung gegen einen General oder andern Oberbefehlshaber von Truppen bezeigt, oder wohl gar Reden führt, die dessen Ehre angreifen, so soll er die im ersten Artikel erkannte Strafe erleiden. In früheren Zeiten wurde dies ebenfalls als ein Hauptverbrechen gehalten. Als ein Beweis, wie leicht das Leben eines Menschen wegen eines vermeinten Vergehens auf dem Spiele stand, und durch das Urtheil eines Gerichtshofes verwirkt werden konnte, kann nachstehender Vorfall zur Zeit Karls I. dienen. Ein gewisser Annesley, ein Anverwandter des Lords Monntnorris, der ein Amt bei dem Grafen von Strafford bekleidete, hatte durch Zufall oder Unachtsamkeit einen Stuhl auf die Füße des am Podagra leidenden Grafen fallen lassen, welcher, darüber aufgebracht, den Annesley schlug. Dieser Vorfall wurde an der

Tafel des Lord Kanzlers erzählt, wobei Jemand zu dem Lord Monntnorris sagte: es war Ew. Herrlichkeit Verwandter, der dies veranlaßte; worauf dieser verächtlich erwiderte: „vielleicht that er es, um einen mir früher öffentlich widerfahrenen Schimpf am Grafen zu rächen. Es deutet jedoch auf sehr beschränkten Geist und wenig Charakter, sich solcher kleinlichen Rache bedient zu haben; von dem Grafen Stafford aber war nichts anderes zu erwarten." Dies kam späterhin zu den Ohren des Grafen, welcher den Lord, da er ein Offizier der seinem Kommando untergebenen Armee war, vor ein Kriegsgericht stellte, unter der Anklage: „Empörung angestiftet, und die Truppen gegen ihren General aufgewiegelt zu haben." Der gesprochenen Worte überwiesen, ward der Lord seines Schatzmeisteramtes, so wie seiner Fuß-Kompagnie beraubt, ins Gefängniß gesetzt, und verurtheilt, seinen Kopf zu verlieren; und obgleich ihm durch Vermittlung des Grafen der König das Leben schenkte, so wurde das Uebrige des Urtheils doch genau vollzogen.

Aber nicht allein dergleichen mündliche, sondern auch schriftliche Aeußerungen wurden als hohes Verbrechen angesehen, gleichviel, ob sie für einen General oder Befehlshaber beleidigende Worte wirklich enthielten, oder dies nur einigermaßen zur Absicht hatten. Das Kriegsgericht verurtheilte einen Obersten, Debeigg, der sich unanständiger und respektwidriger Ausdrücke und Anspielungen gegen den letzten Herzog von Richmond, damals Chef der Artillerie, in Briefen an diesen sowohl, als auch an einen andern General, bedient hatte, gelinder, indem er bloß einen Verweis erhielt, und sich deshalb entschuldigen mußte. Die vom Kriegsgericht ge-

zeigte große Mäßigung bei Abfassung dieses Urtheils, im Vergleich gegen die Größe der Beleidigung, welche den Grund aller Disziplin, durch die Vernichtung des schuldigen Gehorsams zu seinem ersten Militair-Vorgesetzten, zu erschüttern drohte, geschah in Rücksicht der frühern ausgezeichneten Dienste des Obersten, und steht in einem merkwürdigen Kontrast mit dem Urtheil über den Lord Monntnorris. Nicht minder bemerkenswerth sind die hierbei gezeigten rühmlichen Gesinnungen des edlen Klägers, der im öffentlichen Gericht, wo er die Entschuldigung des Obersten empfing, erklärte: „ich schmeichle mir, daß ich im Verfolg dieser Anklage kein rachsüchtiges Gemüth gezeigt habe, welches auch nicht in meiner Natur liegt. Die von dem Gerichtshof verfügte Entschuldigung nehme ich gern vom Obersten Debeigg an. Ich vertraue, daß sein künftiges Betragen nach dem Urtheile und der Gesinnung, welche der Gerichtshof über das Vergangene ausgesprochen hat, eingerichtet seyn wird, und ich verspreche dem Obersten Debeigg, daß er in meinem Betragen nie eine unedle Erinnerung an diese Sache finden soll."

Aber nicht allein schmähsüchtige Reden oder Schriften gegen die höchsten Vorgesetzten, sondern auch gegen Regiments-Vorgesetzte, mochten sie selbst keine Dienstsachen betreffen, und endlich selbst von Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen, deren Ehre dadurch benachtheiligt erschien, wurden streng geahndet. In letzterem Falle befand sich der deshalb kassirte Major Hedley, von der Northumberland-Miliz, welcher überführt wurde, in einem Gespräch mit einem Sergeanten des Regiments, von dem Kapitain Thain desselben Regiments und dem Quartiermeister Cockburn vom 84sten Fuß-Regimente

übel gesprochen zu haben, woraus, wie die Anklage lautete: „die Absicht hervorging, den Kapitain in der Meinung des Regiments herabzusetzen, und Verachtung und Unzufriedenheit in den Gemüthern der Untergebenen gegen ihre Offiziere zu erregen, und mithin die gute Ordnung und Disziplin umzustoßen.“

Der dritte und vierte Artikel handeln von dem Aufruhr, dem ersten der Militair-Vergehen, und bestrafen sowohl den Urheber als den Mitschuldigen mit dem Tode, oder einer andern durch ein Kriegsgericht zu bestimmenden Strafe. Unter Aufruhr versteht man nun nicht allein ein Auflehnen gegen die Autorität, oder eine von Soldaten eigenmächtig begangene Handlung, welche eine gesetzwidrige oder nicht gesetzwidrige Absicht hat; oder auch eine Berathschlagung über einen Gegenstand der Unzufriedenheit, welcher durch eine militairische Maßregel, Einrichtung oder Befehl entstanden ist, in der Absicht, dawider zu handeln; sondern selbst ein Murren wider die Befehle, oder wegen wirklicher oder eingebildeter Beschwerden, wodurch Mißmuth, Unruhe oder Aufruhr erregt werden, oder selbst nur beabsichtigt gewesen seyn könnten. Alle eigenmächtige Versammlungen von Soldaten auf Plätzen, Straßen oder in Wirthshäusern, mit oder ohne Waffen, zu welchem Zweck es auch seyn mag, selbst in unschädlichster, ja sogar in lobenswürdiger Absicht, werden nicht geduldet, und sind auf das strengste untersagt. — Als Sir James Craig in Kanada befehligte, tadelte derselbe in seinen öffentlichen Befehlen eine von den Unteroffizieren und Soldaten eines Regiments gemachte Adresse, worin sie ihrem Adjutanten ihren Dank und ihre Erkenntlichkeit bei seinem Abgange ausdrückten, als ein unangemessenes und

unordentliches Verfahren. Dieser Befehl wurde von dem Könige sehr gebilligt, und der Armee als Beispiel aufgestellt.

Es giebt auch keinen erdenklichen Fall, wo die Macht die ihr angewiesenen Grenzen dergestalt überschritte, daß es nicht mehr möglich wäre, ihr Gehorsam zu leisten, und eben so wenig, daß ein eigenmächtiger Widerstand aus irgend einem vernünftigen und anzuerkennenden Grunde entschuldigt werden könnte. Das letztere würde alle gesetzliche Autorität auflösen, und darf folglich nicht statt finden, wenn selbst ein großes Uebel dadurch verhindert werden könnte. Hiernach ist der nachstehende Fall des Oberstlieutenants Johnston, zuletzt im 102ten Regimente, zu beurtheilen. Dieser war wegen Aufruhr angeklagt, nämlich: „daß er am 26. Januar 1808 zu Sydney in Neu-Süd-Wallis einen Aufstand erregt, sich an die Spitze des Korps von Neu-Süd-Wallis gesetzt, und veranlaßt hätte, daß die Rebellen sich der Person des W. Bligh, damaligen General-Kapitains und Gouverneurs der Besitzungen von Neu-Süd-Wallis, bemächtigt, und ihn gefangen gesetzt hätten." Der Grund der Vertheidigung war, daß die Gefangennehmung des Gouverneurs zur Beruhigung der Kolonie nothwendig geschienen, da dieselbe durch die vermeinten gewaltsamen Maßregeln des Gouverneurs in großer Bewegung gewesen sey. Nachdem das Kriegsgericht von beiden Seiten die Zeugen vernommen hatte, fand es den Oberstlieutenant Johnston des in der Klage besagten Aufstandes für schuldig, und verurtheilte ihn zur Kassation. Der Prinz Regent bestätigte dies Urtheil, unter Anführung folgender Gründe:

„Der Gerichtshof, indem er gegen die Größe des Verbrechens, dessen sich der Gefangene schuldig gemacht hat, ein so unangemessenes Urtheil fällte, hat dabei wahrscheinlich nur die neuern und außerordentlichen Umstände in Betracht gezogen, welche, nach den Untersuchungsakten, während der Verwaltung des Gouverneurs Bligh obzuwalten geschienen haben, und sowohl die Ruhe der Kolonie bedrohten, als einen schnellen Entschluß für nöthig erachten ließen. Obgleich indeß der Prinz Regent die Gründe billigt, unter welchen der Gerichtshof in dieser Rücksicht eine Linderung der Strafe zugegeben hat, welche das Verbrechen des Aufruhrs anders bestimmt haben würde, so kann doch kein Beweggrund irgend einer Art Se. königl. Hoheit bestimmen, eine Gewaltanmaßung, wie die, welcher der Oberstlieutenant Johnston überführt worden, und die jedem Grundsatz von Ordnung und Disziplin zuwider ist, gänzlich ungeahndet zu lassen.“

Jeder Offizier und besondere Befehlshaber ist verpflichtet, jedes Mittel anzuwenden, um einen beabsichtigten Aufstand zu unterdrücken. Dies kann sogar durch eine rasche unerwartete Handlung geschehen. So ließ Oberst Kelly, der eine Truppenabtheilung in Ostindien befehligte, und eine Verschwörung in einem seiner Bataillone entdeckte, welche durch die eingebornen Offiziere unterstützt wurde, seine Truppen unter die Waffen treten, darauf versammelte er ein Feld-Kriegsgericht, verhaftete an der Spitze seines Bataillons dessen eingebornen Kommandeur, und unterwarf ihn einer speziellen Untersuchung, in welcher derselbe überführt, und zum Tode verurtheilt ward. Man vollzog das Urtheil auf der Stelle, durch Erschießung des vor die Mündung

einer Kanone gestellten Verbrechers. Dies verbreitete ein solches Schrecken, daß keine andere Strafe zur Unterdrückung der Verschwörung weiter angewendet werden durfte, da jeder Verschworne, für sein Leben besorgt, dem Plan entsagte.

Die Nothwendigkeit eines schnellen Beispiels entschuldigt hier die Weglassung der üblichen Form und der gebräuchlichen Umstände, so wie die Vollziehung des Urtheils. Wo eine solche Nothwendigkeit aber nicht statt findet, und ohne Grund außerordentliche Maßregeln angewendet werden, da wird derjenige zur Rechenschaft gezogen, der sie vollziehen ließ; und wenn der Bestrafte an den Folgen der ihm zuerkannten Strafe gestorben ist, oder zum Tode verurtheilt wurde, so wird der Kläger wegen begangenen Mordes vor Gericht gestellt.

Der fünfte Artikel enthält: Wer seinen in Ausübung seiner Pflicht begriffenen Vorgesetzten schlägt, oder eine Waffe gegen denselben zieht, oder Gewalt anzuwenden droht, wird im ersteren Falle, da es ein Hauptverbrechen ist, zum Tode, in dem letztern Falle, nach Befinden der Umstände, zum Tode oder zu einer andern harten Strafe verurtheilt.

Von der Einstellung der Soldaten.

Wenn ein Rekrut eingetreten ist, und das Handgeld empfangen hat, so muß innerhalb vier Tagen, und nicht früher als in 24 Stunden, ein Offizier sich mit demselben zu einem Friedensrichter, oder im Auslande zu einem Gerichtsadvokaten begeben, und in dessen Gegenwart dem Rekruten den Eid der Treue abnehmen.

Die Gerichtsperson ertheilt hierauf dem Offizier ein Attest, daß alle hierzu vorgeschriebenen Formalitäten gehörig beobachtet worden sind. Jedoch steht es dem Rekruten innerhalb 24 Stunden frei, wenn ihn der gethane Schritt reut, noch in Gegenwart der Gerichtsperson seinen Rücktritt zu erklären, worauf er sogleich seine Freiheit, nach Wiedererstattung des Handgeldes, und außerdem noch von 20 Schillingen für verursachte Kosten und Verpflegung, zurückerhält. Der Offizier, welcher diesen Verordnungen zuwider handelt, oder gegen sie verstößt, wird kassirt, und zu keiner Militair- oder Zivilbedienung wieder zugelassen.

(Schluß folgt.)

II.

Beiträge zur Schwimmkunst.

(Mit einer Kupfertafel und einer Tabelle.)

Der Nutzen des Schwimmens für den Soldaten ist allgemein anerkannt, und spricht sich deutlich dadurch aus, daß — wo Mittel und Gelegenheit es gestatteten — Militair-Schwimmanstalten eingerichtet worden sind und noch täglich eingerichtet werden. Diese Anstalten sind von sehr bedeutendem Einfluß zur Verbreitung einer dem menschlichen Körper so wohlthätigen und heilbringenden Kunst; in ihnen werden alljährlich eine bedeutende Anzahl tüchtiger Schwimmer gebildet, welche sodann — zur Kriegsreserve ausscheidend — gewiß nicht unterlassen, auch in ihren bürgerlichen Verhältnissen, wo es die Lokalität erlaubt, zur fernern Verbreitung des Erlernten beizutragen.

Ueber die Art und Weise, das Schwimmen zu erlernen, fehlt es nicht an gedruckten Unterweisungen von mehr oder minderem Werthe, zum Theil aber auch die abentheuerlichsten Vorschläge enthaltend. Unter den mir bekannten Schriften halte ich unbedingt das kleine Büchelchen: „Ueber das Schwimmen; Berlin bei Dümmler, 1817." welches leider im Buchhandel jetzt vergrif-

fen ist, für das beste. Der Verfasser *) zeigt, daß er selbst Meister in der Kunst sey, und das Gesagte in den Fluthen persönlich erprobt habe, welches letztere in weit voluminösern Schriften leider nur zu oft vermißt wird.

Der Verfasser gegenwärtiger Zeilen hatte mehrere Jahre hindurch die Freude, mehr als tausend Schwimmer zu leiten, wobei er die in der genannten Schrift beschriebene Lehrmethode mit dem besten Erfolge anwendete. Indem er einige dabei angestellte Versuche hier mittheilt, fügt er die Bitte hinzu, solche selbst zu erproben, und da, wo er gefehlt haben sollte, ihn eines Besseren zu belehren.

Ein jeder Schwimmer wird einräumen, daß es nicht ganz leicht sey, in vollständiger Kleidung zu schwimmen, und sich derselben gewiß zu entledigen suchen, wenn sonst nicht Rücksichten es verbieten, und dem Schwimmer zur Pflicht machen, sogar mit Gefahr seiner Person sich in die Wellen zu stürzen. Um wie viel schwerer muß es also für den Soldaten seyn, mit vollständiger Ausrüstung auf größere Strecken zu schwimmen; indessen als Schwimmer ausgebildet, kann der Soldat es wagen, über Gräben von 20 bis 30 Schritt Breite zu setzen, ohne Gefahr zu laufen, von der sich jeden Augenblick mehrenden Last niedergedrückt zu werden. Daß Ausnahmen statt finden, ist kein Beweis für das Allgemeine; auch hat der Verfasser Gelegenheit gehabt, öffentlich zu zeigen, daß ein Soldat, vollständig feldmäßig bepackt und ausgerüstet, von einer Höhe von 25 Fuß hinabspringend, geraume Zeit im Flusse umherschwimmen, und, am jenseitigen Ufer angelangt, sein Gewehr (vorher mit

*) General-Major v. Pfuel.

einem guten Regenpfropfen in der Mündung versehen, und das Zündloch durch einen kleinen Holzstöpsel verschlossen) wiederholentlich abschießen konnte, ohne daß es versagte, und wobei er aus denen im Czako befindlichen Patronen auf die Pfanne schüttete.

Ein weiteres Nachdenken führte den Verfasser auf die Frage, ob es nicht möglich seyn sollte, ohne fremde Hülfsmittel die Kleidungs- und Armaturstücke des Soldaten so zusammenzustellen, daß er sie als Schwimmer im Wasser bloß vor sich her zu stoßen brauche, was ihm um so leichter werden müsse, da er jetzt der belastenden Bürde enthoben sey, und wozu eben keine besondere Uebung nöthig seyn würde. Das Zusammenpacken der Kleidungs- und Armaturstücke eines Einzelnen hatte jedoch große Schwierigkeiten; es wurden deshalb, um eine größere Grundfläche zu erhalten, die Sachen mehrerer Soldaten zusammengesetzt, wobei es sich ergab, daß das Gepäck von vier Mann am zweckmäßigsten auf folgende Weise zu einem Floß sich vereinigen lasse.

Die vier Tornister (vollständig gepackt), die Deckel nach oben und einander zugekehrt, wie in Fig. I., bilden die Basis des Flosses; die Ladestöcke L″ und L⁗ werden bei den Deckeln in die Tornister T′, T‴ und T″, T⁗, und die Ladestöcke L′ und L‴ durch die Tragriemen-Schleifen der Tornister T′, T″ und T‴, T⁗ ganz hineingesteckt *). Nunmehr werden die Tornister so zusammengeschoben, daß ihre äußern Kan-

*) Die zuletzt genannten Ladestöcke können auch bei a, a, a, a unmittelbar in die Tornister gesteckt werden, und da das Loch dazu nur sehr klein zu seyn braucht, so dürfte es als keine Verletzung des Tornisters anzusehen seyn.

ten ein Quadrat von der Länge des Ladestocks bilden. Ist dies geschehen, so knüpft man die Tragriemen des Tornisters T' an die hölzernen Knöpfe des Tornisters T''', und die des Tornisters T'' an die des Tornisters T'''', indem man sie unter denselben fortzieht, und sie nöthigenfalls zuvor länger geschnallt hat. Aehnlich verfährt man mit den Tragriemen der Tornister T''' und T'''', nur im umgekehrten Sinne.

Hierauf werden die vier Patrontaschen P, wie die Figur zeigt, um die Ladestöcke eingeschnallt, und die Koppeln der Taschen in der Mitte des Ganzen durch einander durchgezogen, worauf die vier Säbelkoppel auf die angezeigte Weise um die Ladestöcke L'' und L'''' geschnallt, auch in der Mitte gegenseitig durch die Taschenkoppeln durchgesteckt werden. Ist dies geschehen, so werden die vier gewickelten Mäntel *) unter dem Lederzeuge fort- und wechselseitig an den Enden durchgezogen, sodann die vier Gewehre mit Bajonet und Oberring (Fig. II.) durch die Mäntel gesteckt, die Säbel, auf den Tornistern ruhend, unter den Taschenkoppeln fortgezogen, und die vier Montirungen (worin der übrige Anzug der Leute sich befindet) aufgelegt, und um die Gewehrschlösser zusammengeknöpft. Jetzt werden an den Feldflaschen (die Deckel nach unten) die Riemen durch die beiden obersten Schleifen des Ueberzugs gezogen, und sodann jede einzelne Feldflasche in der Mitte unter den Tornistern angebunden, indem man die Riemen um die Tornister herumzieht und zusammenschnallt, welches zugleich noch zur Befestigung der Gewehre beiträgt. Die

Exa-

*) In der Figur sind nur zwei Mäntel angegeben, um die Zeichnung nicht zu verwirren.

Czakot's (worin die Patronen sich befinden), setzen die nunmehr entkleideten Schwimmer auf den Kopf, tragen das gebildete Armaturfloß vorsichtig und flach in das Wasser, und stoßen es abwechselnd in der Richtung fort, welche der Pfeil in Fig. II. angiebt, indem der Stoßende an den Ladestock faßt, und nur dahin zu sehen hat, daß er nicht zu sehr auf denselben drückt, damit nicht ein Theil des Flosses mehr Wasser ziehe, als der andere.

Auf diese Weise gepackt, schwimmt das Floß etwa 150 Schritte, bevor die Sachen so viel Wasser gezogen haben, daß sie untergehen.

Um jedoch diesem Armaturfloß die Fähigkeit zu geben, eine halbe Stunde und länger zu schwimmen, sind 16 Feldflaschen nöthig, von denen vier und vier, wie in Fig. III. und Fig. IV., zusammengestellt, und in der Mitte durch einen der Riemen umschnallt werden; zwei Riemen zieht man oben durch die Schleifen, und befestigt nunmehr die Flaschen, wie es die punktirten Ovale in Fig. I. zeigen, unter dem Floß. Die vier noch übrig bleibenden Flaschenrieme sind zur noch besseren Befestigung der Gewehre und Uniformen mit Vortheil zu verwenden.

Zur Zusammensetzung dieses Flosses sind bei einiger Uebung nur wenige Minuten erforderlich. Die zwölf Feldflaschen; welche nicht zu den vier Leuten gehören, deren Sachen zum Flosse genommen wurden, bringt ein fünfter Schwimmer an das diesseitige Ufer zurück.

Die Feldflaschen geben selbst ein Mittel an die Hand, einen Offizier, der vielleicht nicht schwimmen kann, mit über einen Fluß zu setzen, indem acht Flaschen einen Mann tragen, sobald sie gekoppelt um den

Körper gelegt werden, der nunmehr durch einen Schwimmer leicht und mit Sicherheit zu leiten ist *).

Es ist hierdurch die Möglichkeit gezeigt, eine Kompagnie, oder selbst eine größere Abtheilung, feldmäßig ausgerüstet, ohne die geringste Zuhülfe, sobald sie nur aus Schwimmern besteht, über jeden Fluß zu setzen, und mithin das Ziel, welches sich der Verfasser gesetzt hatte, erreicht worden.

Der Uebelstand, daß die Sachen — besonders bei unruhigem Wasser — im Armaturfloße naß werden, gänzlich zu verhüten, sobald man nämlich von allen andern Hülfsmitteln, als diejenigen, welche der Soldat beständig bei sich führt, abstrahirt, möchte zu den unauflösbaren Problemen gehören.

Muß man auch annehmen, daß das ganze Floß sich nach und nach eintaucht, so sinkt es deshalb noch nicht gleich unter, sondern wird durch den Gewichtsverlust im Wasser und durch die Tragkraft der Feldflaschen schwimmend erhalten. Diese Tragkraft würde sich freilich noch ansehnlich vermehren, wenn die Feldflaschen wasserdicht wären **).

In den meisten Fällen wird man jedoch nicht aller Hülfsmittel, als Bretter, Planken, Bäume ꝛc., beraubt seyn, und es bedarf wohl nicht erst der Erwähnung, daß man sich ihrer alsdann mit Vortheil bedienen würde.

---

*) Der Verfasser, ein abgesagter Feind aller Scaphander, welche nur zu oft durch plötzlich eintretende Nebenumstände den sichern Untergang bereiten, führt den eben gesagten Vorschlag auch nur als einen Nothbehelf an.

**) Vielleicht wäre es thunlich, die Deckel und die etwa schadhaften Stellen vorher mit Wachs zu verkleben, einem Material, das ohnehin jeder Soldat stets bei sich führt.

Eine detaillirte Berechnung von dem Tragvermögen des Armaturflosses anzulegen, möchte im Allgemeinen schwer seyn, da sie zu sehr durch die Beschaffenheit der Materialien, und namentlich der Feldflaschen, modifizirt wird.

Sollte Schanzzeug mit dem Armaturflosse über ein Gewässer geschafft werden, so würde man es am besten unter das Floß befestigen, da die Nässe diesem Geräthe nichts schadet, und dessen Gewicht unter dem Wasser ansehnlich vermindert wird.

In wiefern nun der hier mitgetheilte Vorschlag für den Krieg eine Anwendung finden möchte, wird dem Urtheile kriegserfahrner Offiziere anheim gestellt. Der Verfasser hatte das Vergnügen, einen Versuch dieser Art von höhern Vorgesetzten mit Beifall aufgenommen zu sehen. Vier Schwimmer setzten bei diesem Versuche mit dem Armaturflosse über einen Fluß von 410 Fuß Breite, hin und zurück, und dasselbe sank — absichtlich im Wasser zurückbehalten — erst nach 37 Minuten.

Zu einem Versuche anderer Art führte die Betrachtung, daß der Grund des leichteren und schwereren Erlernens des Schwimmens, theilweise vielleicht in dem verschiedenen spezifischen Gewichte der einzelnen Körper liegen dürfte. Sich hiervon zu überzeugen, ward dasselbe bei 50 Menschen erprobt, und diese sodann genauer im Wasser beobachtet. Die Art und Weise, wie der Versuch angestellt wurde, ist folgende:

Nachdem das absolute Gewicht des Mannes auf einer guten Wagschale genau gefunden war, wurde das Gewicht des Volumens Wasser, das er aus dem Wege drückt, dadurch bestimmt, daß er in ein großes, oben offnes Weinfaß steigen mußte, welches so weit mit Fluß-

wasser angefüllt war, daß es mit einem oben im Fasse angebrachten Hahne gleich hoch stand. Nunmehr ward der Mann nach und nach bis an den Hals in das Faß versenkt, das aus dem Hahne fließende Wasser aber in einem Gefäße aufgefangen und genau gewogen. Die Differenz beider Gewichte ergab sodann, ob der Mann leichter oder schwerer als das Flußwasser sey *).

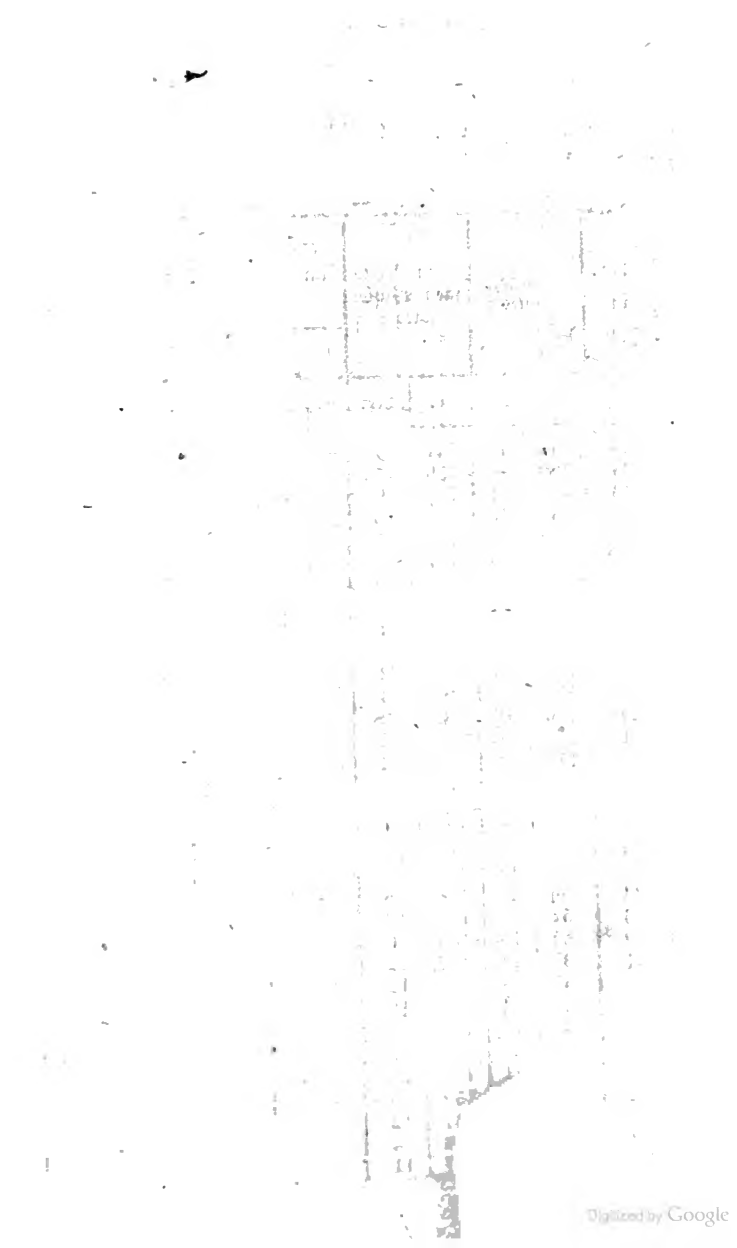
Aus den bekannten Verhältnißzahlen der Gewichte des Fluß- und Regenwassers ist sodann das spezifische Gewicht des Mannes leicht zu finden, welches für den vorliegenden Fall aber nicht interessiren kann, vom Verfasser auch nicht weiter berechnet wurde.

Die beiliegende Tabelle giebt die Details des Versuchs, welcher mit aller Genauigkeit ausgeführt, jedesmal wiederholt wurde, sobald eine bedeutende Verschiedenheit beider Gewichte statt fand.

Dieser Versuch, der vielleicht ein allgemeines Interesse haben dürfte, ergab jedoch als Resultat, daß beim Erlernen des Schwimmens das größere oder geringere Gewicht des Mannes im Vergleich zu dem Volumen Flußwasser, das er aus dem Wege drängt, weder vortheilhaft noch störend einwirkt. Es erlernten Alle das Schwimmen, und die in der Anmerkung mit einem Stern bezeichneten Leute sind vorzüglich gute Schwimmer geworden; die mit einem doppelten Stern bezeich-

---

*) Um das beschwerliche Verweilen im Fasse möglichst abzukürzen, und das etwaige Ueberfließen des Wassers zu verhindern, wurde, nachdem das Wasser mit der Höhe des Hahnes — so daß nichts mehr ausfloß — egalisirt war, eine bekannte Menge von Wasser z. B. 100 oder 130 Pfd. ꝛc. aus dem Fasse geschöpft, bevor der Mann in dasselbe hineinstieg, und dann später mit in Rechnung gebracht.



neten waren die Schwimmmeister, welche dem Verfasser als Gehülfen zur Seite standen *).

Ein anderes Ergebniß aus diesem Versuche war, daß nur diejenigen Leute, welche schwerer als das Wasser-Volumen waren, es zu einer besonderen Fertigkeit brachten, in die Tiefe zu tauchen, da hingegen diejenigen Leute, welche leichter als dieses Volumen waren, eben so gut wie jene, bedeutende Strecken unter dem Wasser in geringerer Tiefe forttauchten. Diese Versuche, welche begreiflich mit großer Vorsicht angestellt werden mußten, wurden nur mit einer Auswahl derjenigen Leute unternommen, welche selbst Vergnügen daran fanden. Da die Lokalität Wassertiefen bis zu 57 Fuß darbot, so war sie zu Versuchen dieser Art äußerst günstig. Um zu erproben, wie durch wiederholte Versuche die Fertigkeit des Mannes zunahm, wurde — nachdem bei Tiefen von 15 bis 20 Fuß Grund geholt war — dem Taucher bei größeren Tiefen an den rechten Fuß eine Schnur gebunden, wodurch gemessen werden konnte, wie tief er gekommen war, versteht sich mit Vergleichung des Ortes, wo er wieder die Oberfläche erreicht hatte.

Das Resultat war: daß Einzelne die Tiefe von 31 Fuß erreichten, und hierzu, so wie zum Herauskom-

*) Mit Leuten, die bedeutend leichter waren als Wasser, versuchte der Verfasser die Schwimmmethode des Oronzio de Bernardi; doch wollte es ihm nicht glücken, einen Mann nach dieser Methode auszubilden. Vielleicht, daß sie für das Seewasser, worin sie erprobt ist, günstigere Resultate liefern möchte, als für gemeines Flußwasser. Einzelne Punkte dieser Methode leuchten ohnehin dem Verfasser — der Gelegenheit hatte, an verschiedenen Orten in der See zu schwimmen — nicht deutlich ein.

men, im Ganzen eine Zeit von 34 bis 38 Sekunden brauchten. Größere Tiefen erreichte kein einziger Mann durch freies Tauchen, indem schon bei einer Tiefe von 31 Fuß die fast gänzliche Abnahme des Lichts und der Luft, so wie der Druck des Wassers (besonders gegen die Trommelfelle), störend einwirken.

Der Verfasser will keineswegs behaupten, daß es unmöglich sey, auch ohne künstliche Hülfsmittel in größere Tiefen zu tauchen. Doch erlaubt er sich, dabei an die bekannten Worte des größten deutschen Dichters: „Der Mensch versuche die Götter nicht ꝛc.“ — zu erinnern.

Mehrere andere Versuche des Verfassers, die Tragkraft von Balken, kleinen Kähnen ꝛc. unter verschiedenen Umständen zu ermitteln, würden, wenn man sie hier näher aus einander setzen wollte, zu sehr in das Gebiet der Hydrostatik führen. Sie wurden meistentheils angestellt, um die Schwimmmeister immer tüchtiger für ein Element auszubilden, dem sie unter allen Umständen zu trotzen berufen sind, und werden einem jeden empfohlen, der einer Schwimmanstalt vorsteht. Die Früchte davon wird er bei mannigfaltigen Gefahren, die trotz aller Vorsicht nicht immer zu verhüten sind, reichlich einernten. Entschlossenheit, von gutem Willen unterstützt, führt auch hier sicher zum Ziele, und bringt den glücklichen Erfolg fast immer auf die Seite dessen, der im Momente, wo es einer Gefahr zu begegnen gilt, nicht ängstlich abwägt, sondern, begeistert durch den Zweck, und gestählt durch eigne Kraft, ihr fest vertraut und im Uebrigen dem Glücke seinen Theil willig überläßt.

C. v. F.

III.

Innere Kriege im südlichen Frankreich.

Belagerungen von Lyon und Toulon.

1. Geschichtliche Einleitung.

In Frankreich war das Königthum gefallen, die Herrschaft des Volks an seine Stelle getreten, und mit ihr die Gesetzlosigkeit. Die alten Gesetze waren umgestürzt, neuere verdrängten die neuen, und in diesem raschen Vorübergang trat keines von ihnen in Kraft. Einzelne Personen, denen es gelang, die Menge für sich einzunehmen, führten das Ruder des Staats; sie wurden von Glücklichern verdrängt, die wieder im Laufe der Zeit untergingen.

Ein von Deputirten des Volks gebildeter Nationalkonvent hatte sich bald nach seiner Errichtung in zwei einander entgegengesetzte Partheieh getheilt. Die eine, die Bergparthei genannt, an deren Spitze sich Marat, Danton, Robespierre befanden, war für alle heftige Maßregeln ohne Rücksicht auf das Wohl des Einzelnen, für jede rasche Umstürzung des Alten, für die Herrschaft der untern Klasse des Volks. Die andere, die Parthei der Girondisten, unter denen sich Lanjuinais, Barbaroux, Vergniac ꝛc. auszeichneten,

aus gebildeten, größtentheils gelehrten Männern zusammengesetzt, suchte das Glück der Nation auf einem andern Wege. Republikaner, wie jene, wünschten sie ihr Ideal einer Verfassung mit Mäßigung und Ruhe, mit Schonung derer herbeizuführen, die dieser neuen Ordnung der Dinge im Wege standen.

Jene hatten das Volk, und vorzüglich das Pariser Volk, auf ihrer Seite, diese den vernünftigeren und wohlhabenderen Theil der Nation. Bis zur Anklage Ludwigs XVI. waren beide Partheien scheinbar vereinigt. Der Tod des Königs trennte sie, und brachte ihren unterscheidenden Charakter ans Licht. Der gegenseitige Kampf begann, als bei Gelegenheit der Entweichung Dumouriez eine Parthei der andern die Schuld an dem Unglück des Vaterlandes beimaß.

Das Unglück der französischen Waffen vermehrte die Zwistigkeiten des Konvents, und bald war es dahin gekommen, daß mehr persönliche Zänkereien, als die Sorge für das öffentliche Wohl und die Vertheidigung des Ganzen diese Versammlung beschäftigte.

Bei der Kraftlosigkeit der Regierung hatten sich Privatgesellschaften gebildet, welche, aus angemaßter Machtvollkommenheit, es sich zur Pflicht machten, für die Wohlfahrt des Volkes nach ihren eignen Begriffen zu wirken.

Eine dieser Gesellschaften, welcher es gelang, sich über alle übrigen zu erheben, war die der Jakobiner. Mitglieder derselben saßen im Konvent, durch diese lenkte sie die Beschlüsse desselben, sie besetzte die Munizipalität in Paris, welche — unterstützt von den Sanskülotten — den Konvent beherrschte. Zweige derselben befanden sich in den größeren Städten des Reichs, deren Macht von

der Zentralgesellschaft in Paris ausging. Emissaire der Jakobiner waren über das ganze Reich ausgesät.

Lyon theilte mit den mehrsten Städten das Schicksal, von den Jakobinern beherrscht zu werden. Im Anfang des Jahres 1790 hatten sie sich der Obergewalt in der Stadt bemächtigt, und herrschten tyrannisch über alle wohlhabenden und gemäßigten Einwohner. An ihrer Spitze stand ein verworfenes Ungeheuer, Chalier, unter dessen eisernem Szepter Wohlstand und Rechtlichkeit seufzten.

Lyon, Marseille, Bordeaux und Toulon mußten um so härter das Joch der Willkühr empfinden, da sie — deren Nahrungs- und Wohlstandsquelle der Handel war — nur unter bestimmten Gesetzen, die eine freie, ungehinderte Thätigkeit gestatteten, blühen konnten.

Die Hinrichtung des Königs erregte zu Lyon allgemeinen Abscheu. Von diesem Augenblicke an bemühte sich der bessere Theil der Einwohner, sich seiner Tyrannen zu entledigen.

Mehrere Versuche, den Jakobinern die Herrschaft zu entreißen, mißlangen jedoch; härter als je drückten und plagten sie die unglückliche Stadt.

Eine sogenannte Revolutionsarmee ward in Lyon aus dem niedrigsten Pöbel, der im Unglück der Wohlhabenden sein Glück suchte, errichtet.

Man verlangte von der Stadt ein Darlehn von 6 Millionen Franks, und als die Einwohner darüber Unzufriedenheit äußerten, ward die Forderung auf 33 Millionen gesteigert.

Die Leiden der Lyoner hatten ihren höchsten Gipfel erreicht; unmöglich war es, den Druck länger zu ertragen. Ein Dekret des Konvents, wodurch allen

Städten erlaubt wurde, ihre Sektionen zu versammeln, und nach Gutdünken Beschlüsse zu fassen, welche die Sicherheit der Stadt beträfen, gab den Bürgern Gelegenheit, sich zu vereinigen.

Am 29. Mai 1792 brach endlich der lang verhaltene Unwille der Bürger thätlich aus. Durch Mißhandlungen und Grausamkeiten ohne Zahl empört, griffen die Lyoner zu den Waffen. Der jakobinische Bürgerrath machte mit den Thätlichkeiten den Anfang, indem er mit Kartätschen unter die versammelten Bürger schießen ließ. Lange und heftig war der Kampf, denn außer der Revolutionsarmee zogen die Jakobiner noch Truppen in die Stadt, welche sich auf dem Wege zur Alpenarmee befanden. Doch endlich siegten die Bürger, und um 4 Uhr Morgens waren sie Meister ihrer Stadt. Funfzehnhundert Bürger waren im Kampf geblieben. Challier und der Maire Bertrand, nebst den übrigen Mitgliedern des jakobinischen Bürgerraths, wurden verhaftet.

Auch zu Marseille kam es zum Gefecht zwischen den Bürgern und den jakobinischen Stadtbehörden. Die erstern siegten und die Jakobiner wurden abgesetzt.

Ueberall hatten sich die Jakobiner verhaßt gemacht, überall wurden sie verfolgt, und troz dieser Erklärung des allgemeinen Willens, gegen willkührliche Unterdrükkung, fuhren die Abgesandten des Konvents fort, grausam und übermüthig zu handeln.

In der Hauptstadt hatten die Jakobiner die Oberhand. Hier, wo der große Haufe des Pöbels ihre Kraft bildete, beherrschten sie den Konvent und durch ihn, dessen Gewalt noch überall anerkannt wurde, die ganze Nation.

Die Parthei der Girondisten ward immer kraftloser, es fehlte ihnen an Einheit, und der Zeit waren die Mittel nicht angemessen. Die Maratisten scheuten keine derselben, um zu ihrem Zwecke zu gelangen; ursprünglich die geringere Parthei der Zahl nach, trugen sie den Sieg durch Uebereinstimmung der Meinungen davon, und obgleich sie es waren, die alles, was die Nation unzufrieden machen konnte, veranstalteten, so trugen doch, durch ihre ausgebreiteten Verbindungen als die Urheber davon angegeben, die Girondisten die Schuld davon.

Alles ward jetzt in Bewegung gesetzt, um die Parthei der Gironde zu vernichten. Ein Anschlag, 22 der vornehmsten Glieder derselben zu ermorden, mißlang. Er verschaffte scheinbar den Girondisten Vortheile, denn die zur Sicherheit der Konventsglieder niedergesetzte Kommission der Zwölfe ward allein mit Girondisten besetzt. Doch beschleunigte dies nur ihren Fall. Der Pöbel von Paris, aufgehetzt durch die Jakobiner, empört durch die Gefangennehmung einiger der ausgelassensten Mitglieder derselben, bestürmte den Konvent, und nöthigte ihn, die Zwölfkommission in den Anklagezustand zu versetzen.

Der erste Schritt war geschehen, ihm folgten schnell noch entscheidendere. Kein Beschluß des Konvents ward mit Ruhe gefaßt, der Pöbel von Paris erzwang seine Absichten durch Drohungen, und dieser Pöbel ward von den Maratisten geleitet. Die Bergparthei verfolgte ihren Sieg, nicht ohne selbst als Mitglieder des Konvents gedemüthigt zu werden. Mehrere stürmische Tage bereiteten den letzten und entscheidenden Angriff auf die Girondisten vor.

Am 3. Juni 1792 läßt der Kommandant von Pa-

ris, Henriot, aufgefordert von der Munizipalität, den Pallast des Konvents mit einem Heere von Sanskülotten umzingeln, und erzwingt durch seine Drohungen das Dekret der Gefangennehmung von 31 Mitgliedern des Konvents und der Minister Clavière und Lebrün.

Die Parthei der Gironde war vernichtet; mehrere Mitglieder entgingen ihrem Schicksale durch die Flucht, die zurückbleibenden wurden später hingerichtet.

Das Verfahren des Konvents gegen seine eignen einsichtvollsten und rechtschaffensten Mitglieder empörte den bessern Theil der Nation. Man sah die Handlung als eine Verletzung der Nationalrepräsentation an, man sah sich von der verworfensten Menschenklasse, dem Pariser Pöbel, beherrscht.

Mehrere Departements, besonders die Bretagne und das Departement Isle und Villaine, sendeten kraftvolle Erklärungen an den Konvent; man beschloß, sich zu bewaffnen und nach Paris zu marschiren, um den Konvent von den unwürdigen Fesseln zu befreien, in welchen man ihn glaubte.

Noch thätiger zeigte sich das Departement der Gironde. Der allgemeine Rath dieses Departements konstituirte sich zu einer Kommission des öffentlichen Wohls, und erklärte das Vaterland in Gefahr, von Tyrannen verschlungen zu werden. Fast zwei Drittheile des Reichs führten diese Sprache, und rüsteten sich, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen.

Doch alle diese Aeußerungen der öffentlichen Unzufriedenheit fruchteten nichts, weil der allgemeine Wille keinen Vereinigungspunkt erhielt. Dieser fehlte, die einzelnen Departements waren zu kraftlos, um etwas gegen die herrschende Macht zu unternehmen; langsam

und immer langsamer schritten die Rüstungen vor. Der Konvent benutzte diese Frist, um ein Departement nach dem andern für sich zu gewinnen.

Neben dem Wege der Güte waltete die furchtbarste Strenge. Es war in Paris ein Revolutionsheer von 6000 Mann errichtet, Verhaftungen und Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Nach der Hinrichtung der Mörderin Marat's, Charlotte Corday, wurden noch 73 Konventsmitglieder der Girondeparthei verhaftet.

Dabei that der Konvent Alles, um die Departements zu versöhnen. Die Gewaltschritte nannte man Reinigungen des Konvents von den Feinden der Freiheit und Gleichheit. Die absurdesten Dinge wurden den Verhafteten und Hingerichteten zur Last gelegt.

Eine neue Verfassung ward entworfen und am 24. Juni proklamirt. Denjenigen, welche sich drohende Schritte gegen den Konvent erlaubt hatten, gab man eine Bedenkzeit von drei Tagen, um sie zurückzunehmen. Man beschied auf den 10. August die Bevollmächtigten der Urversammlungen (Versammlungen in den Bezirken), um über die Annahme der neuen Konstitution zu bestimmen.

Alle diese Schritte, die nur die Herrschsucht der Machthaber versteckten, thaten eine gute Wirkung. Zahllose Adressen aus dem größern Theile Frankreichs liefen ein, die ihren Beifall über die Konstitution und ihre Anhänglichkeit an den Konvent ausdrückten.

Nur Marseille, Toulon und Lyon waren dem Konvent noch furchtbar. Ersteres bewaffnete sich, und erließ am 12. Juni eine Proklamation, worin es mit südlicher Lebhaftigkeit die Schande darstellte, von einer kleinen Bande von Unruhigen beherrscht zu seyn.

Lyon, im Namen der Departements des Rhone und der Loire, beschloß, die Dekrete des Nationalkonvents nicht mehr anzuerkennen. Es erließ eine Einladung an alle benachbarte Departements, sich mit ihm zu vereinigen. Die Parthei der Maratisten ward für außer dem Gesetz erklärt. Man bemächtigte sich der Magazine und rüstete Truppen aus. Die Höhen um die Stadt wurden verschanzt, und man erwartete die verheißene Ankunft der Marseiller.

Trotz diesen entscheidenden Maßregeln standen die insurgirten Städte noch in Verhandlungen mit dem Konvent. Sie fühlten nach geschehenem Schritte ihre Schwäche, und es hing nur vom Konvente ab, auch die großen Städte des südlichen Frankreichs für sich zu gewinnen. Aber theils bedurfte man ihres Geldes, und wollte die lockende Gelegenheit, sie auszuplündern, nicht vorübergehen lassen, theils glaubte man, daß sie nie aufrichtig in die Ideen von Freiheit und Gleichheit eingehen würden, und daher vertilgt werden müßten.

Gegen den 10. August erschienen in Paris die Abgeordneten aller Gemeinden der Republik. Nur die Abgeordneten der Departements des Var, der Rhonemündungen und eines Theils von Korsika und des Jura verwarfen die Konstitution.

Mit republikanischem Pomp ward die Feier der Konstitution am 10. August begangen.

Es war dem Konvent gelungen, den größern Theil von Frankreich durch schmeichelnde Aussichten zn betrügen. Kaum hatten sich die Deputirten entfernt, als ein Dekret proklamirt ward, welches die gefährliche Lage Frankreichs vorschützend, bestimmte, das die einstweilige

Regierung bis zu Ende des Krieges in revolutionairem Zustande bleiben müsse.

Der Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) hatte nun wieder alle Macht in Händen, und bediente sich ihrer zur Unterdrückung und Verfolgung seiner Gegner *).

Dies erregte die Unzufriedenheit aufs neue. Die Departements des Jura, der Isère und der Rhonemündungen, des Gard und der Gironde vereinigten sich, um den Bedrückungen des Konvents zu entgehen. Lyon trat ihnen bei, und die Errichtung einer Republik Südfrankreich ward beschlossen. Jeden Weg zum Rücktritt sich sperrend, ließen die Lyoner die am 29. Mai verhafteten Jakobiner Riard und Challier hinrichten.

Der Konvent rüstete sich jetzt gegen Lyon, jede Versöhnung ward verworfen, der Untergang der Stadt beschlossen. Um sie vorher ihrer Vertheidigungsmittel zu berauben, forderte man sie auf, dem General Kellermann 20 Kanonen aus dem Arsenal zu liefern. Die Lyoner thaten es.

Denn schon fingen sie an, einzusehen, daß sie von ihren Verbündeten auf keine wirksame Hülfe rechnen konnten. Sie sahen ein, daß, isolirt wie sie waren, sie der vereinigten Kraft der Republik nicht widerstehen würden. Durch Nachgiebigkeit gegen die Befehle des Konvents glaubten sie ihn zu versöhnen. Doch dieser, die lockende Beute im Auge, verwarf alle Unterhand-

---

*) Die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses waren: Robespierre, Carnot, Couthon, Lindet, Prieur, Barrère, Billaud-Varrennes, Jean-Bon-St. André und Collot d'Herbois.

lungen. Näher rückte die Gefahr und keine Anstalten zur Unterstützung sahen die Lyoner. Die Stadt glaubte dem drohenden Verderben zu entgehen, wenn sie die neue Konstitution anerkannte. Es wurden daher Deputirte nach Paris geschickt. Man empfing sie sehr übel, und nur durch die Flucht konnten sie sich dem Gefängniß entziehen. Von der fürchterlichen Gewißheit überzeugt, dem Verderben geweiht zu seyn, machten die Lyoner Anstalten zu ihrer Vertheidigung.

---

2. Belagerung von Lyon.

Lyon, am Zusammenfluß des Rhone und der Saone gelegen, nimmt einen ausgedehnten Raum auf der durch diesen Zusammenfluß gebildeten schmalen Landzunge und dem rechten Ufer der Saone ein. Auf allen Seiten außer dem linken Ufer des Rhone, wo das Thal sich weiter ausdehnt, treten bedeutende Höhen dicht an die Stadt und beherrschen dieselbe. Lyon war nicht zu vertheidigen, sobald diese Höhen verloren gingen. Alle Hände wurden daher in Bewegung gesetzt, die Umgebungen der Stadt zu verschanzen. Precy, ein alter gedienter Offizier, übernahm das Kommando in der Stadt, und 40000 Mann waren in Lyon fähig, die Waffen zu tragen.

Noch hoffte Lyon auf die Hülfe seiner Verbündeten.

Die Insurgirten der Städte Aix, Lambese, Arles und Tarascon vereinigten sich im Monat Juli 1792 mit denen von Marseille, und rückten unter Anführung des Marquis de Villeneuve nach Lyon. Sie waren bis zur Durance gekommen, als die Republikaner jener Gegenden, und besonders die von Avignon, sich ver-

vereinigten, um ihnen den Uebergang über die Durance zu wehren. Ein heftiges Feuer entspann sich von einem Ufer zum andern. Ein 13jähriger Knabe, Vialla aus Avignon, zeichnete sich durch seinen heroischen oder fanatischen Muth aus. Doch gelang es endlich den Marseillern, über den Fluß zu setzen und die Republikaner zu zerstreuen.

Nach diesem ersten Vortheil rückten die Marseiller in Avignon ein, und bemächtigten sich der Zitadelle von Pont St. Esprit.

Die drohende Gefahr der Vereinigung der Marseiller mit den Lyonern vermochte den General Kellermann, eine Division der Alpenarmee, 3600 Mann stark, unter dem Befehl des Generals Carteau, gegen die erstern zu detaschiren. General Carteau erhielt die Weisung, Pont St. Esprit zu nehmen und die Marseiller über die Durance zurück zu werfen, jedoch — da er verhältnißmäßig zu schwach war — diesen Fluß nicht zu überschreiten, sondern sich hinter demselben defensiv zu verhalten, um die Belagerung von Lyon zu decken.

General Carteau vollzog seinen Auftrag, allein ungeachtet der empfangenen Befehle, und besonders auf Antrieb des Repräsentanten Albitte, ging er doch über die Durance.

Kaum hatte er den Fluß passirt, als er seine gefährliche Lage einsah, und einen Kriegsrath versammelte, um die Mittel zu untersuchen, sich aus derselben zu ziehen.

Hätten die Marseiller einen Mann von Kopf und Herz an ihrer Spitze gehabt, so würden sie mit ihren überwiegenden Streitkräften den General Carteau angegriffen und geschlagen haben. Eben so leicht konnten

sie bei Tarascon den Rhonefluß passiren, die Zitadelle von St. Esprit besetzen, und auf dem rechten Ufer des Rhone nach Lyon gehen.

Statt etwas Entscheidendes gegen ein so schwaches Korps zu unternehmen, wie das des Generals Carteau war, zogen sich die Marseiller zögernd und unentschlossen zurück. Carteau, durch ein Wunder aus seiner Verlegenheit gerettet, benutzte die Feigheit seiner Gegner, um seinen Soldaten Muth einzuflößen. Er verfolgte die Marseiller, schlug sie, und nöthigte sie, sich überall zurückzuziehen.

Die Marseiller setzten sich den 9. August bei Cadenet, aber auch von hier wurden sie vertrieben.

Ein anderer insurgirter Haufe, der aus Aix gegen Salon vorgedrungen war, nöthigte den General Carteau, von der Verfolgung der Marseiller abzulassen. Dieser General zerstreute jedoch bald jenen Haufen und setzte nun seinen Marsch auf Marseille fort. Die Marseiller hatten diese kurze Frist benutzt, sich auf den Höhen von Septimes beim Schlosse Albertas zu verschanzen.

Die Verschanzungen konnten den Mangel an Einsicht und Muth nicht ersetzen. Carteau griff mit Erfolg an. Die Marseiller flohen aus ihrer letzten Position, und 17 Kanonen fielen in die Hände des Siegers.

Ungehindert rückte Carteau am 24. August vor Marseille. Seine Ankunft brachte Uneinigkeit unter die Einwohner der Stadt. Die unterdrückte republikanische Parthei erhob ihr Haupt; Bürger schlugen sich gegen Bürger. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch; die Republikaner siegten, und öffneten am Morgen des 25. dem General Carteau die Thore.

Zehntausend Marseiller, zur entgegengesetzten Parthei gehörend, flüchteten nach Toulon. Die Föderalisten in Marseille hatten mit dem im mittelländischen Meere kreuzenden Admiral Hood wegen der Uebergabe der Stadt unterhandelt. Das schnelle Vordringen Carteau's unterbrach diese Unterhandlung, und kam den Folgen derselben zuvor.

Ein strenges Gericht erging jetzt über die Einwohner von Marseille. Unerbittlich war der Verfolgungsgeist der Konventionellen. Doch wenn auch Grausamkeit und Privathaß ein freies Spiel hatten, so stieg dies doch nicht zu der Höhe, zu welcher die republikanische Wuth sich später in Lyon und Toulon erhob. Der Konvent glaubte eine Stadt schonen zu müssen, welche früher so wesentlich zum Gedeihen der Revolution beigetragen hatte.

Lyon war nun ganz auf seine eigenen Kräfte beschränkt, nirgends wagte es der Föderalismus mehr, zu Gunsten der unglücklichen Stadt etwas zu unternehmen.

Schon während der Expedition Carteau's war die Stadt zum Theil eingeschlossen worden. Der Konvent hatte dem General Kellermann das Oberkommando über das Exekutionsheer gegeben, das sich vor Lyon versammeln sollte. Schwer war es, in einem Augenblicke, wo die Republick von allen Seiten angegriffen war, eine hinlänglich starke Streitkraft gegen die empörte Stadt aufzustellen. Kellermann erschien daher nur mit einem Korps von 8000 Mann, von der Alpenarmee herbeigezogen, in den letzten Tagen des Monats Juli vor Lyon. Die Konventskommissarien Dubois-Crancé und Gauthiez befanden sich bei dem Belagerungskorps.

Das Hauptkorps der Belagerer stellte sich auf der Höhe von la Croix rousse zwischen Rhone und Saone auf. Beobachtungsposten standen auf dem linken Ufer des Rhone.

Auf dem rechten Saone-Ufer blieb die Stadt größtentheils frei. Die Lyoner hatten hier mehrere kleine Städte besetzt, unter denen die wichtigsten St. Chamont, St. Etienne und Montbrison im Thale der Loire waren, weil durch sie die Zufuhr des Getreides aus diesem kornreichen Thale gesichert wurde.

Dubois-Crancé forderte die Stadt zur Uebergabe auf. Er verlangte, daß die Thore geöffnet, die Waffen abgelegt, die Häuptlinge der bewaffneten Macht und die Mitglieder der verwaltenden Körperschaften ausgeliefert würden, und gab der Bürgerschaft 4 Stunden Bedenkzeit. Unter so harten Bedingungen konnte und wollte sich die Stadt nicht unterwerfen; man vermehrte die Vertheidigungsmittel, und entschloß sich, entweder gemäßigtere Bedingungen zu erkämpfen, oder sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Um in den Stand gesetzt zu seyn, den Aufwand der Belagerung zu bestreiten, ward Papiergeld eingeführt, dem das ganze Vermögen der Stadt zur Hypothek gesetzt wurde.

Die Schwäche des Belagerungskorps erlaubte indessen noch keine entscheidende Angriffe. Nur nach und nach vermehrte sich das Korps auf 10000 Mann. Aus der entbehrlichen Positionsartillerie der Alpenarmee, und aus dem Geschütz, das die Arsenale der Städte Grenoble und Besançon lieferten, formirte man einen Park von ungefähr 100 Stücken. Die Armee ward in 4 Divisionen getheilt. Drei davon schlossen die Stadt bei der Vorstadt Vaize auf dem rechten Saone-Ufer, auf

den Höhen von la Croix rousse zwischen Rhone und Saone, und auf dem linken Ufer des Rhone ein. Die vierte Division stand, da die Lyoner noch Meister der Höhen von St. Foix waren, auf dem rechten Ufer des Izeron, eines Baches, der bei Oullins in den Rhone fließt.

General Kellermann, der die Zerstörung einer so blühenden Stadt wo möglich abzuwenden wünschte, machte einige Versuche, Lyon mit dem Konvent auszusöhnen, die aber sämmtlich mißlangen. Auch die Autoritäten der Stadt versuchten den Weg der Unterhandlung, aber die Konventsdeputirten erkannten sie nicht in ihrer Eigenschaft an, und erklärten, nur mit dem Volke selbst unterhandeln zu wollen.

Das Volk ward also versammelt und die Administratoren zogen sich von der Berathschlagung zurück. Das Resultat der Berathung war, daß alle Einwohner der Stadt ihre gegenwärtigen Vorsteher aufs neue als die bevollmächtigten Vollstrecker ihres Willens anerkannten, und die Erklärung gaben, daß diese allein befugt wären, die Unterhandlungen zu führen und nach Gutdünken zu entscheiden. Ueber 20000 Unterschriften begleiteten diese Erklärung, welche den Konventsdeputirten zugesendet ward.

Gegen das Ende des Monats August waren die Batterien gegen die Stadt vollendet. Sie wurden größtentheils auf dem linken Rhoneufer auf der Plaine de la Guillotière errichtet, wo eine Menge tiefer Hohlwege ihre Anlage begünstigte. Ein heftiges Feuer begann,

und mit Bomben und glühenden Kugeln wurde die Stadt überschüttet. Am stärksten war das Feuer während der Nacht. Verräther gaben durch Signale den Bomben ihre Richtung; einige derselben wurden ertappt und bestraft.

Der Haß der Republikaner äußerte sich in verabscheuungswürdigen Grausamkeiten; die unglücklichen Lyoner, welche gefangen in des Feindes Hände fielen, wurden unbarmherzig verstümmelt und ermordet.

Die Fortschritte der sardinischen Armee gaben dem General Kellermann eine willkommene Gelegenheit, sich von Lyon zu entfernen. Am Ende des Monats August ging er zur Alpenarmee ab, nahm zwar die Achtung aller Gutgesinnten mit sich, hatte aber auch durch sein Zögern den Verdacht auf sich geladen, die Stadt schonen zu wollen.

Die Belagerungsarmee hatte sich indessen durch die Besatzung von Valenciennes verstärkt. Die Konventskommissarien, deren Zahl sich auf sechs vermehrt hatte, unter denen sich auch Collot d'Herbois befand, riefen die umliegenden Gegenden zum Kampf gegen Lyon auf. Aus Chalons, Mâcon und Bourges, aus den Departements Puy de Dôme, Cantal und Ardèche strömten eine Menge Menschen herzu, so daß am 20. September 40000 Mann vor Lyon versammelt waren. Die Konventskommissairs betrieben mit größter Thätigkeit die Anstalten zur Unterwerfung der Stadt, und übertrugen dem General Doppet, der bis dahin die Avantgarde bei Carteau's kleinem Korps geführt hatte, das Kommando.

Noch waren die Lyoner im Besitz der Städte im Gebirge und im Thale der Loire, und dadurch gegen den Mangel an Lebensmitteln geschützt. Die Verstärkung der Belagerungsarmee machte es aber bald möglich, die Lyoner aus diesen Posten vertreiben zu können. Dubois-Crancé ließ das Städtchen Rive de Giers besetzen, das auf der Gemeinschaft mit St. Chamont und St. Etienne liegt.

Precy, von der Wichtigkeit des Besitzes von Rive de Giers durchdrungen, ließ die Stadt durch ein starkes Detaschement in zwei Kolonnen angreifen. Der Angriff mißlang: die eine Kolonne ward genöthigt, sich nach einem sechsstündigen blutigen Kampfe zurückzuziehen, die andere ward fast gänzlich aufgerieben, der Kommandeur derselben, Seroard, ward gefangen genommen und im Lager erschossen.

Die Räumung von St. Chamont war die Folge dieser Niederlage.

Zu gleicher Zeit nöthigten die Einwohner von St. Etienne, aufgereizt durch den unterdrückten Jakobinerklub, die dort postirten 300 Lyoner, den Ort zu verlassen.

Montbrison war jetzt die einzige Stadt, welche den Lyonern noch ergeben war. Lyon wurde nach und nach fast gänzlich eingeschlossen, und der Mangel an Zufuhr der volkreichen Stadt sehr fühlbar. Das Detaschement zu Montbrison, unterstützt von dem Adel der Provinz du Forèz, überfiel den Brigadegeneral Nikolas im Dorfe St. Anthelme, wo er mit 120 Volontairs und 50 Husaren stand. Der größte Theil der Mannschaft ward mit dem General zu Gefangenen gemacht und nach Lyon geführt.

Dieser kleine Vortheil sicherte indeß nicht den sehr ausgesetzten Posten in Montbrison. Die Annäherung eines starken feindlichen Korps machte ihn höchst gefährlich.

Auf den Bericht davon erklärte Precy der Besatzung, daß sie Lebensmittel mitbringen müsse, wenn sie den Einwohnern von Lyon nicht beschwerlich fallen wolle. Achthundert Mann stark begleitete die Besatzung von Montbrison einen Transport von 200 Wagen und einer Menge Schlachtvieh nach Lyon. Sie brachte auf diesem Marsche von 8½ Meilen fünf Tage zu, und gelangte glücklich nach Lyon, nachdem sie zwei überlegene feindliche Angriffe zurückgeschlagen hatte.

Lyon war nun gänzlich eingeschlossen. Nur mittelst der Brücke von St Clair behielt sie noch eine Gemeinschaft unter sich. Alle Versuche der Belagerer, sie zu zerstören, scheiterten an der Wachsamkeit der Lyoner.

Die Kanventionellen verschmähten die niedrigsten Mittel nicht, um zum Zweck zu gelangen. Ein Anschlag, den tapfern Precy zu vergiften, ward entdeckt, und die beiden Bösewichter, welche die Ausführung unternommen hatten, wurden erschossen.

Die Stadt begann jetzt, Noth an Lebensmitteln zu leiden. Die meisten Mühlen waren schon in den ersten Tagen des Bombardements abgebrannt. Weiber, Kinder und Greise überließen den Vertheidigern der Stadt das wenige grobe Brod, was man backen konnte und nährten sich von Haferkorn. Wein und Oel waren noch in Ueberfluß vorhanden, beides wurde vertheilt, konnte aber den Mangel an andern Nahrungsmitteln nicht ersetzen.

Die Belagerer ängstigten die Stadt fortwährend

durch ihr Geschütz, ihr eigentlicher Angriff schritt aber dadurch nicht vor. Die Belagerten blieben im Besitz ihrer Befestigungen.

Der Konvent, entrüstet über die lange Dauer der Belagerung, rief Dubois-Crancé zurück, und machte ihm den Vorwurf, der Belagerten geschont zu haben. Seine Gehülfen, übereinstimmend mit dem General Doppet, beschlossen, etwas Entscheidendes zu unternehmen.

Am 29. September griff die Division Rivas die Höhen von St. Foix von der Westseite an, während die Division Valette den Pont de la mulatière am Zusammenfluß des Rhone und der Saone attakirte. Um den Erfolg des Angriffs zu sichern, der die Wegnahme der Verschanzungen nnd Batterien auf der Höhe von St. Foix zum Zweck hatte, ward die Stadt auch bei den Vorstädten la Croix rousse und la Guillotière alarmirt.

Die Lyoner, überzeugt von der Wichtigkeit der Höhen von St Foix, vertheidigten ihre Verschanzungen mit der größten Hartnäckigkeit; dennoch gelang es dem General Rivas, sich nach einem blutigen Gefecht in den Besitz einer großen Redute zwischen Grand und Petit St. Foix zu setzen. Zu gleicher Zeit nahm Valette den Pont de la mulatière und drang, seinen Vortheil verfolgend, gegen die Stadt vor, welche von dieser Seite gänzlich offen war. Doch in dem nämlichen Augenblicke erschien Precy mit seiner Reserve, und schlug die Division Valette bis zum Pont de la mulatière zurück. Hier aber, von dem mörderischen Feuer der verloren gegangenen Höhen-Batterien empfangen, ward er genöthigt, sich in die Stadt zurückzuziehen.

Der größere Theil der Batterien auf den Höhen von St. Foix ging an diesem Tage verloren, und die Lyoner sahen sich auch auf dieser, bis jetzt verschont gebliebenen Seite mit einem Bombardement bedroht.

Der Hunger quälte die Stadt immer heftiger, Mangel und Krankheit, verbunden mit täglichen Gefechten, raffte die Vertheidiger dahin. Ihre Zahl war zuletzt so geschmolzen, daß man nicht im Stande war, alle Posten abzulösen. Dessenungeachtet machten die Belagerer keine ernsten Angriffe auf die Stadt selbst; es schien die Absicht des Konvents zu seyn, Lyon langsam zu Tode zu martern. Die Einwohner, fast zur Verzweiflung gebracht, fingen von neuem die Unterhandlungen an. Aber die Deputirten des Konvents erklärten, daß der erste Schritt zum Frieden die Uebergabe des sämmtlichen Geschützes und der Reduten seyn müsse.

Abgeschreckt durch solche strenge Bedingungen, entschloß man sich zur Fortsetzung der Vertheidigung.

Doch die Belagerer blieben nicht müßig; mit größerer Heftigkeit erneuerte man das Bombardement, das die verheerendste Wirkung hatte.

Das größte Elend, Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, das unausgesetzte Feuer der feindlichen Batterien, und die schreckliche Gewißheit, von aller menschlichen Hülfe verlassen zu seyn, beugten endlich den Muth der Lyoner. Man entschloß sich, die Stadt, unter welchen Bedingungen es auch sey, zu übergeben, aber durch Unterhandlungen diesen unglücklichen Zeitpunkt noch weiter hinauszurücken, um während dieser Frist die möglichst vortheilhafte Kapitulation zu erringen.

Precy, der zwar die Unmöglichkeit der fernern Vertheidigung der Stadt begriff, doch eben so von der Unversöhnlichkeit des Konvents überzeugt war, und das traurige Schicksal der Stadt voraussah, machte den Entwurf, sich mit dem Reste der Besatzung und den Administratoren der Stadt durchzuschlagen. Er zog am 8. Oktober in der Stille alle Posten ein. Man versammelte sich auf dem Posten von Vaize. Ungefähr 2500 Mann und 4 Geschütze stark, ward der nächste Posten der Republikaner zurückgeschlagen, und Precy rückte die Saone hinauf. Unglücklicherweise war das Vorhaben dem Feinde verrathen worden, man fand die Pässe besetzt, und die Sturmglocke ertönte in den Dörfern. Alles eilte herbei, um den letzten Lyonern den Weg abzuschneiden. In den engen Pässen von St. Rambert und St. Cyr wurden die Lyoner von einer erdrückenden Ueberzahl eingeschlossen, und nach einem verzweiflungsvollen Kampfe fast alle getödtet, oder als Verwundete gefangen genommen. Nur Precy mit 40 bis 50 Mann entkamen.

Die republikanische Armee rückte am 9. Oktober in die Stadt ein. Grausamkeiten ohne Zahl wurden begangen. Die Guillotine reichte nicht hin, um die Schlachtopfer zu fällen; zu hunderten wurden sie zusammengetrieben, und mit Kartätschenschüssen getödtet.

Ein Dekret des Konvents verwandelte den Namen Lyon in Commune affranchie.

Siebzig Tage hatte die Belagerung von Lyon gewährt. Der Konvent hätte den Besitz der Stadt weit früher durch mildere Bedingungen erkaufen können, aber das herrschende Revolutionsprinzip ließ weder Mäßigung noch Menschenschonung zu. Das blutige Gesetz mußte

unbedingt triumphiren; ein Thron von Menschenleichen war seine sicherste Grundlage.

Mit Lyon war die letzte Hoffnung des Föderalismus gefallen. Alles unterwarf sich dem Konvent, oder suchte seinen Haß unter der Maske der Unterwerfung und Anhänglichkeit an die gegenwärtige Regierung zu verbergen.

Toulon allein blieb noch übrig, mit dem der Konvent so wenig als mit Lyon sich versöhnen wollte, und das in gleichem Maße das ganze Gewicht seiner Rache empfinden sollte.

(Schluß folgt.)

IV.

Beiträge zur Würdigung der strategischen Verhältnisse des Feldzuges von 1807 in Deutschland.

(Aus den Papieren eines damaligen östreichschen Generalstabsoffiziers.)

Vorwort.

Die Begebenheiten des Jahrs 1806 sind so außerordentlich folgenreich gewesen, daß dem Geschichtsforscher, wie dem Militair, die zu jener Zeit herrschenden Ansichten, und von einzelnen unterrichteten Personen gemachten Vorschläge zur Ergreifung von Maßregeln, welche den Ereignissen eine andre Richtung geben sollten, immer noch von Interesse seyn dürften. Hierher gehört denn auch das nachfolgende, durch die Güte des Herrn Verfassers uns mitgetheilte Fragment.

Die allgemeinen Verhältnisse am Ende des Jahres 1806, nachdem Napoleon über die Weichsel gegangen und mit den russischen Heeren im Kampf begriffen war, haben einige Aehnlichkeit mit denen am Ende des Jahres 1812. In beiden Zeitperioden lag in der Macht des östreichschen Kaiserthums das Uebergewicht in der Wagschale der Kräfte zum Nachtheil Napoleons.

Der Unterschied in den Verhältnissen bestand aber hauptsächlich darin, daß Napoleon Ende 1806 über eine bedeutende, von Sieg und Ruhm umglänzte Macht zu gebieten hatte, während 1812, nach einem fast beispiellos unglücklichen Rückzuge, die französische Heeresmacht zu traurigen, muthlosen Trümmern herabgeschmolzen, an der Weichsel anlangte. Ferner waren damals in Preußen weder in moralischer, noch in militairischer Hinsicht, die Mittel vorbereitet und organisirt, durch welche 1812 die allgemeine Erhebung der Nation zur erfolgreichen Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes möglich ward.

Allein abgesehen hiervon, ist es doch nicht minder wahr, daß zu Ende des Jahres 1806 Oestreichs Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich einen durchaus veränderten Ausgang desselben (ob insbesondere eben so ruhmvoll und glorreich für Preußen wie 1813, kann hier nicht untersucht werden) herbeigeführt, und der Geschichte der neusten Zeit eine andere Gestalt gegeben haben würde. In dieser Hinsicht dringt sich dann zunächst die Frage auf, welchen Operationsplan Oestreich, wenn es sich zum Kriege entschloß, in Verbindung mit Rußland und Preußen zu Ende 1806 oder Anfang 1807 hätte befolgen müssen. Diese Frage ist der Gegenstand des nachfolgenden Memoires, und auf eine Art gelöst, welche in mehrfacher Hinsicht das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen dürfte. Unstreitig haben die Grundzüge in dem von dem Herrn Verfasser vorgeschlagenen Operationsplan Manches mit denen von 1813 gemein, und obwohl darin die Kombination in der Leitung der Kräfte zur Vernichtung des Feindes nicht immer ganz klar hervortritt, und vielmehr eine huldigende Scheu vor dem überlegenen Feldherrntalent Napoleons nicht zu

verkennen ist, so darf man wieder nicht vergessen, daß die weise Vorsicht der Verbündeten in den Operationen des Jahrs 1813 nicht minder in diesem moralischen Verhältniß, selbst nach der im Jahre 1812 erfolgten Demüthigung des gefürchteten Löwen, seinen Grund gehabt haben möchte. D. R.

Als das Kriegsfeuer von der Saale nach der Oder zog, hatte der Graf Finkenstein *) auch Hoffnung, Oestreich würde sich Preußen anschließen. Ich aber behauptete gerade zu, es wäre nun gar keine Aussicht dazu vorhanden, und ich konnte es, da der Umgang mit so vielen Personen, die viel wußten, und offen mit mir sprachen, mich in den Stand setzten, hierüber zu urtheilen. — Man sagte nämlich, Preußen ist noch stark genug, um mit Rußland vereinigt eine tüchtige Masse von Kräften in die Wagschale zu legen, und Napoleon würde vielleicht, so bald wir Theil an dem Kampfe nähmen, den Norden verlassen, um über Oestreich herzufallen, welches dadurch ganz zu Grunde gerichtet werden könnte, während Rußland nachher den Schiedsrichter machen, und Preußen durch dieses wahrscheinlich besser bedacht würde. — So wie nun der Zustand Deutschlands war, welches sich ganz Oestreichs voller Einwirkung hingegeben hätte, wenn eine kräftige geniale Regierung diese leitete, so muß man doch gestehen, daß die bestehende mit Recht noch auf eine tüchtige französische Verarbeitung der deutschen Tribus warten

*) Damaliger Gesandte Preußens in Wien, mit dem ich in enger Verbindung stand.

konnte und mußte. Diesen angeführten Gründen der Friedensparthei war nichts kräftiges entgegen zu setzen, zumal da die Furcht, Napoleon möchte mit einer Rechtsschwenkung über Böhmen herfallen, nicht ganz ohne Grund war, weil die Russen noch jenseits der Weichsel standen. — Wie sich daher unentschlossene Menschen, die nichts thun wollen, gewöhnlich hinter Gründen halten, welche einige Wahrheit für sich haben, so geschah es auch hier.

Als aber Napoleon über die Oder den Russen an der Weichsel entgegen ging, da fielen alle diese Gründe weg, und Oestreich hatte das Schicksal von ganz Europa und sein eignes in Händen. — Es konnte immer die Russen in den ersten Gefechten schlagen lassen, aber es mußte dann nach Deutschland einbrechen, wo es nach Gefallen, mit England vereinigt, handeln konnte. — Diesen Augenblick, hoffte ich auch, würde Oestreich nicht unbenutzt lassen, und machte den Grafen Finkenstein aufmerksam darauf. — So laut und so feurig sprach ich im Generalstabe für einen solchen Schritt, und von der Leichtigkeit der Ausführung, daß mich einige höhere Stabsoffiziere (unter andern auch zwei Generale) veranlaßten, meine Gedanken nieder zu schreiben, da ich die Sache für so leicht hielte. So ging ich denn an die Arbeit, und der militairische Inhalt meines Memoirs war folgender, wobei man sich erinnern muß, daß, als ich es schrieb, die Preußen noch Glatz, Silberberg, Neisse und selbst Breslau besetzt hielten.

Memoire.

Die östreichschen Kräfte theilen sich in zwei Massen, die nördliche und südliche (und bei diesem Kampfe

müssen alle Mittel aufgeboten werden, nicht allein um ihn glücklich durchzuführen, sondern auch um immer die Hauptrolle in der Entwickelung zu spielen). — Die Insurrektionen (Bans oder Landwehren) von Böhmen, Mähren und Ungarn gehören zu der nördlichen Abtheilung, die von Oestreich, Kroatien ꝛc. zu der südlichen.

Eine Hauptarmee von allen Truppen in Böhmen, Mähren und Ungarn zusammengesetzt, bricht aus Böhmen in Sachsen ein, besetzt Berlin und rückt bis zur Oder vor. Kann sie durch ein detaschirtes Korps Magdeburg nehmen, so versäumt sie es nicht, im Gegentheil überläßt sie diese Sorge den Preußen, welche man zu den Waffen rufen muß, und die als Auxiliar-Korps dienen.

Jedoch auch nach Hessen, Hannover und Westphalen muß man Offiziere mit leichten Trupps senden, um dort die Bewaffnung anzuordnen und zu leiten, die sich bis nach Holland hinein erstrecken kann, wenn England hilft.

Während die große Armee nun in Sachsen einfällt, werden alle Wege und Kommunikationen, welche durch die Karpathen nach Ungarn, Oberschlesien und Mähren führen, verhauen und gänzlich zu Grunde gerichtet, wenigstens dergestalt, daß kein Geschütz ohne langwierige Wegeausbesserung durchkommen kann. — Die Bans von Ungarn, Mähren und Oberschlesien werden in die verhauenen Gebirge geworfen, denn die Linientruppen müssen alle für die zwei Armeen beweglich bleiben.

Die zweite Armee, aus allen südlichen Truppen und Kräften der Monarchie bestehend, bricht durch Ungarn und Tirol in die Schweiz ein, wo sie gute Auf-

nahme bei den von Frankreich nun gleichartig unterdrückten Aristokratien und Demokratien finden wird. — Ein Seitenkorps dieser Armee, nebst den ganz südlichen Bans folgt gegen die Lombardei so wie es kann, und wenn es gleiche Höhe mit der Armee zu halten verhindert wird, so besetzt es die Alpenpässe der Schweiz und von Tirol, um die linke Flanke der vorrückenden Hauptarmee zu decken. Die Hauptoperationen dieser Armee sind gerade gegen die, von der Schweiz aus offenen, Grenzen Frankreichs gerichtet, und das Erscheinen einer Masse Feinde in dieser Thüre, während der Kaiser so entfernt ist, dessen Tod man aussprengen muß, wird gewiß Schrecken bei den Bonapartisten, und neue Hoffnung bei den Bourbonisten erwecken.

Aber auf dem Zuge dahin muß diese Armee den Süden Deutschlands für die Sache der Unabhängigkeit gewinnen, und dieses wird nicht überall zu schwer seyn, da der Uebermuth der Franzosen und ihres Herrschers den Geist der Deutschen gegen diese plagenden Eroberer aufgeregt hat. Manche Regierungen werden aus Habsucht treu dem Eroberer bleiben, während ein Theil der Nation schnell, dem natürlichen Instinkt folgend, sich die ewige Plage der unersättlichen Kriege vom Halse zu schaffen, und eine ruhige Unabhängigkeit zu erkämpfen trachten wird. Denn wenn es den Deutschen nur etwas erträglich geht, so wünschen sie keine Franzosen zu werden, welches immer das Ende des Rheinbundes seyn wird. — In diesen Fällen muß man den Satz annehmen und ausführen: was nicht mit uns ist, ist gegen uns. Wir werden dadurch nicht ärmer, im Gegentheil reicher.

Die Tiroler werden sich sogleich alle bewaffnet an:

schließen, und von ihren trefflichen Schützen muß man eine tüchtige Masse mit in die Schweiz nehmen, wo man gewiß bei einem zweckmäßigen Benehmen schnell ein Korps zusammenbringen wird, und zwar um so leichter, wenn England das Geld dazu hergiebt, denn alle Schweizer sind jetzt englisch gesinnt.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Napoleon auf solche Bewegungen aus Polen zurück marschiren wird, um sich Frankreich zu nähern, oder sich wenigstens seine Kommunikationen mit demselben wieder zu öffnen. Er weiß wohl, daß sein Name das mächtige Zauberband ist, welches die kolossale Masse der Eroberungen zusammenhält. Wo er steht, da fällt alles vor seinem Zauber, wo er nicht ist, da wird der Mann wieder Mann. Von weiten muß man um seine Person herum ihm die Kräfte nehmen, ihm selbst nähert man sich nicht ungestraft.

Wenn nun Napoleon sich durch den Norden Deutschlands die Kommunikation wieder eröffnen will, so zieht sich die östreichische Hauptarmee von der Oder hinter die Elbe, über welchen Fluß sie alle Brücken zerstört, wenn sie Wittenberg und Torgau nicht schnell genug in Vertheidigungsstand setzen kann. Bei Dresden ist die Hauptmasse versammelt, während ein Seitenkorps nebst dem Ban von Böhmen die Eingänge dieses Landes von Niederschlesien her besetzen. Diese Pässe müssen schon so vorbereitet seyn, um sie eben so wie die der Karpathen zu verderben. — Bricht Napoleon aber dennoch von dieser Seite in Böhmen ein, so kann ihm die große Armee überall hinter der Elbe und Mulde zuvorkommen.

Dringt Napoleon aus Polen nach Ungarn oder

Mähren, so müssen die Bans alle ernsten Gefechte nach dem Einbruch vermeiden. Da der Kaiser Eile hat über die Donau und nach Baiern zu kommen, auch schwerlich viel Geschütz mit sich schleppen kann, so haben selbst nur die alt befestigten Städte auch nicht einmal eine kurze Belagerung zu fürchten; sie müssen daher gegen einen Anlauf in Stand gesetzt und vertheidigt werden, und in sie schleppt man so viel wie möglich alle Lebensmittel vom flachen Lande. Alles übrige vergräbt und verdirbt man; ja die mittelmäßigen Städte werden sogar verlassen, da dieses ohnehin nur auf wenige Tage nöthig ist. — Der Theil des Bans, welcher nicht in die verschanzten Städte geworfen ist, harzelirt den durchmarschirenden Feind unaufhörlich, während die große Armee von Dresden durch Böhmen gegen die Donau eilt, um den zurückgehenden Eroberer seitwärts zu begleiten. Nur in äußerst günstigen Stellungen nimmt sie starke Gefechte, aber keine Schlachten an. Von jenen kann vielleicht eines vernichtend für Napoleon werden, und dann ist es aus mit ihm. Die Donaubrücken, besonders die bei Wien, müssen entweder stark verschanzt, oder zerstört werden.

Die russischen und preußischen Armeen folgen dem weichenden Feinde auf dem Fuße nach, ohne Schlachten zu liefern. Marschirt Napoleon durch die Marken an die Elbe, so wird Dresden der Pivot-Punkt für die verbündeten Armeen, und diese Stadt muß verschanzt werden. Die östreichsche Hauptarmee hält hier Stand, und die russisch-preußische bewegt sich zwischen der Elbe nnd Oder. Verstärken sich die Verbündeten, so nimmt die preußische Armee den Platz der russischen, diese aber den der östreichschen bei Dresden, und die östreichsche

marschirt an den Rhein, um mit der in der Schweiz vereinigt, den Krieg nach Frankreich zu verlegen.

Bricht Napoleon durch Ungarn oder Mähren gegen die Donau durch, so folgt die russische Armee immer nach, um in Verbindung mit der großen östreichischen zu agiren, aber jede selbstständig für sich. Alle preußischen Truppen rücken gegen den Niederrhein, um sich über Holland mit England in Verbindung zu setzen, wenn dieses nicht schon durch die von östreichischen Offizieren organisirten Insurrektionen in Hessen, Hannover und Westphalen geschehen ist.

Wäre Napoleon über die Donau gekommen, und zöge Baiern zu, so folgte ihm die große östreichsche Armee langsam nach, während die russische durch Böhmen über Regensburg oder Nürnberg an den Rhein marschirte, um den Eroberer durch drohende Bewegungen zum fernern und schnellern Rückzug zu bringen.

Die Vereinigung der östreichschen Armeen in der Schweiz, und die der russischen und deutschen an dem Mittelrhein bildet nachher wieder zwei Hauptmassen, die immer getrennt agiren müssen.

Dies war der Plan im Allgemeinen, und ich übergab ihn meinen Chefs. Er wurde von den Generalen und den meisten höhern Stabsoffiziren des Generalstabes gelesen, und kam auch, so wie man mich versicherte, in die Hände einer sehr hohen Person. In den Archiven des Generalstabes oder des Kriegsraths muß er sich noch befinden, wenn er nicht Eigenthum eines Generals geworden ist.

Eine große Menge Stimmeu erhoben sich gegen das Ungewöhnliche dieses Plans, und besonders warf man mir die gefährliche Lage der durch die Schweiz ge-

gen Frankreich geschleuderten Armee vor. — Wie, sagte man, was wird aus dieser Armee werden, wenn sie nun in Frankrtich geschlagen wird, so weit von allen unsern Ressourcen? — Zwei zu ihrer Zeit hochgepriesene Generalquartirmeister (in den Feldzügen 1809, 1813 und 1814) urtheilten so; aber meine Antwort war: es ist besser, eine Schlacht bei Paris zu verlieren, als sie bei Wien zu gewinnen.

Indeß gab es auch einige herrliche Männer, welche sich für die Sache erklärten. Von den Generalen war einer, der sich besonders günstig über den Plan aussprach, allein mich aufmerksam auf eine Sache machte, die Oestreich eben so sehr am Herzen läge als die Ueberwindung Frankreichs: nämlich die — —

Manche thaten das Ihrige in jenen Zeiten der Umwälzung, Viele aber ließen sich mit umwälzen, und kamen so wieder oben hinauf: doch alles kommt in die große Masse, welche von der Vorsehung bewegt und geleitet wird.

Geschrieben im Ende Dezember 1806.

S * * *.
damaliger Prem.-Lieut. im östreichschen Generalstabe.

V.

Norwegens Kriegsmacht seit seiner Vereinigung mit dem Königreiche Schweden im Jahre 1814.

(Fortsetzung.)

II. Ein Rückblick auf das Königreich Norwegen unter dänischer Herrschaft.

Lange dauerte die Verbindung Norwegens mit Dänemark, oft wurde es von demselben getrennt, aber immer kehrte es wieder zu dem alten Gebieter zurück; dabei verstand denn auch Dänemark, vorzüglich im 18ten und 19ten Jahrhundert, die große Kunst, in der wohl die Hauptsache alles Regierens besteht, die Norweger so glücklich als möglich, ihnen ihre Herrschaft lieb und theuer, und treue Anhänglichkeit an Dänemark zu einem Charakterzuge des norwegischen Nationalcharakters zu machen; und daß dies nicht bloße Voraussetzungen sind, sondern ihm dies in hohem Grade gelungen war, bewies wohl der Schmerz, mit dem sich Norwegen im Jahre 1814 von Dänemark trennte, und der Widerstand, den es damals zu leisten bereit war, der aber bei der geringen Hülfe, die ihm das in Holstein

selbst angegriffene Dänemark leisten konnte, und den gewaltigen Mitteln, welche Schweden gegen dasselbe in Bewegung setzte, ohnmächtig war; — und dennoch war Norwegen nichts als eine dänische Provinz, die von Kopenhagen aus, der Metropole des ganzen Staates, nach dänischen Gesetzen regiert wurde; und trotz allen diesem, trotz der Sucht nach Konstitutionen, nahm die Mehrzahl des Volkes, — mit Ausnahme derer, die selbst steigen wollten, die Konstitution nur ungern an, und wäre lieber unter der unumschränkt-monarchischen Regierung geblieben.

Norwegen war im 19ten Jahrhundert, so lange es noch zu Dänemark gehörte, dem Areal nach der Hauptbestandtheil dieses Staates, denn von den $8{,}245^{04}$ Q. Meilen, die derselbe nach genauen Berechnungen enthielt, gehörten nicht weniger als $5{,}798^{60}$ Q. Meilen oder $70\frac{3}{10}$ p. Ct. des Ganzen, zu Norwegen; — und ist dies auch ein unumstößlicher Beweis, daß hier zwar die Hauptmasse des Staatsareals (über $\frac{7}{10}$ desselben) vereinigt war, nicht aber daß Norwegen auch die Hauptmacht des Staates ausgemacht hätte: und zeigt wieder die große Wahrheit des alten Satzes, daß nicht die Mehr- oder Minderzahl der Quadratmeilen allein die Macht eines Staates bestimmt, sondern ihre Beschaffenheit und ihre Bevölkerung. Ist beides gut, dann erst wird eine große Ausdehnung ein Vortheil des Landes, so war es aber hier nicht, vielmehr schwächte Norwegens Besitz das Hauptland, denn durch das Meer von der Metropole getrennt, bot es bei einer sehr sparsamen Bevölkerung auf einer großen Ausdehnung noch lange nicht die Hülfsmittel an Menschen und Geld zur Vertheidigung dar, wie sie das eigentliche Dänemark be-

saß, und ihm folglich keine besonders werthe Besitzung seyn konnte, da Norwegen sich höchstens selbst vertheidigen und nur gar selten Truppen nach Dänemark entsenden konnte.

Diese Verhältnisse werden stets bei allen schwach bevölkerten Ländern statt finden, und immer ist es und wird es ein sicheres Zeichen seyn, daß ein schwach bevölkertes Land, entweder einer höhern Kultur unfähig, oder doch noch in der Kindheit derselben befindlich ist, was in ersterer Hinsicht wohl Norwegen und in letzterer Spanien (zur Zeit der Araber) am richtigsten beweisen möchten. — Dagegen betrug im Jahre 1801 die gesammte Bevölkerung des Königreichs Dänemark in Europa 2,354,962 Menschen, von denen aber nur 883,026 Menschen, oder 37½ p. Cent. des Ganzen auf Norwegen kamen, so daß es also in Hinsicht der Bevölkerung noch nicht $\frac{3}{10}$ des ganzen Staates ausmachte. Rechnet man aber von dem damaligen dänischen Staate die Feröer-Inseln, Island und Norwegen als bloße Außenwerke und Nebenländer ab, so bleiben für denselben noch als eigentliche Hauptländer 1000^{70} Q. Meilen mit 1,419,462 Menschen übrig; und in diesem Areal waren dann im Durchschnitt auf der Q. Meile 1418 Menschen; so hatte Norwegen, mit seinen 152 Menschen zu derselben Zeit auf der Q. Meile, in allem nicht mehr als 10 bis 11 p. Cent. der Bevölkerung von den Hauptländern. — Weitere amtliche Zählungen über die Einwohnerzahl des Staates, so lange er im 19ten Jahrhundet vereinigt war, fehlen.

Norwegen hatte unter dänischer Herrschaft keine eigne National-Armee, sondern seine Eingebornen wur-

den unter die königlich dänische Armee, die theilweise in Norwegen garnisonirte, vertheilt. — Die ganze Armee stand unter dem dritten der höchsten dänischen Reichs-Kollegien, und zwar unter dem Generalitäts- und Kommissariats-Kollegium, und dies sorgte 1805 und auch noch im Jahre 1811 für das Kriegswesen, namentlich für die Besoldung, Verpflegung, Rekrutirung und Magazine der Armee, oder überhaupt für das ganze Kriegswesen, und hatte seinen Sitz zu Kopenhagen. — Die dänische Landarmee wurde ansehnlich genannt, und im Jahre 1805 auf 75,000 Mann theils Eingebornen theils Angeworbenen angegeben; von ihnen machte die Kavallerie gegen 11,000 Mann aus, was, wenn es richtig gewesen wäre, etwas viel betragen hätte, denn wenn es auch nur der 6te Theil oder 11⅔ p. Cent der ganzen Armee wäre, auf deren übrige Waffengattungen, Infanterie, Artillerie ꝛc. dann nur 64,000 Mann oder 85⅓ p. Cent kämen; so hatte doch auch Dänemark keine zahlreiche Reiterei nöthig, indem der größte Theil des Staates aus Inseln oder gebirgigen, kalten Ländern bestand, welche die Unterhaltung einer so zahlreichen Kavallerie eben so unnütz als schwer und kostbar machten. Ueberhaupt scheint die ganze Angabe zu hoch.

Von diesen Landtruppen lag die Hälfte, also 34,000 Mann, in Norwegen. Unter dem Fußvolk dieser 34,000 Mann war auch ein Regiment von Schlittschuhläufern, „Skülöbere", das aus 600 Mann bestand. Die Schlittschuhe desselben bestanden, und bestehen wohl auch noch aus schmalen 6 Fuß langen Brettchen, die unten mit Seehundsfellen überzogen sind. Diese, der norwegischen Armee ganz eigenthümliche Truppengattung, die

nicht eine theoretische Spielerei, sondern das Resultat praktischer Erfahrungen genannt werden kann, ist ganz auf die Eisfelder Norwegens und Schwedens berechnet, und hier so nützlich, wie sonst überall in Europa (den Norden Rußlands etwa abgerechnet) unbrauchbar. —

Nach Herrn Adam Müller wurde späterhin, und zwar seit dem gewaltsamen Angriff von Seiten Englands, die Einrichtung gemacht, daß im Nothfall 170,000 Mann aufgestellt werden konnten; doch ist diese Angabe beinahe unglaublich. Eben so wenig begründet dürfte folgende Angabe des Herrn Stein erscheinen, nach welcher die dänische Armee im Jahre 1809 betragen haben soll:

I.	Infanterie:	91,400	Mann,
II.	Kavallerie:	8,935	„
III.	Artillerie:	7,000	„
	Summa:	107,335	Mann,

ohne die Offiziere, und die Garnison- und Invaliden-Kompagnien. Letztere rechnet man nur wie Offiziere und Spielleute mit 4 p. Cent des Ganzen.

Bei der Bevölkerung vom Jahre 1801 mit 2,354,962 Menschen, waren die obengedachten 107,335 Mann der 21ste Theil oder $4\frac{6}{11}$ p. Cent der ganzen Bevölkerung (40,245 Mann für Norwegen), bei 112,701 Mann aber, incl. der Offiziere, Spielleute und Garnison- und Invaliden-Compagnien der 20ste Theil oder $4\frac{9}{11}$ p. Cent derselben (42,258 Mann für Norwegen). Bei 8,245°* Q. Meilen, die das Reich im Jahre 1801 enthielt, kämen, nach Müller, im Durchschnitt auf die Q. Meile zu stellen: bei 170,000 Mann $20\frac{3}{5}$ Mann; bei 107,335 Mann nur $13\frac{1}{7}$ Mann, und bei 112,701 Mann wieder $13\frac{13}{20}$ Mann; wird aber zu der letzten dieser Massen

noch die Marine, die selbst nach der brittischen Invasion im Jahr 1807 gewiß noch 6,299 Mann betrug, dazu gerechnet, so erhält man für die ganze bewaffnete Macht zu Lande und zur See mit Ausschluß der unregelmäßigen Jägerkorps und der Bürgermilizen, 119,000 Mann; diese wären denn der 19te Theil oder $5\frac{6}{11}$ p. C. (44,620 Mann für Norwegen) der ganzen Bevölkerung vom Jahre 1801 gewesen, wovon auf jede Q. M. des Reiches im Durchschnitt $14\frac{46}{103}$ Mann zu rechnen waren.

Von unregelmäßigen Truppen wurden im Jahre 1809 noch 5 Jägerkorps in Dänemark und 1 Jägerkorps in Norwegen, zusammen 6 Jägerkorps; ferner die Bürgermilizen in Kopenhagen (über 4,000 Mann stark und sehr gut organisirt und exerzirt) Helsingör, Rendsburg und Friedrichswerk errichtet. — Zur Bildung künftiger Krieger dienten 1809 die Landkadetten-Akademie und Artillerie-Schule zu Kopenhagen und die Militair-Schulen zu Kiel, Rendsburg und Christiania (letztere als die einzige, schon im Jahre 1805 bestehende militairische Lehranstalt in Norwegen). — Diese hatte schon im Jahre 1805 eine noch jetzt bestehende Pulvermühle, und zu Moß war 1811 eine Kanonengießerei, die aber auch noch gegenwärtig beschäftigt ist. —

Als Hauptfestungen des Staates galten sowohl 1805 als 1811 Kopenhagen, Kronenburg, Nyburg und Friedericia; 1805 wurden noch Korsör und Fladstrand, und 1811 noch Glückstadt und Rendsburg von den Geographen dazu gezählt; so daß demnach Norwegens Festungen nicht unter die Hauptfestungen des Staates gerechnet wurden.

Die Unterhaltung des Heeres nach dem Armee-

Etat vom Jahre 1809 soll in Friedenszeiten, die für seine große Anzahl unglaublich geringe Summe von nur 3 Millionen Gulden gekostet haben; und entweder muß diese Angabe unrichtig seyn, oder der Armee-Etat im Frieden unendlich weniger Mannschaft als die oben angegebenen Zahlen erfordert haben; denn wenn im Durchschnitt der Soldat von allen Waffengattungen, mit Einschluß der Kosten, die durch die Unterhaltung des Artillerie- und Genie-Materials, der Waffen, der Festungen, der Küsten-Vertheidigung auch nur 150 Gulden kostete, was gewiß eher zu wenig als zu viel ist, und wobei wir nur auf die damals in Dänemark herrschende Wohlfeilheit aller Lebensmittel und anderer Gegenstände Rücksicht nehmen, so ließen sich von obengedachter Summe höchstens 20,000 Mann, oder gar 14,000 Mann weniger, als nach der mäßigsten Angabe nach dem Armee-Etat von nur 75,000 Mann in Norwegen gehalten wurden, unterhalten. — Daher glauben wir mit Bestimmtheit, daß der Armee-Etat nie in 75,000, 170,000 oder in 107,335 Mann, sondern auch für den Fall eines Krieges höchstens in 50,000 Mann bestand. Nur dann läßt sich für möglich annehmen, daß die Unterhaltung der Armee im Frieden 3 Millionen Gulden kostete (so daß im Durchschnitt davon auf jeden der im Jahre 1801 vorhandenen Einwohner nur 1 Gulden 16 Xr., und auf ganz Norwegen, wenn es nach demselben Verhältnisse zu dieser Summe beitrug, im Ganzen nur 1,124,894 Gulden 35 Xr. kamen, was selbst damals schon im Verhältniß mit andern Staaten außerordentlich wenig ist).

Die ganzen Einnahmen Dänemarks aus Europa, doch mit Ausschluß des Sundzolls, betrugen im Jahre

1805: 6,604,000 Thaler und (es sind immer 2 Thlr. für 3 Gulden zu rechnen) zu diesen Staatseinkünften trug Norwegen aber nur 1,600,000 Thaler oder nur $24\frac{376}{1651}$ p. Cent des Ganzen bei; im Jahre 1811 trug Norwegen aber zu den gesammten Staatseinkünften aus Europa, excl. dem Sundzoll, die in 9,075,000 Gulden bestanden, gar nur noch 1,725,000 Gulden oder $19\frac{1}{121}$ p. Cent bei; so kam es denn auch, daß nach der Bevölkerung vom Jahre 1801 zu gedachtem Staatseinkommen aus Europa, excl. Sundzoll, jeder Däne und Norweger im Jahre 1805: 4 Flor. 12 Xr., 1811: 3 Flor. 51 Xr. im Durchschnitt beitragen sollte; daß aber jeder Däne, excl. den Norwegern, im Jahre 1805: 5 Flor. 5 Xr., 1811: 4 Flor. 59 Xr., und jeder Norweger im Jahre 1805: nur 2 Flor. 43 Xr., 1811: nur 1 Flor. 57 Xr. gab; so daß im Jahre 1805 jeder Norweger 1 Flor. 29 Xr. weniger Abgaben entrichtete, als er verhältnißmäßig eigentlich entrichten sollte, weshalb er denn auch, da ihn die übrigen Dänen übertragen mußten, auch 2 Flor. 22 Xr. weniger als jeder andere Däne gab. — Im Jahre 1811 gab er aber gar nur 1 Flor. 54 Xr. weniger, als er nach dem Durchschnitte des ganzen Staates zu entrichten hatte, und daher 3 Flor. 2 Xr. weniger als der Däne.

Im Jahre 1805 belief sich nach Herrn Adam Müller die gesammte Staatseinnahme des Königreichs Dänemark in und außer Europa auf 8,804,000 Thaler und im Jahre 1811 nach Herrn Stein nur noch auf 10,875,000 Gulden, so daß sie sich seit dem Jahre 1805 bis 1811 um 1,554,000 Thaler oder $17\frac{1}{2}$ p. Cent vermindert hatte. — Die Staatsschulden betrugen im Jahre 1805: 16 Millionen Thaler und 1811: 29 Mil-

lionen Gulden, und hatten also um 5 Millionen Gulden oder 3,333,333$\frac{1}{3}$ Thaler zugenommen.

So trug denn Norwegen, wenn auch die Hälfte des Sundzolls, der dem Staate im Jahre 1805: 700,000 Thaler und im Jahre 1811: 900,000 Gulden einbrachte, zu den aus Norwegen fließenden Staatseinkünften gerechnet wird, nach Verhältniß seiner Volksmenge und noch mehr nach Verhältniß seiner Größe unendlich wenig zu den gesammten Staatseinkünften bei; denn wenn wir annehmen, daß es nach dem Verhältnisse seiner Einwohnerzahl zu der Unterhaltung der Armee im Jahre 1809, wie schon oben gesagt worden ist, nur 1,124,894 Gulden 35 Xr. gab; so blieben im Jahre 1811 von den ganzen norwegischen Staatseinkünften (immer excl. Sundzoll, der auch bei den dänischen nicht berechnet worden ist) von 1,725,000 Gulden, nur noch 600,105 Gulden 25 Xr. für alle anderen Ausgaben übrig. Dem Civil-Etat verblieben also von der ganzen Staatseinnahme nur 34$\frac{32}{41}$ p. Cent, wovon die Civil-Verwaltung, die Verzinsung der Staatsschuld, der Königliche Hofhalt rc. rc., zu dem Norwegen doch billigerweise auch beitragen mußte, bestritten wurden; während der eine so geringe Summe betragende Armee-Etat 65$\frac{8}{41}$ p. Cent der ganzen Staatseinnahme verlangte. — So waren also die von Norwegen im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl zu gebenden Kosten zur Armee (1,124,894 Gulden 35 Xr.) nicht allein nicht hinreichend, um 34,000 Mann in Norwegen zu unterhalten, sondern diese Summe wäre nicht einmal hinreichend, wenn auch noch der ganze Civil-Etat mit dazu verwendet worden wäre. Es mußten daher gewiß noch bedeutende Summen aus dem eigentlichen Däne-

mark dahin gesendet werden, da 34,000 Mann, die nach Herrn Adam Müller daselbst stehen sollten, nebst den andern militairischen Ausgaben, den Mann zu 150 Gulden (wie oben) gerechnet, jährlich wenigstens 5,100,000 Gulden erforderten. Hieraus erhellt, daß 3 Millionen für den ganzen dänischen Armee-Etat, entweder viel zu wenig sind, oder derselbe weit geringer seyn mußte, als ihn die Herrn Müller und Stein angeben.

III. Norwegens Vereinigung mit Schweden und Grundzüge der norwegischen Verfassung, in so weit dieselben das Kriegswesen betreffen.

Der König von Schweden war, nach einer für den Vortheil seines Staates sehr weisen Politik, während des Krieges zwischen Frankreich und Rußland im Jahre 1812 neutral geblieben, hatte sich aber im folgenden Jahre dem allgemeinen Bunde gegen Napoleon angeschlossen, und dafür Norwegen als Entschädigung für Finnland zugesichert erhalten. Obwohl nun dieses Königreich auf seine eigene Hand sich mit bewaffneter Macht der Vereinigung mit Schweden zu widersetzen versuchte, so mußte es doch der Uebermacht nachgeben, worauf denn, nach dem Vergleich vom 20sten Oktober des Jahres 1814, die wirkliche Vereinigung Norwegens mit Schweden erfolgte, nachdem Norwegen seit der Revolution 1668 dem dänischen Szepter unterworfen gewesen war. Norwegen erhielt eine ganz eigenthümliche Verfassung, welcher die Hauptidee zum Grunde lag, daß die Norweger nicht sowohl schwedische Unterthanen,

son-

sondern vielmehr als ein für sich bestehendes Ganze von dem König von Schweden beherrscht werden sollten. Nach diesem Grundgesetze, gegeben in der Reichsversammlung zu Eidswald den 17ten Mai 1814, erhielt der König das Recht, den Beschluß, den er für den nützlichsten für den Staat hält, auszuführen. Die Vorstellungen über die Besetzung der Aemter und andere wichtige Sachen (ausgenommen diplomatische und eigentlich militairische Kommandosachen) sollen im Staatsrathe von den Mitgliedern vorgetragen werden, zu deren Fache sie gehören, und die Sachen werden von ihnen, dem im Staatsrathe gefaßten Beschlusse gemäß, expedirt. — Alle vom Könige selbst ausgefertigten Befehle (mit Ausnahme der militairischen Kommandosachen) sollen von dem norwegischen Staatsminister kontrasignirt werden; und endlich ist jeder Staatsbürger verpflichtet, eine gewisse Zeit lang sein Vaterland zu vertheidigen.

Auch nach der den 6ten August 1815 von den Ständen des schwedischen Reichs und dem Storthinge Norwegens geschlossenen Reichsakte hat der König das Recht, Krieg anzufangen, muß aber das Bedenken der norwegischen Regierung einholen, und dann die Sache im Staatsrathe überlegen, wozu, wie bei allen Gelegenheiten, die beide Reiche betreffen, auch der norwegische Staatsminister und die beiden norwegischen Staatsräthe, die dem König folgen, gezogen werden, was alles zusammen nur eine nochmalige Bestätigung der obigen Vorschriften ist. — Auch führt, durch das königliche Dekret vom 30sten November 1814, der königliche Statthalter in Norwegen zu Wasser und zu Lande den höchsten Befehl, und von den 6 Departements des nor-

wegischen Staatsraths ist das 6te für die Kriegsverwaltung oder für den Köng bestimmt, und ein Staatsrath ist Chef und Referent in demselben.

Im Ganzen möchten sich aber alle diese Vorschriften mit Herrn Hassel in die Worte zusammen drängen lassen: „der König hat die Ernennung sämmtlicher Militairbeamten, die er nach vorgängiger Berathschlagung mit dem Staatsrathe entfernen kann: er hat dann den Oberbefehl über des Reiches Land- und See-Etat, das Recht, Truppen zusammen zu ziehen, Krieg anzufangen, Frieden zu schließen, Verbindungen einzugehen und aufzuheben, Gesandte zu schicken und anzunehmen.

(Schluß folgt.)

VI.

Ueber die Natur des Krieges in Spanien bei seinem Ausbruche (1807).

(Fragment eines Manuskripts, durch die Güte des Herrn Verfassers — eines spätern Augenzeugen — der Redaktion mitgetheilt).

(Mit zwei Tabellen.)

— — — Ein Krieg gegen Spanien wird gewöhnlich bald ein innerer, und mit der Nation geführt; indem also die strategischen Betrachtungen hierauf beruhen müssen, so würde eine Abhandlung über die Grenzen, und über die offensive und defensive Lage Spaniens ꝛc. überflüssig seyn.

Eine Seemacht mußte bei dem Kriege in der meerumflossenen Halbinsel, welche überall Landungsplätze darbietet, von äußerster Wichtigkeit werden; und Englands Hülfe wurde daher auch in diesem Betracht von größter Bedeutung, besonders, da gerade einige der durch den Geist der Einwohner gefährlichsten Provinzen am Seegestade liegen. Fangen wir in Osten, bei Katalonien an. Diese Provinz mit einer hartnäckigen Volksmasse,

in einem so äußerst durchschnittenen Terrain, war mit festen Punkten übersäet, nach deren beschwerlicher Ueberwindung man nur den Fleck hatte, worauf man stand, denn alles Umgebende war Feind. Jeder Fels oder Berg wurde von Zeit zu Zeit ein fester Platz, von welchem man den Feind verdrängen mußte, der dann hinter tiefen Abgründen wieder ähnliche Punkte fand, oder sich nach Hause zu seiner Arbeit begab, um den folgenden Tag von neuem das Gewehr zu ergreifen. In jeder rothen Mütze hatten die Franzosen einen Feind, der in einem Augenblick den Pflug oder Spaten verließ, um mit seinem Karabiner auf sie zu schießen, und dann wieder ruhig arbeitend erschien.

Valencia rüstete, so lange der Krieg nicht in seinem Herzen war, Truppen auf Truppen aus, um sie als Hülfe den benachbarten Provinzen zu senden, und wimmelte schnell von Partheien, als Suchet nach der Eroberung der Hauptstadt glaubte, es sey nun Alles beendigt. Wie in diesem durchschnittenen Lande, so geschah es auch in den Gebirgen Murcias. Andalusien blieb unter den Franzosen am meisten ruhig, die es deswegen auch vorzugsweise nur ihre Provinz nannten. Aber die Gebirge von Ronda, durch das nahe Gibraltar unterstützt, waren ein Punkt, welchen sie nie besaßen.

Portugal, eben so durchschnitten wie Katalonien, und noch mit weit weniger Kommunikationen, zeigte wegen der größeren Entfernung auch größere Hindernisse. Dieser lange Küstenstrich, welcher alle französische Unternehmungen nach dem Süden und Osten der Halbinsel in Rücken und Flanke bedrohte, wurde der Exerzirplatz der englischen Armee und ihr großes Werbhaus. Das englische Geld schuf Armeen, wo die Franzosen

nur Feinde fanden, da sie nichts brachten, aber Alles verlangten *).

Galizien, der äußerste Winkel der Halbinsel in Rücksicht der Kommunikation Frankreichs mit dem Süden Spaniens, öffnete den Engländern eine hafenvolle Küste, und setzte den Franzosen ein zahlreiches braves Gebirgsvolk entgegen. Ein Feind muß hier, wie in Portugal, verhungern, wenn er die Nation nicht für sich hat: denn die Häuser sind in Galizien zerstreut, und der Wege sehr wenig, und auch das nur für Maulthiere und Pferde.

Asturien und Sant Ander, obgleich näher der französischen Kommunikationslinie, boten ähnliche Schwierigkeiten als Galizien dar.

Bizkaya, ganz zum kleinen Kriege geschaffen, blieb dennoch die ruhigste Provinz, weil es zu nahe an Frankreich liegt, und zu viel Bequemlichkeit des Lebens kennt.

Nun ein Wort über die innern Provinzen.

Navarra zeigte durch viele Guerillas, und besonders durch seinen einzigen Mina, was ein Gebirgsland mit braven Einwohnern thun kann.

Vom Fuße der Pyrenäen breitet sich in Aragon eine große Ebene bis jenseits des Ebro aus. Zum kleinen Kriege ist in dieser Provinz nur ihr Antheil der Pyrenäen, und gegen Südwesten der Moncayo nebst der sich nach Valencia ziehenden Gebirgskette geeignet. Der allgemeine Widerstand der Aragonier konnte sich deswegen im Innern auch nur in einer großen Heldenthat, wie die Vertheidigung von Zaragoza, zeigen.

---

*) Die baare Bezahlung der Lebensmittel, durch die französische Armee im Kriege von 1823, trug nicht wenig zu dessen glücklicher Beendigung bei.

vorzüglich Schuhen, zu erhalten, bietet Spanien kein Hülfsmittel dar, und alles muß der Eroberer von außen holen. Ein Krieg in Spanien von langer Dauer wird also höchst schwierig, wozu der Mangel an Kundschaftern nicht wenig beiträgt. Aber auch der des Wassers ist kein kleiner Feind für die Ausländer, denn der Spanier kann einen ganzen Tag, ohne zu trinken, die brennendste Sonnenhitze aushalten, welches einen Fremden tödten würde. In manchen Distrikten giebt es wenige, sparsame Quellen und Brunnen, die nur den Einwohnern bekannt sind.

Der Spanier hat also nur Waffen und Munition nöthig, um in seinem Lande einen ewigen kleinen Krieg zu führen; denn er findet hier Lebensmittel, die jeder andere Europäer verschmäht, oder nicht zu finden weiß *). Um mich kurz zu fassen, der Eroberer Spaniens hat ein halbafrikanisches Land zu besetzen, denn es durchziehen, neue Verwaltungsbehörden einrichten, und sagen: nun bin ich Herr davon, ist verlorne Arbeit.

Napoleon machte in Spanien einen großen Mißgriff, denn ohne Gefahr für seine weitern Pläne hätte er Ferdinand auf dem Throne lassen können, da er von den spanischen Bourbons nichts zu Gunsten der französischen zu fürchten hatte, von welchen sie nur noch den Namen führten.

Napoleon beraubte sich durch die Entführung der Könige selbst des Mittels, die um sich greifende Revolution zu dämpfen; denn bei der Nation war nun keine Stimme rechtmäßig, die Frieden predigte, und zum Frie-

*) Wurzeln und Beeren befriedigen den Spanier, und eine Hand voll Eicheln sättigt ihn.

den rieth. Alle Entsagungsakten waren ihr illegal, denn jeder Bauer, welcher vorher nie von Rechten der Cortes hatte reden hören, hing fest an dem Glauben, Ferdinands Entsagung, ohne Beistimmung der Cortes, sey nichtig. Ferdinand VII. war 1789 durch die Cortes als Prinz von Asturien anerkannt, und hatte, wie Carl VI., die Fueros der Nation beschworen; alles andere nicht auf ähnliche Weise Geschehene war ungültig. Die Nation trat in die Rechte ihrer angestammten ursprünglichen Kraft, und kein Traktat, durch Gefahr des Thrones herbeigeführt, konnte ihren Gang zurückhalten. Keine Abtretung des Volks an andere Herrscher galt, und Zerstörung oder gänzliche Unterjochung durch schwerere Macht wurde nun das Ziel des Kampfes.

Die hohen Beamten aller Klassen sahen die Revolution, als gegen ihren Standpunkt und ihre Autorität gerichtet, an, und trieben zwischen der Furcht, ihre Stellen zu verlieren, und dem Wunsche, von der neuen Regierung höhere zu erhalten. — Die hohe Geistlichkeit und der hohe Adel, welche in alten Zeiten ihres Interesses wegen aktiven Theil an allen Veränderungen nahmen, hatten jetzt den Zweck der Erhaltung dessen, was sie besaßen. — Unter den höhern Offizieren der Armee gab es viele Hofleute, denen es an genugsam frischer Seele fehlte, sich in dem Chaos von Kraft und Schwäche, welches in solchem Wirbel entsteht, einen Wirkungskreis zu schaffen, oder gegen den Drang der Thaten sich in ihrem Posten zu erhalten.

Diese ganze zähe zusammenhängende Masse der höhern Geistlichkeit, des Adels und der höhern Beamten war der Revolution entgegen, und erschien im Anfang völlig passiv; nachher aber, als der Strom Alles

hinriß, da trachtete sie, die Leitung der Volkskraft nicht aus ihren Händen zu lassen, und die Aristokratie strebte, die Demokratie wieder in ihren alten Weg zurück zu drängen. Neben dem offenen Kriege gegen die Eroberer hatte die Nation also noch den innern zwischen Volkskraft und Aristokratie zu bestehen, und viele hoch verdiente Patrioten fielen als Opfer dieses Zwistes; wie ehemals hielten auch jetzt die Kommunen (Städte) treu an ihrem Könige.

Die Franzosen nannten diesen Krieg einen fanatischen, durch die Geistlichkeit Spaniens erregten, weil sie sich schämten, ihn dem vereinigten Unwillen der spanischen Nation zuzuschreiben. Vom Religionskriege hat er aber nichts als einige Geistliche mit Kruzifixen in den Händen, welche die Streiter anfeuerten, und das ist doch wohl in einem Volkskriege nicht sonderbar, besonders wenn es Spanier sind *). — Godoy hatte von der Geistlichkeit unangefeindet die heiligsten Schätze verschleudert; vielmehr wurde er noch kurz vor der Revolution von ihr bis zum Ekel gehuldigt, und seine Büste sogar auf dem Altar neben den gekreuzigten Heiland gestellt. Hätte er alles Gute gethan, was er konnte, so wäre sein Vaterland jetzt glücklich und ohne Revolution, allein er dachte nur an sich, und mußte er neben dem Gekreuzigten stehen, so konnte man ihm doch nur die linke Seite einräumen. — Ein großer Theil des hohen Klerus waren Godoy's Kreaturen und Schmeichler, und Tausende von Geistlichen predigten

---

*) Erregte der Krieg der nordischen Nationen gegen Napoleon doch auch ähnliches Religionsgefühl, welches sogar noch nachher in Frömmelei ausgeartet ist.

weder offen noch heimlich zum Kreuzzuge; im Gegentheil sie arbeiteten dagegen. Aber dennoch gingen ihre Pfarrkinder die große Bahn der Nation, denn auch kein Dorf hat Ausnahme gemacht, obgleich die Geistlichkeit oft französisch gesinnt war. Wo diese mithalf, da trieb sie das Nationalgefühl rascher vor sich her, und arme Prediger und Ordensgeistliche hatten hieran den meisten Antheil.

Je größer aber die Macht des zu bekämpfenden Feindes, desto größer ist der Ruhm der Spanier, die zuerst die seit dem 30jährigen Kriege in Schnörkeleien verlorne Wahrheit wieder lebendig machten: eine Nation, die will, ist unüberwindlich. — Das übrige Europa verstummte vor dem Zorn des gewaltigen Korsen, und nur in einigen Nationen regte sich noch etwas wie Kraft. Es war der göttliche Funke der Unabhängigkeit, der vor dem Erlöschen von wenig Männern angefacht, um sich greifend wieder erwärmende Flammen gab. Napoleon, das Werk einer Nation in übervoller Gährung, vergaß stolz seine Geburt, verachtete was ihm Kraft gegeben hatte, verließ den Geist des Jahrhunderts, und mußte diesem unterliegen. — Aber ehe noch alles dieses geschah, ehe noch irgend ein Geräusch sich gegen das Machtwort des Eroberers hören ließ; wie noch der ganze Erdball nur vom Rufe des Unüberwindlichen erfüllt war: erhoben sich die Spanier zuerst gegen ihn, wie die alten Germanen gegen Augustus ganze Macht.

Der Norden war durch Niederlagen betäubt. England erntete nach mehr als 100 Jahren den vollen großen Preis seiner konstitutionellen Freiheit; es widerstand noch, aber es bebte, und verdankte nur dem Meere

seine Unabhängigkeit. Man denke sich die stolze Insel durch eine Landenge mit dem Kontinente vereinigt, und frage sich, was sie geworden wäre! — Einige Schlachten, einige zerstörte Städte (im Fall die Fabriken Widerstand geleistet hätten) würden Frieden herbeigeführt haben, oder eine neue Konstitution, so wie sie Napoleon machte, hätte das Volk gegen die Aristokratie gewonnen. — Zu einem 7jährigen Vernichtungskriege war nur der Spanier fähig; frugal und abgehärtet verläßt er seine Häuser, wie der Maure seine Zelte; Niederlagen schlagen ihn nicht nieder, und am Tage der größten ruft er noch stolz: gestern war ich brav *), und erscheint wieder zum Streite.

Die Armee der Spanier nach dem Etat bestand aus folgenden Truppen:

Die königlichen Garden, aus Garde du Korps, Karabiniers, spanischen und Wallonen-Fußgarden zusammengesetzt, machten 1600 Pferde und 6529 Mann Infanterie aus.

35 Linien-Infanterie-Regimenter, 4 ausländische, 6 Schweizer und 12 leichte, zusammen 141 Bataillone, sollten 71,895 Mann stark seyn.

Die Kavallerie bestand aus 12 Linien Regimentern, 8 Dragoner-, 2 Jäger- und 2 Husaren-Regimentern, welche zusammen in 120 Schwadronen 16,040 Pferde enthalten sollten.

Die Artillerie zählte 4 Regimenter oder 8 Bataillone, nebst 6 Kompagnien reitender Artillerie, zusammen 5878 Mann zu Fuß und 558 zu Pferde.

---

*) Der Spanier sagt nie von einem braven Soldaten anders, als: den Tag war er brav.

Hierzu kommen noch 2 Bataillone Sapeurs und Mineurs von 1020 Mann.

Spanien hatte überdies (und hat sie noch jetzt) 42 Miliz-Regimenter, welche 39229 Mann stark sind, und die völlig wie Linientruppen verwendet werden.

Das Invaliden-Korps bestand aus 41 Kompagnien und von 83 fixen Kompagnien bestanden 62 aus Artilleristen, Veteranen, und 21 wurden zur Verfolgung der Kontrebandisten und Verbrecher gebraucht, welche Bestimmung auch 2 Schwadronen hatten.

Allein diese Armee war weit davon, vollzählig zu seyn, denn es gab Bataillone von 150 Mann, und Kavallerie-Regimenter mit 200 Pferden; so wie die meisten Miliz-Regimenter nur 6 bis 700 Mann zählten. Die ganze spanische Armee bestand also aus ungefähr 100,000 Mann, wovon man noch einige Regimenter in Amerika abrechnen muß. Von dieser Macht waren 9000 mit Romana im Norden, wozu noch 6000 aus Hetrurien stießen; 10,000 Mann in Portugal, denn Solano war schon in Spanien zurück; 14,000 Mann Besatzungen in den Balearischen Inseln, den Plätzen Afrika's und Kanariens; so daß also bei Ausbruch der Revolution sich nur etwa 60,000 Mann im Lande befanden. Und von diesen wurden noch die Garnisonen von Madrid und Barcelona, nebst vielen andern Abtheilungen, die mitten unter den Franzosen waren, unnütz; 2 Schweizer-Regimenter traten auch in französische Dienste. Es standen der Nation also im Ganzen höchstens 40,000 Mann zu Gebote, deren Befehlshaber nicht alle dachten wie sie, und in deren Instruktion eine große Verwirrung herrschte.

Artillerie gab es genug in allen den Spaniern noch

gehörigen Seeplätzen, Ferrol, Cadix, Karthagena 2c. so wie auch in Sevilla. Indeß nichts war bereit um ins Feld zu rücken. Es fehlten Laffeten, Munitionskarren, Schmieden 2c., welches in Spanien nichts Kleines ist, da nur die größten Städte Arbeiter besitzen, diese zu verfertigen. Das übelste aber, und für andere Nationen gewiß abschreckendste war, daß in manchen Provinzen gänzlicher Mangel an Gewehren herrschte; denn die Fabriken von Plasencia und Toledo befanden sich in den Händen der Feinde, so wie das wichtige Barcelona nebst allen seinen großen Hülfsmitteln. -

Die Festungen befanden sich im schlechtesten Zustande, und manche zeugten noch vom Erbfolgekriege. Die schöne Marine zählte nur noch 16 bewaffnete und 26 unbewaffnete Linienschiffe, 5 bewaffnete, und 25 unbewaffnete Fregatten, und 62 kleinere bewaffnete und 98 unbewaffnete Fahrzeuge.

Die französische Armee in der Halbinsel bestand bis Ende Juni 1808 aus ungefähr 125,000 Mann, wovon 20,000 mit Junot in Portugal. Diese Armee hatte 16,000 Mann Kavallerie und einen kompletten Train von 190 Stücken. Vom ersten Juli bis Ende des Jahres marschirten aber 111,000 Mann Infanterie, 23,000 Mann Kavallerie und ein Feldtrain von 169 Stücken nach Spanien. Eine ungefähre Uebersicht der französischen Streitkräfte auf diesem Theater, nach dem kleinsten Maßstabe, giebt beiliegende Tabelle und zeigt zugleich ihren Verlust.

Mächtig geholfen hat nun England allerdings in diesem Kampfe, und hat sogar den Ausschlag gegeben;

aber ohne Spanien konnte sich keine englische Armee zum Siege bilden, trat, wie nur für sie geschaffen, kein Wellington ruhmvoll in die Bahn gegen Napoleon. Die englischen Truppen nach den Feldzügen in den Niederlanden, verachtet auf dem Kontinent, wurden in Spanien das, was sie Ferdinand dem Braunschweiger im 7jährigen Kriege waren: tüchtige Fanghunde gegen den Stier, wenn er durch andere schon abgemattet war. Der Spanier, auch ohne den Engländer, hätte den Stier nie ruhen lassen; die Engländer ohne Spanier wären auf seinen Hörnern verblutet. Hätten 40 bis 50,000 Engländer wohl so lange 250,000 Franzosen unter Napoleon widerstanden? — Gewiß nicht! Und höchst ungerecht sind fast alle Urtheile der Engländer, selbst der Feldherrn in diesem Kriege, über die Spanier. Der Insulaner verachtet alles, was nicht so erzogen und gepflegt ist; wo das Kleid nicht gut ist, wo richtige Bezahlung, das Rindfleisch, der Rum fehlt, da sieht er nur verächtliche Krieger, die er hohen Muthes nicht fähig hält.

Dem Spanier fehlten einige tüchtige Feldherrn, aber spanische, um selbst den wohlgekleideten und genährten Engländern Bewunderung abzuzwingen. So aber werden ihm nur seiner Generale Fehler und ihre freilich oft unverzeihliche Eifersucht gegen die Bundesgenossen vorgeworfen. Von seiner Ausdauer spricht man nicht. — An der Tafel des Lords Wellington sprachen einst die Engländer von der schlechten Haltung der spanischen Soldaten. Der spanische General Zayas war zugegen, und versetzte: Meine Herren, diese selben Soldaten ohne Schuh und Halsbinden ꝛc. waren die Vertheidiger von Ferrol, Tenerifa und Buenos-

Ayres *). Wellington, zu groß, um nicht bei solcher passenden Antwort den englischen Stolz zu unterdrücken, sagte: Meine Herrn, Sie haben die Lektion verdient.

---

*) In Ferrol wurde eine starke Landung der Engländer, und in Tenerifa die des Lords Nelson gänzlich, und mit starkem Verlust zurück geschlagen. In Tenerifa verloren die Engländer viele Gefangene, und in Buenos-Ayres ein ganzes Korps, welches die Stadt schon genommen hatte.

VII.

VII.

Miszellen.

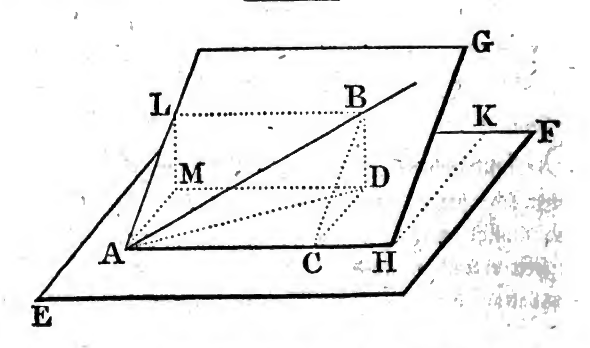
1. Beitrag zur militairisch-topographischen Zeichnungslehre.

Die militairisch-topographische Zeichnungslehre ist dadurch sehr bereichert worden, daß für die verschiedenen Abdachungen der Berge (Gradationen) gewisse Bezeichnungen erfunden und eingeführt wurden, aus denen die Gradation der geneigten Flächen (wie man die Berglehnen zu nennen pflegt) auf den bloßen Anblick zu erkennen ist. Man hat dabei als zweckmäßig erachtet, für Pläne und Karten in größeren Maßstäben 9 verschiedene Gradationen anzunehmen, dabei von 5 Grad anzufangen, bei 45 Grad zu enden, und die einzelnen Gradationen der Bequemlichkeit wegen jedesmal um 5 Grad auseinander zu legen, wodurch ihre Zahl auf 9 festgestellt ward.

Um aber zu wissen, wie viel ein **Bergweg** steigt oder fällt, oder — um sich bestimmter auszudrücken — wie groß der Winkel sey, den **ein** Weg unter diesen oder jenen Umständen mit der wagerechten Ebene macht, reicht die Bezeichnung der Gradationen noch nicht hin,

weil ein Weg nur dann erst unter dem Gradationswinkel selbst steigen wird, wenn er in der Richtung der Bergstriche läuft, oder allgemein gesprochen, vom Fuß des Berges direkt nach der Spitze oder dem Rücken, oder von diesem herunter zum Fuße.

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, ein Mittel anzugeben, wie man auf praktischem Wege zu der hier angedeuteten, zur Zeit noch mangelnden Erkenntniß gelangen kann.



Wenn in der beigedruckten Figur LH eine Berglehne vorstellt, und AB die Richtung bezeichnet, unter welcher ein Weg über sie hinführt, so ist der Winkel GHK = BCD der Neigungswinkel der Berglehne, und ∠ BAD ist der gesuchte Steigwinkel des Weges, welcher kleiner seyn muß als der Neigungswinkel der Ebene. Zur Ausmittelung des Zusammenhanges beider Winkel untereinander dient folgende

Auflösung.

In dem rechtwinklichen △ ADB ist:

$$AD : DB = 1 : \text{tang. } BAD, \text{ woraus}$$

1) $DB = AD \times \text{tang. } BAD.$

In dem rechtwinklichen $\triangle$ CDB ist:

$$CD : DB = 1 : \text{tang. } BCD, \text{ woraus}$$

2) $DB = CD \times \text{tang. } BCD.$

Und aus No. 1 und 2 wird

3) $AD \times \text{tang. } BAD = CD \times \text{tang. } BCD.$

Ferner ist in dem rechtwinklichen $\triangle$ ACD

$$AD : CD = 1 : \text{sin. } DAC, \text{ woraus}$$

4) $CD = AD \times \text{sin. } DAC.$

Diesen Werth von CD in No. 3 gesetzt, giebt

5) $AD \times \text{tang. } BAD = AD \times \text{sin. } DAC \times \text{tang. } BCD$
oder $\text{tang. } BAD = \text{sin. } DAC \times \text{tang. } BCD$

und da $\angle$ MAC = DCA ein Rechter ist, so kann man für sin. DAC auch cos. MAD setzen, mithin ist

6) $\text{tang. } BAD = \text{cos. } MAD \times \text{tang. } BCD.$

Wenn aber die Berglehne LH nebst dem Wege AB auf die Wagerechte EF nach der bekannten Projektionsart gezeichnet wird, so stellt MC die Berglehne, und AD den Weg dar; ferner bezeichnet MA oder CD die Richtung der Bergstriche, welche auf der wagerechten Linie AC senkrecht stehen müssen. Mithin sind durch den Plan die Winkel BCD (als Gradationswinkel) und MAD (als Durchschnitt der Richtung des Weges und der Bergstriche) bekannt; die unter No. 6 gefundene Gleichung kann daher mit Worten so ausgedrückt werden:

Die Tangente des gesuchten Steigwinkels eines Weges ist gleich dem Kosinus seines Richtungswinkels gegen den Bergstrich, multiplizirt mit der Tangente des Gradationswinkels.

Beispiel.

Die Berglehne AG sey unter 20 Grad gegen die wagerechte Ebene EF geneigt, also $\angle GHK = 20°$.

Die Linie AB stelle einen Weg vor, der die Berglehne so heransteigt, daß der Winkel LAB (den er mit den Bergstrichen macht) 75 Grad beträgt, so wird für den wirklichen Steigwinkel BAD:

$$\text{tang. } BAD = \text{cos. } 75° \times \text{tang. } 20°$$

oder

$$\text{log. tang. } BAD = \text{log. cos. } 75° + \text{log. tang. } 20°;$$

und wenn man die Rechnung macht,

$$\text{log. tang. } BAD = 8{,}974.....$$

und der Winkel BAD selbst $= 5° 23'$

das heißt: unter den angenommenen Verhältnissen wird der Weg AB um 5 Grad 23 Minuten aufsteigen

Auf eine solche Genauigkeit dürfte es aber wohl nur selten ankommen, und meistens hinreichen, den Steigwinkel in ganzen, halben und Viertelgraden zu erfahren. Zu diesem Zwecke ist beigehende Tabelle berechnet worden, welche in der ersten Hauptrubrik den Winkel enthält, den der Weg mit den Bergstrichen macht, der also auf dem Plan mit dem Transporteur gemessen werden kann, und wobei der leichteren Uebersicht wegen, immer 5 und 5 Grade zusammengefaßt worden sind. Die zweite Hauptrubrik enthält die in der Militair-Graphik einmal angenommenen und bestimmten 9 Gradationen.

Wenn der Winkel, den der Weg mit dem Bergstrich macht, in Graden beträgt:	So steigt (oder fällt) der Weg in der Wirklichkeit, in Graden und Bruchtheilen ausgedrückt, und zwar bei einer Gradation von:								
	5°	10°	15°	20°	25°	30°	35°	40°	45°
0 Grad	5	10	15	20	25	30	35	40	45
5 „	5	10	15	20	24¾	29¾	34¾	39¾	44¾
10 „	4¾	9¾	14¾	19¾	24½	29½	34½	39½	44½
15 „	4½	9½	14½	19¼	24	29	34	39	44
20 „	4¼	9½	14¼	18¾	23½	28½	33¼	38¼	43¼
25 „	4	9¼	13¾	18¼	22¾	27½	32¼	37¼	42
30 „	4	8¾	13	17½	22	26½	31¼	36	40¾
35 „	3¾	8¼	12¼	16½	21	25¼	29¾	34½	39¼
40 „	3½	7¾	11½	15½	19¾	23¾	28¼	32¾	37½
45 „	3½	7	10¾	14½	18¼	22¼	26¼	30½	35
50 „	3¼	6¼	9¾	13¼	16¾	20½	24¼	28¼	32¼
55 „	3	5½	8¾	11¾	15	18¼	21¾	25½	29½
60 „	2½	4¾	7½	10¼	13	16	19¼	22¾	26½
65 „	2¼	4	6¼	8¾	11	13¾	16½	19½	22¾
70 „	2	3¼	5	7	9	11¼	13½	16	19
75 „	1½	2½	3¾	5¼	6¾	8½	10¼	12¼	14½
80 „	1	1¾	2½	3½	4½	5¾	7	8¼	9¾
85 „	½	1	1½	2	2½	3¼	4	4¾	5¾

Um ein Beispiel vom Gebrauch dieser Tabelle zu geben, werde hier angenommen, ein Weg laufe schief über eine Berglehne von 10 Grad Neigung, und durch den Transporteur habe man gefunden, daß er um 35 Grad von den Bergstrichen abweicht (d. h. ihre Richtung von unten nach oben genommen), so suche man in der ersten Hauptrubrik die Zahl 35, gehe in der horizontalen Linie fort bis zur senkrechten Spalte, über welcher die Zahl 10 steht, und die dadurch gefundene Zahl 8¼ wird anzeigen, daß der fragliche Weg un-

ter den gegebenen Umständen unter einem Winkel von $8\frac{1}{4}$ Grad aufsteigt.

Man wird vielleicht entgegnen wollen, ob denn angenommen werden kann, daß die topographischen Zeichnungen jederzeit mit solcher Genauigkeit gearbeitet sind, um ein mathematisches Kalkül darauf gründen zu können?

Nach der Lehmannschen Bezeichnungsmethode, schwerlich, selbst wenn die Skala (was doch nur selten der Fall ist) unter dem Plan sich befinden sollte. Nach der beim preußischen Generalstabe eingeführten Bezeichnungsart kann auf jene Genauigkeit schon mit weit größerer Sicherheit gerechnet werden, weil der Topograph hier innerhalb bestimmten und nicht leicht zu überschreitenden Grenzen zu arbeiten gezwungen ist. Jegliche 5 und 5 Grad der Abdachung haben ein bestimmtes Zeichen, der Topograph müßte also geradezu um 5 Grad in der Schätzung der Gradation irren, wenn er ein anderes Zeichen in seinen Plän einführt, als die Natur es verlangt. In einen so groben Fehler könnte aber wohl nur der ganz Ungeübte verfallen, und Pläne, von solcher Hand gefertigt, gehören nicht zur Regel.

Indessen bleibt es immer wichtig, das Maximum des Fehlers kennen zu lernen, wozu folgende Berechnung führen wird.

Angenommen, die Gradation wäre — in unserm ersten Beispiel — falsch angegeben, d. h, sie betrüge nicht 20 Grad, sondern

entweder 15 oder 25 Grad,

so wird im ersten Falle der gesuchte Steigwinkel des

Weges nicht . . . 5° 23′ sondern nur
3° 43′ betragen,
folglich ist er um 1° 40′ zu groß;
und im zweiten Falle wird dieser Steigwinkel ebenfalls
nicht . . . . . 5° 23′ sondern vielmehr
6° 43′ betragen,
folglich ist er um 1° 20′ zu klein gefunden worden.
Dieser Unterschied wäre eben nicht von Bedeutung, allein für Wege, welche die Bergstriche unter einem ziemlich spitzen Winkel schneiden, stellt sich die Sache übler. Angenommen ein Weg schneide den Bergstrich unter 15 Grad, und laufe in dieser Richtung über eine Berglehne von 20 Grad Neigung, so wird (laut Tabelle) sein Steigwinkel $19\frac{1}{4}$ Grad betragen. Wäre nun die Gradation von 20° nicht richtig, sondern um 5° zu groß oder zu klein gewesen, so würde im ersten Falle, also bei 15° Neigung, der Steigwinkel $14\frac{1}{2}$ und
bei 25° " " " 24 Grad betragen, folglich wäre durch den Irrthum des Aufnehmers in beiden Fällen ein Fehler von $4\frac{3}{4}$ Grad entstanden, was allerdings zu sehr gefährlichen Irrthümern führen könnte.

Diese Betrachtung wird also zur dringenden Aufforderung an alle mit Aufnahme topographisch-militairischer Karten Beauftragte, große Sorgfalt auf die richtige Schätzung der Gradation zu verwenden, namentlich bei Bergwegen, wo es zur Entscheidung kommt, ob schweres Fuhrwerk noch ohne Vorspann oder Hemmschuh darauf fortkommt oder nicht, also bei Steigwinkeln von 8 bis 12 Graden.

Es wäre zu wünschen, diese Tabelle würde allgemein gemacht und bei topographischen Arbeiten mitge-

führt, selbst wenn sie zu keinem andern Zwecke diente, als für den Aufnehmer eine Kontrolle seiner eignen Arbeit abzugeben.

---

2. Zur früheren vaterländischen Kriegsverfassung.

Es befindet sich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin eine handschriftliche Sammlung mehrerer militairischen Anordnungen, Exerzirreglements für die Infanterie, Kriegsartikel, Berliner Wachtordnungen und Tagesbefehle, die wahrscheinlich nach dem Datum, welches einigen der letzteren beigefügt steht, bis zum Jahre **1698** zusammen getragen worden sind. Die Vergleichung, welche sie mit dem Gegenwärtigen darbietet, giebt ihr ein mehrseitiges Interesse, wie vielleicht nachfolgende Proben beweisen werden.

Unter den Functiones der Militairpersonen ist zu Anfange des Exerzir-Reglements bemerkt und zwar in Betreff der Obersten:

> „Wenn zwei Obetsten, einer zu Fuß und einer zu Pferde, in einer Stadt liegen, hat der zu Fuß die Schlüssel von den Thoren, und ist Kommandant, giebet auch die Parole aus, und geschehen alle Ordres durch ihn, obgleich der Oberste zu Pferde älter ist denn der Oberste zu Fuß."

Der Oberstlieutenant:

> „hilft dem Obersten des Regiments Last tragen, unterredet sich öfters mit dem Obersten wegen des Regiments Besten; es wird auch der Oberste nichts extraordinaris kommandiren, wenn er nicht zuvor des Oberstlieutnants Sentiment gehöret, und ge-

schieht gemeiniglich (solches), wenn sie sich wohl mit einander comportiren; in Abwesenheit des Obersten kommandirt er an dessen Stelle absolute."

Der Majeur (Major):

„ist bemüht wegen der Dienste so vom Regiment gefordert werden, und sorgt daß das Regiment nicht mehr Dienste wie (ein) anderes leisten muß. Was vom Regiment gefordert wird, befiehlt er an seinen Adjutanten, der die Repartition auf alle Kompagnien macht. Er stellet die Posten selber aus, damit er sicher seyn kann daß er vom Feinde nicht überfallen wird. Er thut zum öftern die Visitierrunde und wenn Kapitains wachten (Wache thun) auch wohl die Hauptrunde. Alle Abende fordert er die Parole von dem Obersten, und läßt sie durch den Adjutanten an alle Feldwebels austheilen, weil dann befohlen wird, was künftige Nacht und folgenden Tag vom Regiment soll gethan werden. Er sorget auch daß das Regiment keinen Mangel an Munition habe."

Unter den Funktionen des Kapitains ist angeführt:

„Er sorget wie er den Abgang der Kompagnie ersetzen kann, damit er eine komplette Kompagnie ins Feld führen möge, auch daß seine Kompagnie gut und wohl mondiret sei. Was ein Kapitain vor Nutzen und Provit in den Quartieren schaffen kann, ist eigentlich nicht zu specifiziren, denn manche Quartiere gut, manche schlecht seyn. Mannichmal wird in Herrenland einquartieret, da man denn nach der vorgeschriebenen Ordinants sich verhalten muß, lieget man aber in Feindesland, so wird noch wohl ein Accidenc zugelassen, es ist auch viel an der Pollitick des Kapitains gelegen,

und wann er ein wenig pollitisch ist, dann fallen schon Occasiones für, ein Vortheil zu machen, doch muß es also geschehen, daß weder vom Wirth noch vom Soldaten Klagen bei dem Kommandanten einkommen, es ist auch viel besser, wenn der Kapitain seine Rechnung also führet, daß ihm die Kompagnie mehr schuldig ist, als er der Kompagnie 2c."

Der Lieutenant

„ist mit Recroutiren bemüht, wozu er von dem Kapitain die Werbegelder erhält, und macht die Kompagnie zu allen Exercitien fertig, wenn bei der Kompagnie Insolentien vorgehen, die nicht Capital seyn, kann der Lieutenant selbige debattiren und abstrafen. Er theilet die Kompagnie in 6 Theil oder Korporalschaften 2c."

Der Fähnrich

„hat wohl sehr wenig bei der Kompagnie zu thun 2c. in Occasion trägt er sein Fähnlein selbst und ist verbunden in höchster Gefahr sein Fähnlein bis auf den letzten Blutstropfen zu devendiren, und ehe er es dem Feinde überläßt, muß er sich in selbiges einwickeln und niedermachen lassen. In Abwesenheit des Lieutenants vertritt er dessen Stelle 2c."

Der Feldwebel

„hat fast die ganze Last der Kompagnie auf sich, es darf nichts bei der Kompagnie geschehen, es sei so geringe es wolle, daß er nicht Nachricht davon habe, er muß verstehen eine Kompagnie zu allen vorfallenden Occasionen zu exerciren.

Für das Exercitium der Granadirer (die damals noch Handgranaten warfen, aber auch zugleich mit

dem Gewehr exerzirten), sind 78 einzelne Handgriffe mit 157 Tempo's, für das der Piquenirer allein 46 Handgriffe mit 124 Tempo's, für das gemeinschaftliche Exercitium der Mousquetirer die außer dem Gewehr noch Schweinsfedern (die Gabeln worauf sie das Gewehr beim Abfeuern legten), führten und der Piquenirer, sind für die ersteren 90 Handgriffe mit 144 Tempo's angeführt. Die Evolutionen wurden durch Wenden, Schließen, Oepfnen, Glieder Doupliren, Glieder Tripliren, Glieder Brechen, in halbe, drittel, viertel, sechtel und zehntel Glieder, Reyen (Rotten) Dupliren, Reyen Tripliren, Reyen Brechen in halbe Reyen, Schwenken, Ecken Schließen, Contra Marschiren Piquenmeliren, und Devensive Bataillons Formiren bewürkt, und wurde dies alles zum größten Theil vorwärts und rückwärts, links, und rechts gerade aus und in schräger Richtung ausgeführt. Bei dem Anfange jeder Evolution stand in der Regel außer bei dem Bataillons Formiren, der exerzirende Troup in 6 Gliedern, und 24 Rotten, wovon die äußern 16 Rotten, Mousquetirer, und die mittleren 8 Rotten, Piquenirer waren, und enthält das Buch für jede einzelne und kombinirte Evolution eine deutliche Zeichnung mit beigefügten Kommandoworten, daß hiernach die Ausführung dieser Evolutionen zum Theil äußerst künstlich wurde, leuchtet ein, ganz besonders bildeten aber die sogenannten Devensiv Bataillons, die auf 32 verschiedene Arten formirt wurden, ganz wundersame Figuren von in der Mitte leeren und gefüllten, außerhalb geradlinigten und gebrochenen Vierecken, Fünfecken, Sechsecken, Achtecken, Kreuzen verschiedener Art, Sechszehnecken, ja die 32ste Bataillon erhält sogar nach

der Zeichnung die Form eines fünfeckigen Forts mit Bastionen und Courtinen, und es ist überraschend, durch wie wenige Bewegungen der Troup aus seiner ersten Stellung in die bestimmte Figur übergeht, und wieder in die erste zurückkehrt.

Das darauf in dem Buche folgende Churfürstlich Brandenburgische Kriegsrecht enthält 91 Artikel, die zum Theil sehr scharf sind. Um einiges davon aus zu heben, so soll nach Art. 2. der Soldat, der Gottes Wort lästert und damit Affenspiel treibet, mit dem Leben gestraft werden, nach Art. 3. aber soll, der es durch Fluchen und Schwören mißbraucht nach Gelegenheit des Standes, etwas in die Armenbüchse zur Buße geben, oder wenn er sich dessen weigert, beim Gottesdienst in Gegenwart des Regiments gepfändet werden. Nach Art 4. und 5. kommt der Soldat, welcher sich bei dem Morgens und Abends abzuhaltenden Gottesdienst nicht einfindet, ans Halseisen, der Priester aber, welcher trunken dabei erscheint, wird relegiret. Nach Art. 13. wird auch der am Leben gestraft, der den Salvaguardebrief, welcher vom Kurfürsten oder seinen Generals ertheilt ist, nicht respectirt. Kein Soldat soll sich nach Art. 21. zu gut halten für die Arbeiten in Festungen und Lägern; wer muthwillig dagegen handelt, wird mit dem Leben gestraft, welches auch nach Art. 28. mit dem geschieht der auf Schildwacht schläft, oder nach Art 31. auf dem Marsche gesund und ohne Erlaubniß eine Meile hinter seinem Regimente zurückbleibt.

Wenn Fahnen und Soldaten, ohne ihr Seitengewehr gebraucht zu haben, die Flucht vor dem Feinde nehmen, so soll der Befehlshaber, wenn er daran schuld ist, für ehrlos erklärt werden, tragen aber die Soldaten

mit ihm oder allein die Schuld, so soll nach Art. 33. der zehnte Mann aufgehenkt, und derjenige welcher vor dem Feinde zuerst die Flucht nimmt, todtgeschlagen werden. Der Gobernator, welcher ohne Meuterei eine Festung dem Feinde übergiebt, soll nach Art. 40., 41. und 42. mit dem Leben gestraft werden, wenn nicht die drei Stücke erwiesen werden, daß „ganz keine menschliche Lebensmittel" mehr übrig gewesen, „daß man keine Entsetzung zu hoffen gehabt, und daß „sonst in kurzem die Festung mit Verlust des ganzen Kriegsvolks in die Hände des Feindes gerathen müssen." Unter dem Titel von Duellen, ist Art. 50. bestimmt, daß wer mit einem Andern in Zwist geräth und sich Sekunden erbittet, mit dem Leben, die Beistände aber als Rebellen gestraft werden sollen. u. s. w.

Nachdem in dem Buche noch mehrere Exercitien z. B. das Exercitium der Cadets mit 89 Handgriffen und das Exercitium mit spanischen Reutern und Flinten, 90 Handgriffe enthaltend, vorkommen, folgen die Berliner Wachtordnungen, aus denen auch einige Notizen hier stehen mögen. Berlin, nur das eigentliche Berlin, Cöln und den Werder in den Ringmauern fassend (die bereits angelegte Dorotheenstadt lag außerhalb derselben), war damals eine Art von Festung mit Wällen und Wassergräben. Es bedurfte daher, ungeachtet es kaum halb so groß als jetzt war, täglich zur Wache außer einem Kapitain, einem Lieutenant, einem Fähnrich, einem Freicorporal (die sämmtlich die Wache auf dem Schlosse hatten) 17 Unteroffiziere, 9 Spielleute und 299 Gemeine. 16 Wachen, nämlich auf dem Schloß, in den sechs Thoren, dem Lustgarten, an der Potsdammer-Brücke, am Thiergarten, und der Spandauerbrücke

(alle drei in der Dorotheenstadt belegen), am Blockhause vor dem Köpenicker Thor, dem Stockhause vor dem Georgenthor, auf dem Molkenmarkt, Neuenmarkt und Cölnischen Markt, 11 Zeughäuser, 11 Alarmplätze, 10 Pulverthürme, die zum Theil in den Straßen, als der Fischerstraße, Grünstraße rc. lagen und auf den Wällen 82 Geschütze. Die 6 Thore waren: das Neuethor, (wahrscheinlich wo jetzt die Opernbrücke ist), das Leipzigerthor (am Ende der alten Leipzigerstraße) das Cöpenickerthor (am Ende der alten Roßstraße) das Stralauerthor (am Ende der Stralauerstraße) das St. Georgenthor (an der Königsbrücke), das Spandauerthor (wahrscheinlich wo jetzt die Spandauerbrücke ist).

Die Schildwachen wurden damals alle Stunden abgelöst, und gab es außer den Honneurposten auf dem Schlosse, und zweien vor dem Hause der Markgrafen auf der Dorotheenstadt, 6 persönliche Ehrenposten, nämlich bei dem General-Feldmarschall, dem General von Barfuß, dem Obersten der Garde, bei Schwerins, Dankelmann sen. ad jun., wovon die drei letzten aber nur Nachtposten gewesen zu seyn scheinen, und war jeder aller 6 Posten auch nur einfach. Damit alles gehörig an den Thoren examinirt werden konnte, mußte bei entstehendem Nebel der Schlagbaum herunter gelassen und selbst die erste Brücke aufgezogen werden. Die Thore wurden an Sonntagen und Festtagen Vormittags von 8 bis ½11 Uhr und Nachmittags 2 bis 4 Uhr geschlossen, und durfte Niemand während dieser Zeit ohne des Kommandanten Erlaubniß ein- und ausgelassen werden. Wenn Feuer auskam, marschirte der Fähnrich von der Schloßwache mit einem Detaschement dahin, und besetzte die Gegend, damit das unnütze Volk abgehalten

wurde

wurde, und die geretteten Sachen bei ihm in sichere Verwahrung gebracht werden konnten, die alsdann ohne seine Erlaubniß nicht fortgebracht werden durften. Auch wurde ein Drittel der wachhabenden Mannschaft von sämmtlichen Thoren mit Feuereimern zur Hülfe gesendet, an den kommandirenden Offizier gewiesen, und alle Stunden abgelöst. Die Kompagnien inclusive der Cadets vierzehn an der Zahl, sammelten sich, so weit sie nicht auf der Wache waren, auf den Alarmplätzen, und schickte eine jede sodann zu gleichem Zwecke 30 Mann zum Feuer.

Wenn die Wachen Honneurs machten und das Gewehr präsentirten, mußten auch die Oberoffiziere, mit dem Bajonet auf ihrer Flinte, ein Gleiches thun. Wer am Thore mit der Post oder eigenen Pferden eintraf, wurde examinirt, und waren hierunter auch Frauenzimmer von Condition verstanden, weil (wie die Wachtordnung sagt), auch deren Ankunft öfters zu wissen nöthig. Vor den sämmtlichen fremden Gesandten, dem Generalfeldmarschall, dem Oberkammerherrn, Oberpräsidenten, Generalkommissarius, den sämmtlichen Churfürstlichen Generalen, den Oberstlieutenants und Majeurs von der Garde, wurde das Gewehr präsentirt, vor den Capitains aber ins Gewehr getreten. Den Tambours und Pfeifern war bei Spiesruthenstrafe das Betteln und das sogenannte Krabbenschneiden bei ankommenden Fremden in den Gasthöfen untersagt, und erhielt überdem der Unteroffizier der sie arretirte, von ihrer Löhnung 8 Groschen. Die Bettler durften nur in das Leipziger- und Georgenthor einpassiren und wurden von der Wache an die Deputirten der Armenkasse gemeldet, die Juden aber wurden sämmtlich nach dem

Spandauerthor gewiesen, wo sie von dem gewöhnlichen Klöpper examinirt, und nach Befinden zugelassen oder fortgewiesen wurden.

---

3. Anekdote.

Der preußische Winkelried.

Jahrhunderte sind vergangen ehe ein zweiter **Winkelried** erstand. Es war dem Volke der Preußen vorbehalten, ihn aus seiner Mitte hervorgehn zu sehn, einen einfachen schlichten Mann, wie jener war, einen Sohn des Landes ohne Ahnen, der in der Schlacht an der Katzbach (26. Aug. 1813.) eine That beging, welche der Aufzeichnung werth ist.

Diese Schlacht hat mehrere Züge von Tapferkeit aufzuweisen; einer der glänzendsten ist der Angriff auf ein französisches Infanterie-Quarree und die völlige Vernichtung desselben durch das zweite Bataillon des damaligen 2ten brandenburgischen (jetzigen 12ten) Infanterie-Regiments.

Wem wäre nicht bekannt, daß am Schlachttage der Regen in Strömen herabschoß und dichter Nebel die Flur deckte, so daß kaum Freund und Feind sich zu erkennen vermochten. Hieraus ist erklärlich, wie es zuging, daß das genannte Bataillon plötzlich und ohne sich dessen zu versehen auf den Feind stieß, also ein förmliches taktisches Impromtü. Das Bataillon war in Linie, der Feind bildete eine volle Masse. Von beiden Seiten war schon lange kein Gewehr mehr losgegangen.

Der Kommandeur des Bataillons, der damalige

Major — jetzige General — von Uttenhofen, ließ das feindliche Bataillon umzingeln, das mit vieler Kaltblütigkeit seine Bajonette den Preußen entgegen streckte. Für beide Theile war die Lage neu und überraschend, so daß beide einen Augenblick gleichsam starr aber furchtlos einander gegenüber standen und sich ins Auge blickten. Die Angreifenden stutzten, die Angegriffenen waren unschlüssig über die Parthie, die hier zu ergreifen sey. Da warf sich ein braver Soldat jenes Bataillons mit seinem ganzen Körper in den Feind, packte so viel feindliche Bajonette als er fassen konnte, empfing zwar den Tod, aber bahnte den Uebrigen den Weg. Die Ersten, welche in die dadurch entstandene Lücke eindrangen, waren der Kommandeur des Bataillons und der Lieutenant v. Meja. Jenen beschützte die Vorsicht wunderbar, dieser sank von sieben Bajonetstichen getroffen zu Boden. Mehr bedurfte es für die Brandenburger nicht. Unaufhaltsam drangen sie nach, und das ganze Quarree wurde im eigentlichen Sinne des Worts todgeschlagen; nur der französische Oberst und einige Wenige erhielten Pardon.

Der Lieutenant v. Meja ist von seinen Wunden wieder hergestellt worden, der Name jenes Soldaten leider im Strudel des Krieges verloren gegangen, aber seine That verbürgen noch heute lebende Augenzeugen.

Stoffe.

38. Die königlich schwedische Militair-Akademie hat für das Jahr 1825 folgende Preisaufgaben gegeben.

1) Die verschiedenen Konstruktionen von Kriegsbrücken, sowohl fliegende, als Schiff- Tonnen- rc. Brücken, mit vollständiger Angabe der nothwendigen Materialien für jede Art von Brücke bei einer gegebenen Länge. Untersuchung der größeren oder geringeren Nützlichkeit dieser verschiedenen Arten von Brücken und zwar

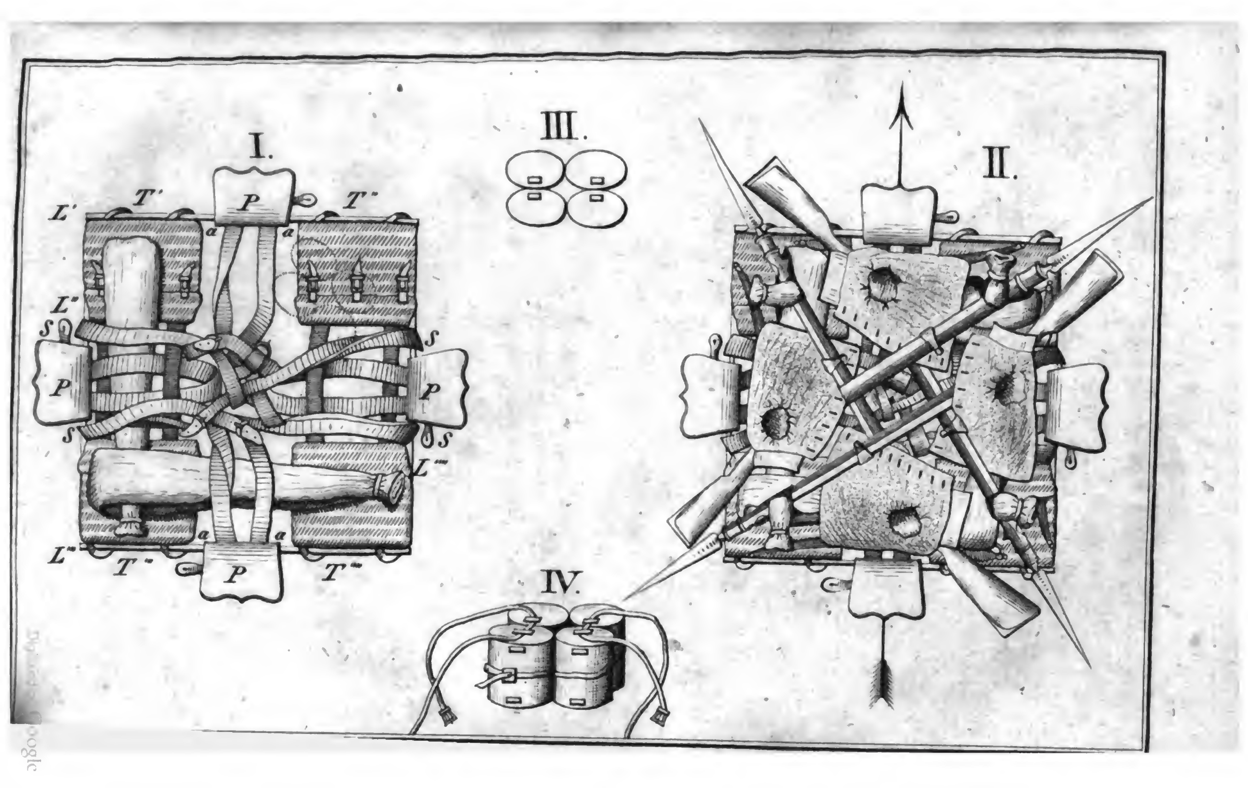
   a) in Bezug auf Tiefe und Schnelligkeit des Stroms, Beschaffenheit des Materials, Gestaltung des Terrains rc.

   b) in Bezug auf die Bestimmung der Brücken und der Transporte, für welche sie dienen sollen.

   Berechnung des Tragevermögens der Brücke, mit Rücksicht auf die Zeit, die sie aushalten soll. Detaillirte Beschreibung der verschiedenen Arten von Brückenschlag, mit der Veranschlagung der Arbeit und der Zeitberechnung, die jede einzelne Art erfordert.

2) Die bequemste Art, die Truppen in offnen Kriegsfahrzeugen unter zu bringen, um ihre Gesundheit während des Winters zu erhalten *).

*) Im Original (Bulletin universel etc.) heißt diese Stelle so: „L'arrangement le plus convenable à donner aux logement des troupes dans les bâtimens de guerre ouverts, pour maintenir leur santé pendant l'hiver." Wir setzen sie absichtlich hier her, weil es uns nicht möglich war, einen andern Sinn als den obigen daraus zu entnehmen.


I.
II.
III.
IV.

Zeitschrift
für
Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Drittes Heft.

Mit zwei Tabellen.

Suum cuique!

Redaktoren:

C. v. Decker. F. v. Ciriacy. L. Blesson.

Berlin und Posen,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1826.

Kein Schwert schneidet schärfer, als dasjenige, so für Freiheit ficht.

Sprüche aus d. dreißigjähr. Kriege.

I.

Beitrag zur Geschichte der englischen Kriegsverfassung.

(Schluß.)

Von den Musterungen.

Als noch die ganze Armee kontraktmäßig gestellt und rekrutirt wurde, waren auch die Gesetze hinsichts der Musterungen der Truppen häufiger und strenger, als in den spätern Zeiten, um zu verhindern, daß die Anzahl der gestellten Truppen, so wie auch der Militair-Effekten, nicht vergrößert angegeben wurde. Die Kapitains oder damals sogenannten Truppenmeister durften, bei Strafe der Ausstoßung und des Verlustes des Soldes der Expedition, keinen andern als die wirklich von ihnen Angeworbenen vorstellen; im Wiederholungsfalle mußten sie dafür mit dem Leben büßen. Unter Karl I. waren sogar die Gesetze noch strenger, indem der Truppenmeister beim ersten Male, wo er bei der Musterung andere als seine wirklichen Truppen vorgestellt hatte, ohne Gnade den Tod erleiden mußte. Wer sich oder sein Pferd zu einer falschen Musterung hergab, um den Musterungsmeister irre zu führen, und den König zu betrügen, erlitt dieselbe Strafe. Wenn der Musterungsmeister eine

betrügliche Musterung durchgehen ließ, oder der Kapitain, Lieutenant, Fähnrich, Sergeant und Korporal, welche alle die Musterungsliste unterschrieben, und die Richtigkeit derselben beschwören mußten, einer wissentlich falschen Angabe überführt wurden, oder wenn sich einer zur Musterung mit falscher Angabe seines Namens oder Geburtsorts stellte, so wurde dies als Hauptverbrechen angesehen und bestraft.

Späterhin, wo die Einrichtung der Armee eine andere Gestalt bekam, nämlich von der Revolution an, wurden die früheren Gesetze geändert, und neue, der Zeit angemessene gegeben. In diesen wird verordnet, daß die Truppen wenigstens zweimal im Jahre mit der größten Genauigkeit gemustert werden, und die Kommandeurs die größte Achtsamkeit und Sorgfalt bei Anfertigung der Musterungslisten, wofür sie verantwortlich wären, haben sollten. Hierüber ist, im Unterlassungsfalle, keine Strafe festgesetzt, sondern dieselbe hängt, nach Befinden der Umstände, von dem Gutachten und Ausspruch des Kriegsgerichts ab. Ausstellung falscher Atteste, um Militairpersonen wegen Abwesenheit vom Dienst oder von einer Musterung zu entschuldigen, wird mit einer Geldstrafe von 50 Pfd. Sterl., Kassation und Unfähigkeit je wieder ein königliches Amt zu bekleiden, bestraft. Die Aufruhr-Akte besagt auch, daß, obgleich Offizieren ihre Bestallung nicht genommen werden kann, es sey denn durch einen Ausspruch des Kriegsgerichts, oder vermöge einer außerordentlichen Ausübung des königlichen Vorrechts, es noch einen andern Fall giebt, wo die Bestallung eines Offiziers für null und nichtig erklärt werden kann, nämlich: wenn derselbe zu einer Geldstrafe verurtheilt ist, und sie in einer bestimmten Zeit nicht leistet. Der

Artikel besagt in dieser Hinsicht: daß, wo ein Offizier zu Geldstrafen, sey es wegen unerlaubter Jagd, Fischerei ꝛc., was höchstens nur mit 5 Pfd. Sterl. bestraft wird, verurtheilt ist, er aber diese Summe zur festgesetzten Zeit zu zahlen sich weigert, er seine Bestallung als Offizier verliert. Eben so muß ein jeder Kommandeur en Chef für eine solche, von einem Soldaten begangene Verletzung 20 Schill. Strafe erlegen.

Falsche Musterungen, als Stellung eines Mannes für einen andern, oder wenn einer unter einem andern Namen bei derselben Musterung noch einmal vorgestellt wird, so wie einen, der nicht Soldat ist, als solchen zu zeigen ꝛc., werden mit Kassation und Unfähigkeit irgend ein königliches Amt zu bekleiden, bestraft. Es ist jedoch schon der Fall eingetreten, daß Kriegsgerichte durch einen das Vergehen anscheinend lindernden Umstand bewogen wurden, die für ein solches Vergehen festgesetzte Strafe zu mäßigen. Dies geschah unter andern durch das Urtheil eines See-Kriegsgerichts über den Kapitain Coffin, der wegen falscher Musterung angeklagt war. Der Gerichtshof, obgleich von dem Vergehen überzeugt, aber den beabsichtigten oder wirklichen Betrug verneinend, verurtheilte den Kapitain nicht zur Kassation, sondern nur, daß er von seinem Posten entlassen werden sollte. Die Admiralität, welche das Urtheil ungesetzmäßig und unvollkommen fand, unternahm es, das Urtheil dem Gesetz mehr anpassend zu machen, indem sie den Namen des Kapitains aus den Listen der Seemacht ausstreichen ließ, welches mit Kassation ganz gleich ist. Der Kapitain wandte sich hierauf an den König, indem er demselben die Lage seiner Sache vortrug, welcher sie dem Urtheil der zwölf Richter übertrug, das dahin ausfiel:

daß der Ausspruch des Kriegsgerichts ungesetzmäßig gewesen sey, aber die Strafe, welche das Gesetz ausspreche, von keiner andern Autorität, als der des Kriegsgerichts, welches den Verbrecher in Untersuchung hat, verfügt werden könne.

Obgleich dieser Fall von einem See-Kriegsgericht handelt, so ist er doch auf jeden ähnlichen Fall eines andern Kriegsgerichts anwendbar. Ein vor einem Kriegsgericht durch zwei Zeugen, deren Aussagen beschworen werden müssen, geführter Beweis einer falschen Musterung oder einer verfälschten Musterungsliste ꝛc. hat, ohne daß eine weitere Untersuchung statt findet, sofortige Kassation zur Folge. Von Kommissairen, Musterungsmeistern oder andern Offizieren, bei Gelegenheit von Truppenmusterungen oder Unterzeichnung der Musterungslisten, als Geschenk empfangenes Geld verwirkt ebenfalls die Strafe der Kassation oder Entsetzung vom Amte.

In der Aufruhr-Akte ist auch verordnet, daß alle Musterungen mit viel Oeffentlichkeit und Gepränge geschehen sollen, um dadurch eine vermehrte Vorsicht gegen Mißbräuche zu bezwecken; dieselbe verordnet ferner, daß, da in so volkreichen Orten, wie die Stadt Westmünster und der Flecken Southwarck ꝛc., eher Betrügereien bei Musterungen vorfallen können, als anderswo, keine dergleichen daselbst abgehalten werden sollen, ehe nicht eine Anzeige deshalb an sechs Friedensrichter des Orts 48 Stunden vorher gemacht ist, und ohne daß zwei oder mehrere derselben, die zur Zeit nicht Offiziere in der Armee und im Orte der Musterung sind, derselben beiwohnen. Wenn der Kommissair ohne Begleitung von Friedensrichtern die Musterung abhält, so muß er innerhalb 48 Stunden, nachdem solches geschehen, vor einer

andern Gerichtsperson beschwören, daß er die Ortsobrigkeit pflicht- und gesetzmäßig vorher davon benachrichtigt habe, damit ihm diese Gerichtsperson ihre Unterschrift zur Musterungsliste ertheile; diese kann sich jedoch, bevor sie dies thut, von der Wahrheit der geschehenen Musterung überzeugen.

Streitigkeiten und Herausforderungen.

Da Zank und Streitigkeiten bei dem Militairstande in ihren Folgen weit gefährlicher sind, als in allen andern Lebensverhältnissen, und zwar durch die festere Verbindung desselben, durch die sofortige Ergreifung der Waffen, und durch die Gewohnheit sie zu handhaben, so wurden schon in den frühesten Zeiten Verordnungen, um solche Streitigkeiten zu verhindern, erlassen. So verordnete schon Richard I. bei seinem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande, „daß jeder, der seinen Gefährten schmäht, verlästert oder flucht, demselben für so vielmal, als er dessen überführt ist, so viel Unzen Silber gebe.“ Heinrich VIII. und Karl I. schärften diese Verordnungen, ersterer mit Gefängnißstrafe, letzterer mit Kassation, im Fall ein Offizier trunken zu seiner Wache kam, oder in dem Quartier Streit oder andere Unordnungen beging. Wer wegen Privatstreit im Lager das Schwert zog, oder wenn der wachthabende Offizier wissentlich denen fortzugehen erlaubte, die einen Streit durch ein Duell ausmachen wollten, so büßte er es mit dem Tode.

In den spätern Zeiten sind Streitigkeiten zwischen Offizieren, wenn sie bekannt wurden, durch Vermittlung von Kriegsgerichten beigelegt worden, wie es unter andern zwischen den beiden General-Lieutenants Mur-

ray und Sir W. Draper im Januar 1783 der Fall war, wo letzterer den erstern bei der Vertheidigung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka wegen dessen Verfahren und gegen ihn gehegten persönlichen Groll anklagte. Das Kriegsgericht, welches die Sache untersuchte, hatte zwei Briefe vor sich, von welchen der erste von Sir W. Draper an Gen.-Lieut. Murray, der damals in Minorka kommandirte, gerichtet war, und unter andern enthielt: „Ihre Behauptung, daß ich Willens sey, Ihnen das Kommando zu nehmen, ist falsch und schändlich;" worauf General Murray in seiner Antwort sagte: „was die persönliche Beschimpfung betrifft, so können Sie versichert seyn, daß ich mir seiner Zeit selbst Recht verschaffen werde." Nachdem das Gericht, welches nicht allein in dieser Sache entscheiden wollte, diese dem Könige vorgelegt hatte, verfügte derselbe: „daß das Gericht Mittel finden sollte, beide Partheien durch einen gütlichen Vergleich, der ihrer Ehre und ihrem Charakter als Offiziere unbeschadet wäre, auszusöhnen, und daß, indem beide Partheien vorzuladen wären, Alles versucht werden sollte, diesen Vergleich zu Stande zu bringen, und jeder sodann eine feierliche Versicherung zu leisten habe, daß die Streitigkeit damit beendigt und ohne weitere Folgen seyn solle. Auch erlaubte der König dem Kriegsgericht, sich seines Namens und seiner Autorität zu bedienen, so wie, wenn es nöthig seyn sollte, beide mit Arrest zu belegen, bis daß wieder Bericht abgestattet wäre." Das Gericht bestimmte nun, welches Bekenntniß und welche Entschuldigung Sir W. Draper dem Gen.-Lieut. Murray machen, und was dieser dagegen dem erstern erwidern sollte, nämlich: daß Sir W. Draper die gegen den Gen. Murray,

als seinem Kommandeur en Chef, gebrauchten beleidigenden Worte: „falsch und schändlich,“ als unschicklich und nicht zu rechtfertigen anerkennt und sein Beileid bezeigt, sich dieser Worte bedient zu haben, und daß er wünsche, daß Gen. Murray diese Erklärung als eine Entschuldigung derselben annehme; worauf der Gen. Murray erwiedern sollte: daß er dieses Bekenntniß als eine hinlängliche und völlige Entschuldigung der durch Sir W. Draper gebrauchten Worte anerkenne, und daß er seinerseits sein Beileid bezeige, irgend etwas gesagt zu haben, was den Sir W. Draper hätte beleidigen und aufbringen können.

Sir W. Draper war bereit, die von dem Gericht vorgeschriebene Entschuldigung, als mit seiner Ehre bestehend, zu thun. Gen. Murray aber wollte die vorgeschriebene Antwort nicht leisten, da er die Stelle, „daß er sein Beileid bezeigen solle, irgend etwas gesagt zu haben, was den Sir Draper hätte beleidigen und aufbringen können,“ nicht billigte, sondern erklärte: daß er in seinen Privat- und Ehrensachen allein Herr seiner Handlungen sey; in militairischer Beziehung stände er aber unter den Befehlen des Königs, die ihm geheiligt wären. Wenn Sir W. Draper sich ein militairisches Vergehen hätte zu Schulden kommen lassen, so möchte das Gericht darüber urtheilen. Was ihn persönlich anbeträfe, so müsse er alle Vermittlung ablehnen.

Das Kriegsgericht sah sich daher veranlaßt, den Gen. Murray mit Arrest zu belegen, der späterhin, auf Befehl des Königs, in engere Haft verwandelt, und aus der er nicht eher entlassen wurde, als bis er, wie es schon früher Sir Draper gethan, sein Ehrenwort gegeben hatte, keine friedenstörende Maßregeln zu ergreifen.

Durch Vermittlung des General-Advokaten, der im Namen des Königs handelte, wurde nach langer Korrespondenz die Sache dadurch beendet, daß das Kriegsgericht eine vom Gen.-Lieut. Murray aufgesetzte Antwort, in Stelle der früher vorgeschriebenen, annahm, worin er sagte: daß er, aus Achtung für das Gericht, die Erklärung des Sir W. Draper als eine hinlängliche und völlige Entschuldigung der von demselben gebrauchten Worte annehme, und daß es ihm sehr leid thue, wenn einige ausgesprochene Worte denselben gereizt haben sollten, da er ihn nie, während er in Minorka unter seinen Befehlen gestanden, zu beleidigen die Absicht gehabt habe, wie er dies auch, sowohl öffentlich als privatim, schon öfter erklärt hätte.

Die Kriegsgerichte standen in solchen Fällen nicht als Gerichtshöfe da, um Urtheile zu fällen, da hier kein eigentliches Vergehen statt fand, sondern sie wurden nur als eine Versammlung von Offizieren betrachtet, um entstandene Uneinigkelten durch ihre Vermittlung und die ihnen in solchen Fällen ertheilte besondere Machtvollkommenheit auszugleichen, und ausbrechenden Streitigkeiten vorzubeugen.

Dieses Verfahren erinnert an das der früher bestandenen Adelsgerichte (Court of Chevalry). Diesen lag es, als Ehrengerichte, ob, denen durch ihren schiedsrichterlichen Ausspruch, welchem sich beide Partheien unterwerfen mußten, Genugthuung zu verschaffen, die sich im Punkt der Ehre beleidigt glaubten.

Jakob II. verordnete schon in seinen Kriegsartikeln, daß kein Offizier oder Soldat beschimpfende oder anreizende Ausdrücke oder Geberden gegen einen andern gebrauchen solle, bei Strafe des Arrests beim Offizier,

und bei Gefängnißstrafe beim Soldaten, und nächstdem zu leistender Abbitte in Gegenwart des kommandirenden Offiziers. Letztere waren vom Könige ermächtigt, obige Strafe zu verfügen, und die Art, wie die Abbitte geleistet werden sollte, festzustellen.

Um Duelle zu verhindern, setzt das Kriegsgericht fest, daß der, welcher Jemand herausfordert, ist er Offizier, mit Kassation, und ist er Soldat, mit körperlicher oder Gefängnißstrafe, nach Ermessen eines Kriegsgerichts, bestraft wird.

Als eine Herausforderung werden auch die Worte betrachtet: „wenn Sie sich beleidigt glauben, so wissen Sie, wo ich zu finden bin;" so wie überhaupt alle solche Reden und Anspielungen, welche, obgleich keine eigentliche Herausforderung enthaltend, dennoch den Gegner dazu anzureizen bezwecken. Die Kriegsgerichte urtheilen jedoch nicht allein nach den gesprochenen Worten, welche, um der Strafe auszuweichen, oft sehr zweideutig und absichtlich bemäntelt gestellt sind, sondern sie nehmen auch die Gelegenheit, bei welcher, und die Absicht, mit der sie gesprochen worden sind, wahr. Diejenigen Herausforderungen, welche in Folge von Streitigkeiten beim Spiel entstanden sind, werden mit besonderer Strenge bestraft. So verordnete die Königin Anna schon: daß der, welcher einen andern wegen eines beim Spiel entstandenen Streites angreift, schlägt oder zum Zweikampf fordert, seiner Habe verlustig gehen und zwei Jahre Gefängnißstrafe erleiden solle.

Um den Zweikampf noch mehr zu verhindern, werden nach den Kriegsgesetzen die Sekundanten, Beförderer und Ueberbringer von Herausforderungen eben so, wie die Theilnehmer selbst bestraft; ja selbst auch wacht-

habende Offiziere oder Unteroffizere, die wissentlich und ohne es zu hindern, Jemand, der sich duelliren will, erlauben, sich zu dem bestimmten Orte zu begeben, erleiden gleiche Strafe, wie der Herausforderer.

Ein jeder Offizier ist ermächtigt, ein Duell zu verhindern, seyen die Streitenden auch von andern Truppentheilen, oder von höherem Grade. Zu dem Ende ist er sogar befugt, die Streitenden zu arretiren, und wird der sich Widersetzende vor ein Kriegsgericht gestellt, und nach dessen Ermessen bestraft.

Das Kriegsgesetz nimmt selbst die Ehre derjenigen in Schutz, welche den Muth haben, ein Duell auszuschlagen, indem es sie von allem Vorwurf freispricht, welchen eine solche Weigerung zur Folge haben könnte, und diejenigen mit derselben Strenge, wie Herausforderer, bestraft, welche sie deshalb verhöhnen.

Ein in einem Duell begangener Mord kann nur unter wenigen oder sehr seltnen Umständen entschuldigt werden, und zwar nur in dem Fall der Selbstvertheidigung und dem eines plötzlichen Ueberfalls. Das Gesetz verlangt, daß derjenige, der einen andern in der Vertheidigung seiner selbst tödtet, sich, um der Heftigkeit des Angriffs auszuweichen, so weit zurückziehe, als er füglich und mit Sicherheit kann, ehe er auf seinen Gegner eindringt, und nicht bloß verstellter Weise, oder um die Gelegenheit abzupassen, sondern aus wirklicher Besorgniß, seines Bruders Blut zu vergießen. Kann ein oder der andere Fall aber nicht erwiesen werden, so wird der, der einen andern im Duell tödtet, als Mörder betrachtet, sey es nun der Herausforderer oder der Geforderte.

Dies Gesetz findet selbst Anwendung auf den Se-

kundanten dessen, der einen andern getödtet hat; ja es wird sogar der Sekundant des Getödteten für eben so schuldig erachtet, indem er durch seine Theilnahme am Duell seinen Prinzipal in der Ausführung seines Vorhabens bestärkt hat.

So wurden die Sekundanten eines auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zwischen Henry Rea und John Breamer statt gefundenen Duells, in welchem letzterer von ersterem getödtet wurde, wegen ihrer Theilnahme am Duell, ebenfalls des Mordes angeklagt. Der Sachwalter der Sekundanten führte zu ihrer Vertheidigung unter andern an, daß, da es noch ein bestrittener Punkt des Gesetzes sey, ob der Sekundant des Getödteten eben so schuldig sey, als der andere Sekundant, dieser Fall nicht von der Art wäre, um vor eine Jury gezogen zu werden, und daß es auch nicht klar erwiesen, welcher von beiden der Sekundant des Getödteten gewesen sey; welchen Einwürfen der Gouverneur, Baron Hotham, begegnete, indem er bemerkte, daß die angeführten Gründe, welche darthun sollten, daß der Sekundant des Getödteten nicht Mittheilnehmer am Morde sey, keineswegs entscheidend wären, daß diese Sache jedoch nicht dort entschieden werden könnte, sondern dem Urtheil der zwölf Richter überlassen werden müßte, obgleich es keinem Zweifel unterliege, wer der Sekundant des Getödteten gewesen sey, und dies also nicht weiter bestritten werden könnte. (Wie dieser Fall entschieden worden, ist nicht weiter ersichtlich.)

So abscheulich und allen göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider das Duelliren auch ist, so wahr und beklagenswerth ist es auch, daß selbst die unmittelbaren Richter (sowohl Jury's als Kriegsgerichte) in

solchen Fällen es oft mit günstigen und nachsichtsvollen Augen betrachten, und das Verbrecherische, was das Gesetz dieser Handlung beilegt, aus blinder und verkehrter Partheilichkeit übersehen. Durch diese Nichtanwendung des Gesetzes zur Bestrafung eines solchen Vergehens hat diese Handlung eine Art von Freiheit erhalten, und indem sie nachsichtsvoll geduldet wird, macht sie nicht allein auf Befreiung von Strafen, sondern selbst daß sie gesetzlich erlaubt werde, Anspruch. Aus gleicher Rücksicht haben mehrere berühmte Rechtsgelehrte, als auch ausgezeichnete Sittenlehrer, zum großen Nachtheil ihres Amts und Rufs, das Duell, als durch den Gebrauch beschützt, für ein nothwendiges Uebel erklärt, so lange wenigstens, bis daß irgend ein gesetzliches Mittel ausfindig gemacht würde, das durch die Berechtigung, alle möglichen Veranlassungen von Privatstreitigkeiten zu entscheiden, die vermeintliche Nothwendigkeit, zum Zweikampf seine Zuflucht zu nehmen, entbehrlich mache.

Es giebt indeß nichts, was die Meinung, in irgend einer Sache sich selbst Recht zu verschaffen oder zu rächen, rechtfertigen könnte; am wenigsten könnte dies unter dem Vorwande geschehen, daß der Zweikampf in früheren Zeiten selbst als ein richterliches Verfahren angesehen, und auf die feierlichste und eindrucksvollste Weise begangen würde, indem dies Verfahren der früheren ungebildeten und unaufgeklärten Zeiten mit dem Verschwinden derselben aufhörte, und zu jenen Zeiten das Recht nur auf der Seite des Stärkern war. So lange aber kein Mittel ausfindig gemacht wird, welches den Beleidiger zwingt, dem Beleidigten eine andere Art Genugthuung zu geben, welche vor der Welt für eben

so ehrenvoll gehalten wird, als die, welche dem Zufall Leben und Glück anheim stellt, wird auch dem Zweikampf kein Einhalt geschehen, zumal der verfeinerte Begriff eines Standes der Gesellschaft festgestellt hat, daß Beleidigungen, welche über oder unter dem Gesetz stehen, deswegen nicht unabhelfbar wären, sondern dem eignen Richter überlassen blieben; und daß der, welcher solche Beleidigungen geduldig ertrüge, einen Mangel an Muth zeige, da Genugthuung zu suchen, wo man sie allein finden könnte. Wenn aber der Muth eine so hauptsächliche und nothwendige Eigenschaft eines jeden Mitgliedes des Militairstandes (der durch obige Begriffe mehr denn jeder andere Stand zu diesem Verfahren, und oftmals mehr durch Zwang, als eigne Wahl, genöthigt ist) seyn muß, wie kann man da eine nachtheilige Meinung davon hegen, wenn Jemand bei einer geringfügigen persönlichen Anreizung es zu vermeiden sucht, die Sache durch Zweikampf abzumachen? Würde nicht ein solches Nachgeben, da der Muth diesem Stande, wie schon gesagt, so eigen seyn muß, wie die Uniform, die er trägt, eher besagen, daß man einen würdigern Gegenstand wünscht, um seine Tapferkeit zu zeigen, als sie wegen einer solchen werthlosen selbstischen Ursache zu verschwenden.

Man hat irriger und fälschlicher Weise behauptet: daß, wenn Offiziere, da sie bei einer Herausforderung der Strafe der Kassation ausgesetzt sind, und um dies zu vermeiden, sich bei empfangenen Beleidigungen oder Schmähungen ruhig verhalten, dennoch ausgesetzt sind, deshalb von einem Kriegsgericht entlassen, oder durch das Urtheil ihrer Kameraden den Abschied zu nehmen gezwungen werden. Daß es ein solches ungerechtes, ab-

scheuliches Gesetz nicht giebt, braucht wohl nicht bemerkt zu werden; denn das Gesetz bestimmt: daß es diejenigen bestraft, die sich selbst Recht verschaffen, sie aber deshalb nicht abhält, Genugthuung auf gesetzlichem Wege zu suchen; und ist es eher die Vernachlässigung des letztern, was bestraft wird, weil Jemand, der beschimpft ist, ohne deshalb eine Anklage zu machen, und die Beschimpfung, ohne einen Versuch sie von sich abzuwälzen, ruhig erträgt, zu der Vermuthung Anlaß giebt, daß dieselbe begründet sey. Wenn unter solchen Umständen Jemand entlassen oder genöthigt wird, einen Stand zu verlassen, der den geringsten Schein einer Schande nicht zuläßt, so hat er dies allein sich selbst, und keineswegs der Unvollkommenheit und dem Mangel des Gesetzes beizumessen, indem er nicht Vertrauen genug auf seine Sache hatte, um deshalb die nöthigen Schritte zu thun.

Die Gesetze bestimmen auch, daß Verbrecher vom Militairstande, welche nach den allgemeinen Gesetzen zu bestrafen sind, von den Zivilgerichten requirirt, ausgeliefert werden müssen, und daß kein kommandirender Offizier dies verweigern darf, sondern alles anwenden muß, um den Zivilgerichten Beistand zu leisten, und des Angeklagten habhaft zu werden. Auf die Vernachlässigung dieses Gebots ist nicht allein eine Geldstrafe gesetzt, sondern der Offizier, der dies absichtlich unterläßt, oder einen Angeklagten an die Zivilgerichte auszuliefern verweigert, oder seinen Beistand zur Festnehmung desselben versagt, wird auch mit Kassation und gänzlicher Unfähigkeit, ein Zivil- oder Militairamt zu bekleiden, bestraft. Eben so steht Kassation darauf, wer einen Schuldner gegen seine Gläubiger in Schutz nimmt, unter dem Vorwande, daß derselbe Soldat sey, der aber

zu der Zeit nicht in Reih und Glied stehe. Letzteres schützt auch nur, in so fern die Schuld nicht 20 Pfd. Sterl. beträgt.

Wenn ein Offizier sich von seinem Vorgesetzten durch angeblichen Mißbrauch seiner Gewalt verletzt glaubt, so hat derselbe seine Anklage zuvörderst dem Obersten oder Kommandeur des Regiments zu machen, und um Abhülfe bei demselben anzutragen, und nur wenn dieser ihm dieselbe verweigert, kann er seine Klage bei dem kommandirenden General anbringen. Eine unmittelbare Anzeige bei dem letztern wird nicht allein als eine Unregelmäßigkeit, sondern als eine offenbare Verletzung angesehen, und demnach bestraft. So wurde der Lieutenant Goff im Jahre 1812 zu Palermo durch ein Kriegsgericht zur Kassation verurtheilt, weil er mit Uebergehung seines kommandirenden Offiziers, des Majors Roß, von dem er sich verletzt glaubte, eine Anklage bei dem kommandirenden General gegen denselben gemacht, und weshalb der Major Roß den Lieutenant Goff, als gegen die Kriegsgesetze handelnd, nun seinerseits angeklagt hatte.

Wenn eine solche Anklage vorschriftsmäßig an den Obersten oder Regiments-Kommandeur zur weitern Beförderung an den kommandirenden General gerichtet ist, dieser die Weiterbeförderung aber verweigert, oder in einer paßlichen Zeit zu thun unterläßt, so steht es dem Kläger frei, sich direkt an den kommandirenden General zu wenden, und diese Weigerung oder Vernachlässigung als eine neue Beschwerde hinzuzufügen. Der kommandirende General berichtet die Sache sodann entweder direkt oder durch den Kriegsminister an den König zur weitern Entscheidung, muß jedoch vorher untersuchen,

ob die angeführten Beschwerden gegründet oder von der Art sind, um deshalb weiter zu berichten. Offiziere oder Soldaten, die sich von ihren Kapitains oder Befehlshabern von Detaschements verletzt glauben, haben ihre Beschwerden bei ihren Regiments-Kommandeurs zu machen, der ein Regiments-Kriegsgericht zusammenberuft, um die Sache zu untersuchen und darüber Recht zu sprechen. Dem Ausspruche dieses Gerichts hat sich der Verklagte zu unterwerfen, oder, im Fall er das Recht auf seiner Seite zu haben glaubt, an ein General-Kriegsgericht zu appelliren. Das Regiments-Kriegsgericht kann jedoch nur verfügen, daß der Beschwerde des Klägers abgeholfen werde, keineswegs steht demselben aber das Recht zu, eine Strafe zu verfügen. Sollte der Kläger mit seiner Beschwerde abgewiesen werden, er sich damit aber nicht begnügen wollen, so kann er ebenfalls an ein General-Kriegsgericht appelliren, welches, wenn es die Sache jedoch auch ungegründet findet, nach Ermessen bestrafen kann. Letzteres geschieht indeß nur dann, wenn kein hinlänglicher Grund zur Appellation vorhanden ist, oder wenn die Beschuldigungen aus boshafter Absicht gemacht zu seyn scheinen; aber nicht in dem Falle, wo der Kläger aus Unkunde oder irriger Ansicht seines Falles handelte.

Von den Pflichten in Quartieren, in der Garnison und im Felde.

Es ist zu jeder Zeit wünschenswerth, daß, während eine Armee durch ein fremdes Land marschirt, noch mehr aber durch das eigne oder das eines Alliirten, sie durch ein friedliches Betragen das Volk beruhige, und den Durchmarsch den Einwohnern so wenig als möglich beschwer-

schwerlich und nachtheilig mache. Ein Gleiches ist auch während des zeitlichen Aufenthalts in Quartieren oder Garnisonen zu beobachten. Zu diesem Zweck sind schon in den früheren Zeiten Verordnungen erlassen, um Willkühr und Exzesse der Soldaten zu verhüten. So verordnete die Königin Elisabeth: daß, wenn eine Abtheilung Soldaten in einem Dorfe einquartiert wird oder durchmarschirt, keiner der Einwohner sowohl in seiner Person, als in seinem Eigenthume verletzt werden darf, bei Todes- oder einer andern, dem Vergehen angemessenen harten Strafe.

Unteroffiziere oder Soldaten, welche sich ohne eine schriftliche Erlaubniß ihres Kommandeurs eine Meile vom Lager entfernen, werden nach Ermessen eines General- oder Regiments-Kriegsgerichts bestraft. Unter Karl I. erlitt der Uebertreter dieses Verbots die Todesstrafe, wenn er nur eine halbe Meile vom Lager entfernt angetroffen wurde.

Trunkenheit im Dienst wird bei einem Offizier mit Kassation, und beim Soldaten mit Körper- oder Gefängnißstrafe geahndet; ja bei Vergehen, die in der Trunkenheit begangen sind, wird die Strafe nicht gemildert, sondern verstärkt. Ein Soldat, der in trunkenem Muth sein Schwert gezogen, und einige Stadtleute mißhandelt hatte, wurde durch ein Kriegsgericht verurtheilt: daß er eine Stunde auf dem Marktplatz zu Plymouth zur Schau stehen, zweimal durch vier Kompagnien Spießruthen laufen, sodann sein Schwert über seinem Kopf zerbrochen, und er kassirt werden sollte.

Lieutenant Robertson, vom 35sten Regiment, wurde im August 1810 wegen Trunkenheit am Abend des Tages, an welchem die Kompagnie, zu der er ge-

hörte, ausgeschifft war, und wegen noch anderer an demselben Abend begangener Unordnungen, zur Kassation verurtheilt, „weil er dadurch unfähig gewesen, diejenige Wachsamkeit und Aufmerksamkeit auf seine Leute zu haben, die ihm als Subaltern-Offizier zukomme, und er im Gegentheil den Soldaten ein beschämendes Beispiel von Unregelmäßigkeit gegeben habe, welche zu vermeiden ihnen streng auferlegt sey."

Gleiche Strafe erlitt im November 1811 Lieutenant Maxwell, vom 8ten westindischen Regimente, weil er wiederholt betrunken war, wenn er Dienst hatte, in die Baracken der Soldaten ging, und mit ihnen aß und trank, namentlich an einem Tage, als ihm ein Dienst übertragen war.

Schildwachen, welche sich, bevor sie abgelöst worden, von ihrem Posten entfernen, oder schlafend angetroffen werden, erleiden die Todes- oder eine andere, von einem General-Kriegsgericht zu bestimmende Strafe. Dies Vergehen wurde schon in den frühesten Zeiten auf das strengste bestraft. So soll Epaminondas, als er einst die Ronde in seinem Lager machte, ein Schildwache, welche er schlafend fand, getödtet haben, indem er die merkwürdigen Worte sagte: „daß er ihr kein Leid zufüge, indem er sie bloß so lasse, wie er sie gefunden habe."

Wer eine Sauvegarde oder ein Sicherheitsgeleit angreift, und vor einem General-Kriegsgericht dessen überwiesen wird, erleidet den Tod; indem die Ertheilung derselben zu den Vorrechten der Krone gehört, und deren Verletzung als eine Art von Verrath gegen die Krone und die Würde des Königs angesehen wird.

Ohne eine besondere Erlaubniß des Königs durfte,

außer dem General oder unmittelbaren Lieutenant des Königs, keiner, selbst nicht der Konstabler und Marschall, eine dergleichen ertheilen. Sie waren zur Zeit von Feindseligkeiten zwischen andern Staaten das beste und alleinige Mittel, um die nöthige Gemeinschaft mit denselben und den gegenseitigen Unterthanen zu unterhalten, und wurden überall für heilig gehalten, so daß die Verletzung derselben eine hinreichende und gerechte Ursache zum Kriege war, zumal da sie auch oft als Mittel gebraucht wurden, um befeindete Staaten wieder auszusöhnen.

Derjenige erleidet ebenfalls die Todes- oder eine andere, nach Ermessen eines General-Kriegsgerichts zu bestimmende Strafe, der dem Feinde oder einem andern, der nicht dazu berechtigt ist, die Parole mittheilt, oder eine andere Parole, als er erhalten hat, giebt. Von der größten Wichtigkeit ist es, daß die Parole und die Losung (Counter Sign), welche, um sich in der Nacht zu erkennen, beide gesagt werden müssen, nicht laut mitgetheilt werden. So benutzte Vespasian die laute und unvorsichtige Mittheilung der Parole durch die Soldaten des Vitellius, und wandte sie zu ihrem Verderben an.

Einverständniß mit dem Feinde, sey es direkt oder durch Briefe, Boten, Zeichen, oder auf irgend eine andere Weise, wird mit dem Tode oder nach dem Ausspruch eines General-Kriegsgerichts anderweitig bestraft. Schon die Griechen und Römer bestraften diese Art von Verrath auf das strengste, indem wir von Marcellus das Beispiel haben, daß er 70 Personen zum Tode verurtheilte, weil sie mit Hannibal im geheimen Einverständniß standen; und Laurus wurde eines gleichen

Verbrechens wegen zu Athen gespießt. Die Aegypter bestraften zwar nicht so hart, jedoch auf eine andere angemessene Weise, indem sie dem Verbrecher die Zunge ausschnitten.

Das Verlassen seines Postens oder seiner Fahne, in der Absicht zu plündern, hat Todes- oder andere Strafe zur Folge, indem das Unheil, welches daraus entstehen kann, unabsehbar ist. Die Samniter, welche die Römer geschlagen hatten, und, anstatt diese zu verfolgen, zu plündern anfingen und sich dabei gänzlich zerstreuten, wurden von den letztern, welche sich wieder gesammelt und gesetzt hatten, aufs neue angegriffen, und erlitten eine vollständige Niederlage. Einer der größten Feldherren unserer Zeit wurde auch des größern Erfolgs einer gewonnenen Schlacht dadurch beraubt, daß ein Theil der Armee mit Verfolgung der Franzosen, welche in Unordnung flohen, abließ, und über die verlassene Bagage derselben herfiel. Gleich Cäsar, machte es ihm weniger Schwierigkeit, den Feind zu schlagen, als die Zügellosigkeit seiner Armee im Augenblick des Sieges zu hemmen. Wenn der brittische Feldherr hier nicht den Ruhm eines Cäsars einerntete, so war es nicht aus Mangel einer der vortrefflichen Eigenschaften seines großen Vorbildes, sondern daß die brittische Disziplin der römischen nicht gleich kam.

Bei allen Nationen und zu allen Zeiten ist man bemüht gewesen, hinsichts der Erhaltung und Instandhaltung der Waffen und anderer militairischen Gegenstände, Gesetze zu erlassen, und denen, die sie tragen, Achtung dafür einzuflößen. Um den Schild, die Hauptvertheidigungswaffe der Lacedämonier, dem jungen Krieger noch theurer und heiliger zu machen, wurde es ihm,

wenn er zuerst in das militairische Leben eintrat, von der Hand seiner Mutter mit der strengen Ermahnung überreicht, nur **mit** oder **auf** demselben zurückzukehren. Dem **Epaminondas**, als er bereits im Sterben lag, soll es noch eine große Sorge gemacht haben, versichert zu seyn, daß sein Schild gerettet sey. Auch bei den Römern wurde der Verlust des Schildes für eine große Schande gerechnet, und die Redensart: „relicta non bene parmula," *) bei Gelegenheit, daß sich Jemand nicht ehrenvoll aus einer Sache zurückzog, angewendet. Eine solche Liebe hatten die Alten zu ihren Waffen, daß sie die Erhaltung derselben dem Leben selbst vorzogen. **Archilogus**, der Poet, wurde aus Sparta verbannt, weil er behauptete, daß ein Soldat besser thäte, seine Waffen wegzuwerfen, als zu sterben.

Die schottischen Gesetze erklärten den Soldaten für ehrlos, der sein Schwert verpfändete, und wurde derselbe, als des Umgangs mit seinen Kameraden unwerth, degradirt.

Die englischen Gesetze haben es immer für eben so schändlich als kriminell erklärt, wenn ein Soldat seine Waffen und seine Equipirung verkauft, verpfändet, oder aus Unachtsamkeit verliert; die Bestrafung war jedoch unter den verschiedenen Regierungen auch verschieden.

Wer zur Zeit der Königin **Elisabeth** seine Waffen, sein Pferd oder andere Rüstungen verkaufte, verpfändete, verlieh oder weggab, oder dieselben nicht in Acht nahm und vor Verderben hütete, erlitt Gefängnißstrafe und Infamie. Unter **Karl I.** stand Todesstrafe auf das Wegwerfen der Waffen und des Pulvers zur

*) Seinen Schild nicht ehrenvoll verlassen zu haben.

Zeit des Gefechts. Die neuern Kriegsgesetze besagen: jeder, der zur Zeit von Feindseligkeiten Waffen oder Munition von sich wirft, wird mit dem Tode oder anderweitig, nach Ermessen eines General-Kriegsgerichts, bestraft.

Eben so steht Todesstrafe darauf, wenn Jemand seine Fahne verläßt oder vor dem Feinde flieht; dies ist zu allen Zeiten als eins der größten Vergehen, deren sich ein Soldat schuldig machen kann, angesehen worden, und wurde oft auf der Stelle durch den Anführer selbst bestraft, wie dies ein Beispiel des Antinous, eines der Centurionen in der Armee des Vespasian, besagt, der, als er bemerkte, daß ein Fahnenträger dem Feinde den Rükken wandte, diesen augenblicklich durchbohrte.

Ein Befehl des Grafen von Northumberland verordnete: Ein Regiment oder eine Kompagnie, welche den Feind angreifen, sich jedoch, bevor sie handgemein werden, wieder zurückziehen, müssen vor einem Kriegsgericht deshalb Rede stehen, und werden die Offiziere deshalb schuldig befunden, so werden diese aus dem Lager verwiesen; liegt die Schuld aber an den Soldaten, so wird der zehnte Mann nach Ermessen der Umstände bestraft, und die übrigen müssen als Schanzarbeiter und Gassenkehrer im Lager oder in der Festung dienen, bis daß eine würdige Handlung diesen Schimpf wieder abwäscht.

Eine Verordnung des Grafen Essex in dieser Hinsicht ist strenger; sie besagt: Ein jeder Offizier oder Soldat, der seine Pflicht nicht thut, wird mit dem Tode oder einer andern entehrenden Strafe bestraft, wenn das Kriegsgericht finden wird, daß seine Feigheit es verdient.

Bei einer Landung englischer Truppen auf Jamaika, um das Jahr 1653, erließ General Venables den Befehl, daß, wenn einer davonzulaufen beabsichtige, der nächste Mann ihn tödten solle, und wenn er dies zu thun unterlasse, er der strengsten Strafe von einem Kriegsgericht unterworfen werden solle.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel von Feigheit, welche ein brittischer General-Adjutant bei den ersten Unternehmungen gegen die Insel Hispaniola zeigte, wurde durch ein Kriegsgericht mit Kassation, daß sein Schwert über seinem Kopf zerbrochen werden, und er sodann in dem Hospitalschiff der Flotte als Schiffsjunge dienen solle, bestraft. Dies Beispiel von Feigheit scheint der Grund des obigen Befehls des Generals Venables gewesen zu seyn.

Bei einem General-Kriegsgericht, welches im Jahr 1811 zu Gibraltar über den Kapitain Barneß, vom 89sten Regimente, gehalten wurde, und wo er beschuldigt war, sich bei der Expedition unter Befehl des General-Majors Lord Blainey, im Oktober 1810, schlecht verhalten zu haben, entschied das Gericht: daß der Gefangene sich in so fern eines schlechten Verhaltens vor dem Feinde schuldig gemacht, als er sich im Augenblick des allgemeinen Rückzuges nicht bei seiner Kompagnie befunden habe, daß aber, in Folge seines guten Benehmens vor dem Rückzuge, das Gericht ihm nicht persönliche Feigheit zur Last legen könne. In Hinsicht des erstern Vergehens verurtheilte es ihn zur Kassation, empfahl ihn aber zugleich der Gnade des Prinz-Regenten. Dieser hielt es indeß für angemessen, obgleich der Kapitain sich keiner Feigheit schuldig gemacht habe, jedoch des andern Vergehens überführt sey, seine Gnade nur

in so fern zu Gunsten des Gefangenen eintreten zu lassen, daß er das Urtheil der Kassation in Entlassung milderte.

Zu den Hauptverbrechen gehörte auch die schändliche Uebergabe einer Besatzung, Festung, Wache oder eines Postens, und wurde solche auf das strengste bestraft. Jedoch hat man bei der Bestrafung darauf Rücksicht genommen, ob eine solche Uebergabe aus Feigheit oder Verrath, oder aus Mangel an Achtsamkeit geschehen sey, wie dies das Urtheil eines General-Kriegsgerichts über den Obersten Cockburne, Gouverneur von St. Eustatius, beweist, welcher wegen großer Fahrlässigkeit angeklagt war, indem er nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zur Vertheidigung der Insel genommen, obgleich er Nachricht erhalten hatte, daß der Feind einen Angriff auf dieselbe beabsichtige, so daß er am 26. November 1781 von einem geringen Korps Franzosen, welche ohne Widerstand gelandet waren, überrascht, und er dadurch zur Uebergabe der Insel und der unter seinem Befehle stehenden Truppen genöthigt wurde. Das Kriegsgericht, in Rücksicht, daß hier kein Verrath, sondern eine strafbare Nachlässigkeit allein statt gefunden, wandte nicht die ganze Strenge der Gesetze an, sondern bestrafte bloß mit Entlassung aus den Diensten des Königs.

Es ist bei Militairs immer ein Punkt der Ehre gewesen, den anvertrauten Posten nicht allein auf das beste, sondern auch auf das äußerste zu vertheidigen, zumal die Erhaltung eines solchen oft von der höchsten politischen Wichtigkeit ist, wie dies unter andern in den letzten spanischen Kriegen die so hartnäckige Vertheidigung der Plätze Ciudad Rodrigo, Burgos und anderer

beweist, deren Besitz für die Franzosen in ihren merkwürdigen, jedoch zurückgeschlagenen Angriffen auf Spanien und Portugal, die höchste Wichtigkeit hatte.

Eine der merkwürdigsten und glorreichsten Vertheidigungen einer Festung bleibt aber die Vertheidigung von Gibraltar, eines unfruchtbaren Felsens, deren muthvoller Kommandant, General Elliot, bei einer langwierigen und fast beispiellosen Belagerung, durch so viel neue und gewagte Unternehmungen und Thaten dieser Vertheidigung den Glanz und Erfolg eines großen und mannigfachen Feldzuges erwarb, und wegen seiner ausgezeichneten Verdienste zum Baron Hathfield von Gibraltar ernannt wurde.

Wenn die Vertheidigung eines Platzes indeß ohne Erfolg gewesen, in derselben jedoch Alles aufgeboten ist, um ihn zu erhalten und Widerstand zu leisten, so ist dieser Versuch immer sehr ehrenvoll, und kann man dem Kommandanten und seinen Truppen die höchste Achtung nicht versagen.

Die Besatzung von Scodra, welche nach einer sehr tapfern Gegenwehr mit den Türken kapitulirte, wurde nicht allein von aller Schuld freigesprochen, sondern sogar von den Venetianern für ihre Treue und Tapferkeit belohnt.

Ja, der Ehrenpunkt, eine Festung zu behaupten, erstreckt sich so weit, daß es als eine historische Thatsache erzählt wird, daß Alphons Perez bei der Belagerung von Tariffa es eher ertrug, seinen Sohn, welcher bei einem Ausfall von den Mohren gefangen genommen war, vor seinen Augen tödten zu sehen, als sich zur Uebergabe bewegen zu lassen.

Diejenigen aber, welche einen Posten verließen, ohne

alle Mittel zu dessen Vertheidigung angewendet zu haben, sind auf das strengste bestraft worden. Augustus Cäsar befahl einem seiner Anführer, mit seinen unterhabenden Truppen einen von ihnen ohne hinlängliche Vertheidigung verlassenen Platz wieder zu nehmen, auf Gefahr oder bei Strafe seines Lebens.

Auch diejenigen sind der Todesstrafe unterworfen, welche den Befehlshaber irgend eines Postens zwingen, denselben dem Feinde zu übergeben, oder ihn zu verlassen, oder ihn durch Ueberredung oder andere Mittel dahin zu bringen suchen, seiner Pflicht untreu zu werden.

Eine Verordnung des Grafen von Essex, zur Zeit Karls I., lautete in dieser Hinsicht: wenn die Besatzung eines Platzes den Gouverneur oder Kommandanten zur Uebergabe desselben zwingt, so sollen alle Offiziere mit dem Tode bestraft, und von den Gemeinen, welche dazu mitgewirkt haben, jeder zehnte Mann, nachdem ihn das Loos trifft, gehangen werden.

Schon bei den Alten wurden Vergehen der Art hart bestraft. So wurde Cirsilus von den Weibern Athens zu Tode gesteinigt, weil er seine Mitbürger zu überreden suchte, sich dem persischen Könige zu unterwerfen. Und als nach dem Tode des Cyrus die Griechen, die mit ihm gekommen waren, weit von ihrem Vaterlande sich in Noth befanden, und ein gewisser Apollonides, an andern Mitteln verzweifelnd, wollte, daß sie sich dem Feinde auf Gnade ergeben sollten, so wurde dieser Vorschlag für einen Krieger so unwürdig befunden, daß man denselben entwaffnete, und, gleich einem Lastthiere, mit Bagage beladete.

Dies scheint bei den Alten die gewöhnliche Art gewesen zu seyn, dergleichen Vergehen zu bestrafen, indem

auch der Kaiser **Konstantin** verordnete, daß ein jeder, der durch irgend ein Zeichen, einen Laut oder durch Worte, dem Feinde eine Mittheilung macht oder ihn zu einem Unternehmen aufmuntert, mit Ketten beladen und gleich einem Thiere der Armee nachgeführt werden sollte.

Von der Gerichtspflege.

Ein General-Kriegsgericht, wenn es in den vereinigten Königreichen oder deren Besitzungen gehalten wird, darf aus nicht weniger denn neun, und wenn es einen Offizier betrifft, aus nicht weniger denn dreizehn Mitgliedern bestehen; auch kann der kommandirende General, oder der Gouverneur oder Kommandant eines Platzes nicht Präsident eines solchen seyn. In einem Platze außerhalb der Besitzungen des Königreichs können sieben Mitglieder schon ein Kriegsgericht bilden. Der Präsident muß jedesmal ein Stabsoffizier seyn, wo ein solcher aber nicht ist, muß mindestens ein Kapitain den Vorsitz führen. Die Mitglieder werden aus den Truppentheilen genommen, zu welchen die klagenden und beklagten Partheien gehören. Da der Dienst der Miliz von besonderer Art ist, und nach andern Gesetzen und Gebräuchen gehandhabt wird, als bei den regulairen Truppen, so kann kein Offizier von derselben einem Kriegsgerichte über einen Offizier oder Soldaten dieser Truppen beisitzen; dahingegen sind auch Offiziere der letztern von einem Kriegsgerichte über einen Offizier oder Soldaten der Miliz ausgeschlossen. Der General-Anwald ist ermächtigt, im Namen des Königs eine Klage einzuleiten, indem er einem Kriegsgerichte von einem geschehenen Verbrechen, welches das Interesse der

Krone gefährdet, Nachricht giebt, damit solches von diesem Gericht untersucht werde.

Kein Todesurtheil kann von einem Kriegsgericht, aus dreizehn Mitgliedern bestehend, gefällt werden, wenn nicht neun Stimmen dasselbe aussprechen, so wie überhaupt zwei Drittheile der Stimmen eines Kriegsgerichts, es bestehe aus mehr oder weniger denn dreizehn Mitgliedern, zur Fällung eines Todesurtheils erforderlich sind. Ehe dasselbe jedoch vollzogen werden kann, muß es vom Könige oder dem kommandirenden General, wenn er dazu mit Vollmacht versehen ist, bestätigt werden.

Regiments-Kriegsgerichte müssen aus wenigstens fünf Mitgliedern bestehen, und können die Urtheile erst nach Bestätigung des Kommandeurs, der aber nicht Mitglied seyn darf, vollzogen werden.

Ein kommandirender Offizier kann einen Offizier oder Soldaten wegen eines begangenen Vergehens, ersteren in Arrest und letzteren in das Gefängniß schicken, bis daß ein Kriegsgericht die Sache untersucht, was jedoch innerhalb acht Tagen, oder in solcher Zeit geschehen muß, als ein Kriegsgericht sich füglich versammeln kann. Ein Offizier, der Arrest bekommen hat, und denselben verläßt, ehe er gesetzlich daraus befreit ist, wird, wenn solches vor einem Kriegsgericht erwiesen ist, mit Kassation bestraft.

II.

Erste Belagerung von Zaragoza *).

1. Geschichtliche Einleitung. Aufstand in Aragon.

Erde deckt die Ruinen Numancia's und verbirgt sie dem forschenden Auge des Wanderers; aber sie vermag nicht den hohen Ruhm von dem verschütteten Gemäuer zu verdrängen, der ewig an dem Fleck haftet, wo ein edles Volk sich der Freiheit und Unabhängigkeit opferte. Zeigte die hohe Numancia durch einen 14jährigen Kampf gegen Roms Macht, was wenig Brave gegen Unterdrücker vermögen, so zeigt uns die heldenmüthige Zaragoza durch ähnlichen Muth, daß unsere großen Steinmassen von Städten die besten Festungen sind, und mörderischer als diese vertheidigt werden können. Zaragoza wird ein ewig glänzender Punkt in der Geschichte seyn, und zu ihm kommen wir jetzt.

Der Brigadier Don Jose Rebolledo, Palafox y Melzy war von Bayonne mit dem Befehle des

*) Fragment aus einem unter der Presse befindlichen Werke, betitelt: „Geschichte der spanischen Revolution, vom königl. preuß. Obersten v. Schepeler." — Der Redaktion durch die Güte des Hrn. Verfassers, vormaligen preuß. Geschäftsträger in Madrid und früheren Theilnehmer an diesem Kriege gegen Frankreich, mitgetheilt.

Königs nach Aragon geeilt, um die Feindseligkeiten zu beginnen; allein die Gegenbefehle an die Junta machten alles rückgängig, und Palafox zog sich auf sein Landhaus, Thurm a Franc genannt, zurück. Jung, feurig, unruhig und verschlagen, trieb ihn jedoch die Ehrsucht, in dieser Zeit der Umwälzungen eine seines Namens würdige Rolle zu spielen; und wo konnte er dies besser, als in Aragon, wo seine alte Familie so viele Anhänger hatte? Er sah die unruhigen Bewegungen in der Nation, und benutzte sie kühn. Andere Nationen waren auf demselben Wege, und im Volk fand man sich zusammen. Die verschiedenen Farben der Unruhen waren zum Theil eine Folge der Verbündeten, ohne eigentliche Verschwörung.

Schon seit der Nachricht vom 2. Mai sprachen die Aragonier von nichts als Bewaffnung. Aber der General-Kapitain Don Jorge Juan de Guillelmio war ein Unterwürfigkeitsprediger, der an Palafox den Befehl erließ, sich von Zaragoza zu entfernen. Dieser zögerte jedoch zu gehorchen.

Die Szenen von Bayonne setzten ganz Aragon in Bewegung, und die Kirchen in Zaragoza waren vom Morgen bis Abend mit Betenden angefüllt, die vom Allmächtigen Gerechtigkeit gegen die Treulosigkeit der Feinde erflehten. Dies religiöse Gefühl erweckte und unterhielt die innere Unruhe. Den 21. Mai erhielt Zaragoza Befehl, Deputirte nach Bayonne zu senden; aber das Domkapitel beschloß nicht zu gehorchen, welches Zeichen des Patriotismus ihm den folgenden Morgen ein Blatt im Namen des Volks dankte.

Als den 24. Mai die Madrider Zeitung vom 20sten mit der Nachricht in Zaragoza anlangte, daß Karl und

Ferdinand abgedankt hätten, brach der Aufruhr des Volks, durch einzelne Exaltirte angefächt, in hellen Flammen aus. Es wälzte sich in Masse zum Hause des General-Kapitains, und verlangte die Schlüssel zum Kastell von Aljaferia, worin sich das Arsenal und die Magazine befanden. Guillelmio widerstand, wurde jedoch festgenommen, und zur Auslieferung der Schlüssel gezwungen. Die wenigen Artilleristen in Zaragoza schlugen sich auf die Seite des Volks. Dasselbe bemächtigte sich auch der Munitionsvorräthe, setzte die bisherigen Stadtbehörden ab, und neue dafür ein. Alle Bürger wurden mit Waffen versehen, und auch viele Bauern aus der Umgegend kamen in die Stadt. Den 25sten sah man nichts als rothe Kokarden und Bewaffnete in den Straßen.

Die Bewohner der Vorstadt, welche sich im Aufstande ausgezeichnet hatten, zogen nun nach dem Landhause des Palafox, und trugen demselben im Namen ihrer Mitbürger das General-Kommando an. Nach einiger Weigerung, und nachdem man ihm blinden Gehorsam gelobt hatte, nahm er es an, und zog den 26sten im Triumph in Zaragoza ein.

Der 27ste war nur den Danksagungen in der Kapelle der Maria del Pilar, Schutzbild von Zaragoza und Aragon, geweiht. Palafox erschien hier im Prunk mit seinem Gefolge, stieg die Stufen des Altars hinauf, und küßte dem Muttergottesbilde die Hand, zum Zeichen, daß er sie als Souverainin anerkenne, und für sie Alles beginne. Bürger und Bauern schwuren ihm nun, ihr Leben für Spanien aufzuopfern, und dem Vaterlande und dem Könige treu zu bleiben. Diesen heldenmüthigen Entschluß Zaragoza's that den 28sten eine Prokla-

mation ganz Aragon kund, und Palafox forderte durch sie alle Männer auf, die Waffen zur Vertheidigung von König, Vaterland und Religion zu ergreifen. Eine zweite Proklamation beschränkte diesen Aufruf jedoch nur auf die jüngeren Männer, da man die Unmöglichkeit einsah, Alle mit Waffen zu versehen.

Der 30. Mai, als der Namenstag Ferdinands, wurde mit unendlichem Jubel gefeiert. Um dem Volke den gefangenen Monarchen noch werther zu machen, hob Palafox die von Godoy auferlegte Vermehrung der Weinkonsumtionssteuer auf.

An diesem Tage fingen auch die freiwilligen Beiträge zum Unterhalt der Truppen, und die Formirung der Gilden-Kompagnien an.

Um Mürat und die andern französischen Befehlshaber so lange als möglich über die Vorgänge in Aragon in Ungewißheit zu erhalten, verbot Palafox durch ein Dekret jede Mittheilung davon bei Strafe des Hochverraths, und während der Postenumlauf ungehindert bleiben sollte, autorisirte er die Behörden, verdächtige Briefe zu öffnen, jeden Spanier und alle Reisende anzuhalten, und deren Briefe den Behörden zu übergeben. Alle in Zaragoza befindliche Franzosen wurden erst in das Kastell, dann nach Ampasta, und zuletzt nach Frankreich geschafft.

Als die Zirkulaire des Consejo mit den Proklamationen Napoleons aus Bayonne erschienen, erließ Palafox sein berühmtes Dekret vom 31. Mai, worin er unter andern den Kaiser und dessen ganze Familie, so wie alle Franzosen mit ihrem Kopf für die Sicherheit Ferdinands und der Infanten verantwortlich machte; im Fall eines Verbrechens gegen dieser Leben, von dem

Wahl-

Wahlrechte der Nation zu Gunsten des Erzherzogs **Karl von Oestreich** Gebrauch machen zu wollen erklärt; und **endlich** alle sich noch nicht erhobenen spanischen Provinzen **einladet**, dasselbe zu thun, und Deputirte nach **Teruel**, oder einen andern Ort zu senden, um einen **Lugor Teniente** des Reichs zu wählen.

Diese kühne Erklärung, welche die Scheide des gezogenen Schwertes wegwarf, entsprach der Kühnheit der Aragonier, schmeichelte ihrer Anhänglichkeit an das östreichsche Herrscherhaus, und rief die vorigen Fehden mit Frankreich ins Andenken zurück. Dabei gab **Palafox** dem Enthusiasmus des Volks eine religiöse Stütze durch alle die Prunkmittel und öffentlichen Aufzüge, welche auf den Südländer einen so großen Eindruck machen. **Mit** unermüdeter Thätigkeit und Energie war er bemüht, eine große Volksvertheidigung zu schaffen, und obwohl manche Ungerechtigkeiten und Willkührlichkeiten begangen wurden, erreichte er doch den großen Zweck, sich das Zutrauen des Volks zu erwerben, dem Lauen Thätigkeit und dem Verräther Furcht einzuflößen.

Die Anzahl der Truppen in Aragon war beim Ausbruch der Revolution folgende: 100 Dragoner vom Regiment König; 100 Mann vom 1sten Bataillon aragonischer Freiwilliger (Voluntarios de Aragon, Linientruppen); 70 von dem von Katalonien; 150 vom Regiment Estremadura; 80 Füseliere von Aragon, und 14 Artilleristen: in allem also 514 Mann. Hierzu kamen nach und nach viele Deserteurs aus Madrid, Kastilien und Katalonien: 200 Mann vom Sappeur-Regiment in Alcala, und Gardes du Corps aus der Hauptstadt, aber ohne Pferde. — Ferner erschienen den 13. Juni 250 Mann vom 1sten Regiment der aragonischen Frei-

willigen, welche Ende May's von Granada zur Dekkung des Passes von Despeña Perros gegen Dupont gesandt waren, die ihr Oberst Peña aber nach Madrid führte. Dieser hatte daselbst Unterredungen mit O'Farril, und der Prozeß wegen Verrätherei, den ihm die Junta Central nachher machen wollte, scheint seine Schuld wenigstens beim Anfang des Marsches zu beweisen. Allein dem Rufe des Vaterlandes konnten die Aragonier nicht widerstehen, obgleich sie ihn in der Entfernung nur dumpf vernahmen: sie brachen plötzlich von Ocaña auf, und langten in sechs Tagen, nach einem Marsch von 50 deutschen Meilen, in Zaragoza an, wo sie, mit Tambours an der Spitze, sogleich in die Kapelle del Pilar marschirten, um der Schutzpatronin Aragons ihre Waffen zu weihen. Alle diese kleinen Haufen regulirter Truppen wurden unsichtbar in der Masse der Bürger und Bauern, und noch dazu erschienen sie erst theilweise nach der Explosion.

Aus den einberufenen verabschiedeten alten Soldaten wurde ein Bataillon zusammengesetzt; aber aus der neuen Mannschaft formirte Palafox Tercios, zu 10 Kompagnien, jede von 100 Mann. Die verabschiedeten und pensionirten Offiziere wurden dabei eingetheilt, und die übrigen Stellen jungen Männern des Stadtadels und angesehenen Bürgern gegeben. Tercios hießen vordem die spanischen Regimenter, und die Wiederherstellung dieses alten Namens war ein Aufruf, um den unter ihm ehemals erfochtenen Ruhm zu erneuern.

Von vielen Ortschaften und Distrikten kamen ganze Kompagnien, ja ganze Tercios mit ihren Fahnen nach Zaragoza, und den 10. Juni rückten 9000 Mann, alt und jung, aus Nieder-Aragon in die Stadt. Da nicht

Waffen genug, und besonders keine Offiziere für so viel Menschen vorhanden waren, so beurlaubte Palafox alle Familienväter.

Durch Palafox's Bemühungen, den Aufstand überall zu verbreiten, denn seine Emissaire durchstreiften die ganze Halbinsel, wurde Zaragoza der Mittelpunkt des Patriotismus der umliegenden Provinzen. Aus Navarra, de Rioja, Soria und Kastilien erschienen Deputirte, die Unterstützung an Waffen und Munition verlangten.

Auch Tortosa sandte ihm einen Abgeordneten; und durch diese Stadt setzte er sich mit Mallorca und Minorca in Verbindung, wo seine Emissaire viel zu der Insurrektion der Truppen gegen die egoistische Junta der Balearen beitrugen, wie unten erwähnt wird.

Lerida, dieser wichtige Platz Kataloniens, schloß sich im Anfang gleichfalls an Aragon an. Palafox sandte den Leridanern einige Waffen, und gab ihnen seinen Bruder Don Francisco zum Kommandanten, der aber nicht dahin abging. Von dieser Stadt erhielt Zaragoza während der Belagerung viel Unterstützung.

Es ist kein Zweifel, daß in dem jungen, feurigen Palafox der Gedanke rege wurde, sich zum Anführer oder Diktator wenigstens der Krone Aragons zu erheben: und mit großem Feldherrntalent wäre er es geworden.

Der Marquis Lazon, ältester Bruder von Palafox, befand sich in Madrid, und der Graf Montejo, des letzteren thätigster Freund daselbst, beredete ihn, nach Zaragoza zu gehen. O'Farril trug dem Marquis auf, seinen Bruder dahin zu bringen, daß er die Aragonier beruhige, welches dieser auch versprach, aber von Zara-

goza schrieb, daß Don Jose, durch das Volk an die Spitze gestellt, es nicht zurückhalten könne. — Auch der jüngere Bruder des Generals, Don Francisco Palafox, der verkleidet von Bayonne nach Madrid entfloh, langte von da mit mehreren Offizieren an.

Palafox sandte den 7. Juni den Marquis Lazan mit dem ersten Tercio und vier Kanonen nach Tudela, denen bald darauf noch 400 Mann mit vier Stükken und 500 Flinten für die Tudelaner folgten.

Aber der General trachtete auch danach, auf dem Wege nach Madrid ein Korps zu versammeln, um Unternehmungen gegen diese Hauptstadt und Kastilien auszuführen; zu welchem Zweck er den Obersten Versages, Wallonen-Offizier, nach Calatuyud sandte. Dieser kommandirte den Studenten-Tercio, der sich bei allen Gelegenheiten auszeichnete, und in welchem der junge Mina seine militairische Laufbahn anfing *).

Der Enthusiasmus des Volks wurde durch jede Nachricht vom Aufstande anderer Städte und Provinzen zu hellen Flammen angefacht; aber Palafox setzte noch einen Hebel in Bewegung, der die Voreltern der Aragonier aus dem Grabe hervorrief, um die Enkel zu elektrisiren. Die napoleonischen Cortes sollten den 15. Juni in Bayonne zusammen kommen; Palafox stellte ihnen aragonische entgegen, welche seine Autorität und den offenen Widerstand mehr legitimirten, als alle jene erzwungenen Abdankungen.

Cortes! Cortes! erscholl es durch ganz Aragon, und

*) Aus diesem Korps wurde nachher das Bataillon Doyle, nach dem englischen Kommissair genannt, errichtet, worin auch der ältere Mina, jetziger General, diente.

die vergangenen Jahrhunderte mit allem ihren Ruhm traten vor die Einbildungskraft der muthigen Aragonier. Den 9. Juni kamen sie in Zaragoza zusammen.

Palafox wurde von ihnen zum General-Kapitain ernannt; auch errichtete man unter seinem Vorsitz eine aus sechs Mitgliedern bestehende Junta.

Die List in Rücksicht der Post hatte die Franzosen in Madrid wirklich in Ungewißheit erhalten. Ein von Mürat als Kundschafter ausgeschickter Generalstabs-Offizier wurde gefangen. Der Ruf der Revolution drang dagegen schnell nach Bayonne. Die dort versammelten spanischen Minister und Großen hatten die Schwachheit, eine Ermahnung zur Ruhe an die Aragonier ergehen zu lassen. Sie langte den 13. Juni in Zaragoza an. Palafox ließ sie sogleich drucken und vertheilen, überzeugt, daß sie eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde. Er hatte Recht, obgleich denselben Tag die Nachricht von dem unglücklichen Gefechte bei Mallen eintraf, woselbst der französische General Lefebre-Desnouettes, nach einem schon bei Tudela erhaltenen Vortheil, die Aragonier unter dem Marquis Lazon und dessen Bruder Don Francesco gänzlich geschlagen und zerstreut hatte.

Es war 10 Uhr Abends desselben Tages, als die Nachricht von Mallen in der Hauptstadt ankam; die Sturmglocke rief um Mitternacht Alles zu den Waffen. Jung und Alt stürzte aus den Häusern nach den Depots, und von da bewaffnet nach dem Sammelplatze vor der Stadt. Hier wurden Kompagnien formirt, Anführer erwählt, und alles theilte sich nach Verwandtschaft und Bekanntschaft ein, so wie im Mittelalter die Bans zusammentraten. Hätte das neue Heer gleich marschiren

können, so wäre es früh den 14ten bei Alagon angekommen, hätte ausgeruht und Position genommen. Allein die Nacht ging mit Eintheilungen verloren, und die Gesichter dieser an keine Unbequemlichkeit des Kriegs gewöhnten Menge zeigten beim anbrechenden Morgen Hunger und Schlaf. Mit diesem schon abgematteten Haufen setzte sich Palafox in Marsch, und ließ die herbeigebrachten Lebensmittel auf Karren nachführen. — Besser hätte man gethan, den Feind stehenden Fußes und noch besser in Zaragoza selbst zu erwarten.

Alagon ist zwei Meilen von Zaragoza entfernt, und bietet hinter dem kleinen Flusse Xalon eine ziemlich gute Position dar. 400 alte Soldaten und einige hundert organisirte Bauernschützen kamen als Vortrab der Volksarmee daselbst 7 Uhr Morgens an, und machten eine französische Patrouille gefangen. Der große Haufen selbst rückte aber erst gegen 11 Uhr ein, in demselben Augenblicke, als auf der entgegengesetzten Seite der Feind erschien; obgleich die Dragoner der Avantgarde gemeldet hatten, er sey noch weit entfernt. Die Artillerie war noch nicht aufgefahren, und der durch Hunger und Durst abgemattete Ban lag oder stand noch in Kolonnen, um sich, jeder so gut als möglich, zu erquicken, als das Feuer bei dem Vortrab anfing, der sich ziemlich gut hielt.

Die Franzosen sandten einige Truppen, um aufwärts bei Fiqueruelas über den Fluß zu gehen. Als diese die Bewegung ausführten, und die französische Artillerie ihr Feuer eröffnete, verbreitete sich der Ruf unter den Spaniern, der Feind schneide ihnen von Fiqueruelas den Rückzug ab, und dringe von daher schon in die Stadt. Schnell wurde daher der Rückzug angetreten,

der bald in ein Durcheinanderlaufen ausartete. Die Franzosen rückten, als sie die Masse sich auflösen sahen, nach Alagon, wo noch viele ermattete Aragonier, die dem Haufen nicht folgen konnten, getödtet wurden.

---

2. Erste Belagerung von Zaragoza.

In dem Gedränge bei Alagon war der Kriegskommissair Arias gefangen, den Lefebvre mit der Bedingung frei ließ, Palafox zwei Briefe zu überbringen, wovon der eine die Bravade enthielt, daß er, Lefebvre, morgen mit dem General in Zaragoza zu Mittag essen würde. Den Inhalt des zweiten wird man aus folgender Abkürzung ersehen.

Ew. Excellenz.

Von Schmerz über das bei Mallen Vorgefallene durchdrungen, und entschlossen Aragon zu retten, ergreifen wir die Feder, um E. E. und alle die, welche beim Volk Einfluß haben, zu einer Konferenz zu laden. Sind unsere Gründe leer, so kann man sie verachten; sind sie es aber nicht, welcher Schmerz für E. E. und uns, sie nicht gehört zu haben, dieses Königreich verloren, diese Hauptstadt in Ruinen, die Einwohner getödtet oder an den Bettelstab gebracht zu sehen! — Dieses aber ist der unausbleibliche Erfolg, wenn Tudela und Mallen nicht die Augen öffnen.

Unser Auftrag ist, Vermittler zu seyn, und wir werden alles zum Wohl dieses Königreichs und der Na-

tion aufopfern. Um Zeit zu ersparen, reisen wir nach Mallen, und nähern uns der französischen Armee.

Tudela, den 14. Juni 1808.

Der Prinz Castelfranco.

Ignacio Martinez de Villela.
Luis Marcelino Pereyra.

Man könnte sagen, der Brief war der Menschlichkeit der Unterzeichneten abgedrungen, wenn diese nicht freiwillig die Franzosen vor Zaragoza begleitet hätten. Verrath hieß so etwas in jenen alten braven Zeiten, die man nur theilweise zurückwünscht; doch in unserm Jahrhundert sind solche Sachen Kleinigkeiten *).

Palafox empfing beide Briefe, würdigte sie aber keiner Antwort.

Die Lage Zaragoza's war verzweifelt, aber nicht für Spanier! Offen war die Stadt und ohne Vorbereitung zur Gegenwehr; von der bei Alagon zerstreuten

*) Castelfranco war Chef der Wallonen-Garde, blieb in Madrid, als Joseph es verließ, und kapitulirte daselbst mit Morla, als Napoleon ankam. 1814 erhielt er bei der Rückkehr des Königs seinen ehrenvollen Posten wieder. Diese Wiederanstellung that den braven Offizieren, die sich als Spanier geschlagen hatten, sehr weh, und brachte viel unglückliche Zwiste hervor. Er starb 1816. — Villela war der neuen Dynastie ganz ergeben, bis die Spanier in Madrid einrückten, zu welchen er dann übertrat. In Sevilla ließ ihm die Junta Central den Prozeß machen; allein die Sentenz sprach ihn frei, obgleich er seiner Schwester, einer Nonne in Zaragoza, einen ähnlichen Brief geschrieben hatte, den Palafox auffing. Seit 1814 ist er einer der unerbittlichsten Räthe gegen Liberale und Josephiner, und jetzt ist er Chef des Consejo.

Masse erschienen nur einzelne kleine Haufen, und die Familien waren in banger Erwartung, ihre Angehörigen verwundet oder gar nicht wiederkehren zu sehen.

Der Morgen des 15. Juni lag ahnungsvoll auf Zaragoza. Der Generalmarsch wurde geschlagen, und still traten die wenigen Bewaffneten aus den Häusern in die Gassen. Palafox ging um 9 Uhr mit einer weißen Fahne, auf der das Bildniß der Maria del Pilar gestickt war, nach ihrem Tempel, stieg die Stufen ihres Altars hinan, und küßte ihr die Hand. An verschiedenen Posten gab er den daselbst versammelten Bürgern und Bauern Ideen zur Vertheidigung, ernannte den Marquis Lazon zum Gouverneur, und verließ gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr die Stadt, um außerhalb die zerstreuten Truppen in ein Korps zu sammeln, dessen Hauptquartier er nach Belchite verlegte.

Der neue Gouverneur ritt mit den Adjutanten und Offizieren seines Stabes hinaus, um die Mauern und Posten zu untersuchen. Als der Feind die Haufen an der Brücke de la Muela angriff, und einen Theil derselben von der Stadt abschnitt, hatte Lazon wahrscheinlich dasselbe Schicksal, denn erst nach einigen Tagen erschien er wieder in Zaragoza.

Diese Stadt in einer großen Ebene, am rechten Ufer des Ebro, über welchen eine steinerne Brücke nach der Vorstadt auf dem linken Ufer führt, bildet einen Halbkreis, dessen Durchmesser der Strom ist. Der kleine Fluß Huerva, von den südlichen Gebirgen kommend, und nur im Winter oder bei Regenwetter mit Wasser gefüllt, theilt die Ebene vor Zaragoza in zwei gleiche Theile, und läuft, auf die Mitte des Halbzirkels der Stadt stoßend, an deren östlichen Seite hin, welcher das ziemlich

steile Ravin des Flußbettes zur Vertheidigung dient, obgleich sich noch einige leere Räume zwischen diesen und der Stadt befinden. Die Häuser stoßen hier hart an das Feld, und nur die Klöster St. Augustin und St. Monica haben hohe Gartenmauern. Drei Thore hat diese Ostseite Zaragoza's: das Thor del Sol, nahe am Ebro; das von San Ildefonso; und das Quemada genannt, welches dem südlichen Theile des Halbzirkels am nächsten liegt.

Beinahe in der Mitte des Raumes, den die Huerva am Rande der Ostseite der Stadt durchläuft, und auf ihrem rechten Ufer, liegt das Kloster San Josef, welches hier als vorspringende Bastei dient. — Gleichfalls auf dieser Seite, und etwa 400 Klaftern von der Stadt entfernt, erhebt sich ein Plateau, Monte Torrero genannt, auf dem sich einige Häuser und die Pulvermagazine befinden. Diese Höhe beherrscht das Terrain ringsum und den vorliegenden Kanal von Aragon.

Von dem Punkte an, wo die Huerva die Stadt erreicht, und wo sie eine Brücke hat, zieht sich der westliche Umfang Zaragoza's, mit dünnen Gartenmauern umgeben, gegen den Ebro. Das der genannten Brücke zunächst liegende Thor, und daher auch das südlichste, heißt Santa Eugracia; dann kommt das Thor del Carmen, vor welchem seitwärts das Kapuziner-Kloster liegt; alsdann das del Portillo, dem das vorliegende Barfüßer-Kloster als Bollwerk dient. In sehr geringer Entfernung von diesem letzten Thore, etwas seitwärts dem Ebro zu, und am Wege nach Alagon, liegt die Algaferia, eine viereckige Steinmasse, deren Gewölbe bombenfest, und dessen Ecken mit kleinen Thürmen versehen sind. Ringsum geht ein tiefer Graben, mit engen Ba-

steien dahinter. — Das letzte Thor dieser Westseite ist das de Sancho, nahe am Ebro.

Die beste Vertheidigung der Thore waren die an- und naheliegenden Klöster, welche, nebst den Kirchen und einigen öffentlichen Gebäuden, auch die einzigen festen Punkte der Stadt abgaben: denn die meisten Häuser sind niedrig und leicht aufgeführt.

Um Zaragoza liefen Baumalleen, die zu öffentlichen Spaziergängen dienten, und das Terrain weiter hinaus war mit Olivenbäumen bedeckt.

Von den einzigen zwei Artillerie-Offizieren in Zaragoza war einer aus der Verwirrung bei Alagon nach Huesca gegangen, von wo er erst in einigen Tagen zurückkam; der andere vereinigte sich, nach einem kurzen aber braven Widerstande mit seinen Kanonen am weißen Hause, mit dem General in Belchite. Den braven Ingenieur Songenis arretirten die Bauern, da er die Stadtmauern untersuchte, als Spion, und er wurde erst den 16ten Morgens wieder in Freiheit gesetzt. Ohne Artillerie- und Ingenieur-Offiziere waren also die Aragonier den 15ten; der Platz-Lieutenant Bustamonte hatte kein Zutrauen beim Volke, und von Stabsoffizieren besaßen dieses nur die Gebrüder Torres. — Einige Offiziere ohne Truppen, alte Unteroffiziere und Soldaten waren, nebst den eifrigsten Bürgern, die Rathgeber und Führer dieses Tages.

Die Vertheidigungsanstalten, welche man schleunigst ins Werk setzte, bestanden aus folgenden: Man schloß und verschüttete die Thore des östlichen Theils der Stadt; die des westlichen, von woher der Feind kam, blieben offen, und man pflanzte in den innern Raum je zwei Kanonen, oder eine Kanone und eine Haubitze. — Es

kostete viele Mühe, das Volk zu bewegen, einige Kanonen, die es ganz im Innern der Stadt, auf dem Markte und bei der Kapelle der Maria del Pilar aufgefahren hatte, nach den östlichen Thoren zu bringen. Eine davon brachte man auf den Platz der Kavallerie-Kaserne, die hart am Thore del Portillo im Umfange der Stadt liegt. Wir werden sehen, welche wesentliche Dienste sie hier that.

Als Palafox, wie ein Volksanführer, beim Austheilen der Stellen nicht auf Rang und Geburt sah, sondern nur auf Muth und Patriotismus, führte ihn zu große Leichtigkeit in die Dornen der Unordnung. Aber dennoch war dies der Weg, auf welchem Zaragoza dem alten Numancia und Sagunt gleich kam; denn die Volkspatrioten waren es, welche allein die heldenmüthige Vertheidigung unternahmen. Nicht die vorhergegangenen unglücklichen Gefechte, die das Volk der Verrätherei zuschrieb; nicht das Ausreißen vieler vom hohen Adel, welche die eigne Furcht in die benachbarten Orte verbreiteten; nicht die Bemühungen der Verräther oder Feigen von Bayonne; nicht das Predigen der Lauheitspartei, das in solchen Fällen nah an Verrath grenzt, schreckte die Helden ab. Auf sich und ihren Muth allein bauend, traten die Aragonier den Siegern in so vielen Schlachten gegen alle Völker Europ'as in den Weg. Sie bewiesen, daß der Heldenmuth alles gleich macht, und errangen da einen Lorbeer, wo der gewöhnliche Muth des Soldaten keinen grünen sieht.

Die Franzosen, weit entfernt, einen Widerstand im offnen Zaragoza zu vermuthen, rückten zum prahlenden Einzuge heran, und wollten, stolz auf die errungenen Vortheile, den Spaniern auch schöne Soldaten zeigen.

Die Truppen marschirten wie zur Parade. Die einzelnen Trupps Aragonier am weißen Hause und an der Brücke de la Muela wurden geworfen, und Flüchtlinge verkündigten die Annäherung des Feindes. Manche verrätherische oder feige Stimme suchte in diesem Augenblicke noch den Muth der Helden wankend zu machen: allein der Aragonier ist fest und hartnäckig im Entschluß.

Eine französische Kolonne marschirte, um durch das Thor del Carmen in die Stadt zu rücken, als plötzlich und ganz nahe ein Kartätschenschuß aus diesem Thore ihre ersten Reihen niederwarf. Es war gegen zwei Uhr, als der erste Kanonenschuß die Feinde überraschte, die ganz erstaunt waren, in den Thoren statt Deputationen Kanonen zu finden. Die erste Ueberraschung vorbei, folgte nun der förmliche Angriff des ganzen westlichen Theils der Stadt, vom Ebro an bis zum südlichsten Thore Sta. Eugracia. Bald drangen Kolonnen gegen die offenen Thore an, bald suchten Abtheilungen über die dazwischen befindlichen Mauern in die Stadt zu dringen.

Die schwachen Thorflügel des Thores Carmen nebst andern Hindernissen waren zusammengeschossen, und die Franzosen stürzten durch diesen offenen Raum hinein; allein sie konnten weder die Aragonier zum Weichen bringen, noch die Kanonen nehmen, die, umgeben von Feinden, geladen und abgefeuert wurden. Die Hartnäkkigkeit der Spanier und das Feuer aus den nahe liegenden Häusern trieb sie zurück. Viele der hier eingedrungenen Franzosen vereinigten sich mit denen, welche über die Mauer zwischen diesem und dem Thore del Portillo gelangt waren, und rückten, einige hundert Mann stark,



mit Tambours an der Spitze, auf den Platz de la Misericordia und den des Portillo los. Solche rasche Bewegungen im Rücken des angegriffenen Feindes waren den Kriegern Frankreichs schon oft bei andern Gelegenheiten gelungen, und hatten ihnen den Sieg verschafft. Allein bei hartnäckigen Bürgern und Bauern, die nichts von abschneiden und in die Flanke nehmen verstanden, so lange sie noch Mauern um sich sahen, machte diese Kühnheit keinen Eindruck. Die Thore del Carmen und del Portillo waren im Rücken bedroht, aber keiner der dort Kämpfenden wich. Ein Haufe Aragonier pflanzte die Kanone, welche auf dem Platze der Kavallerie-Kaserne stand, schnell an der Gartenmauer des Klosters St. Ynes, den anrückenden Franzosen in Front, auf, die durch das Feuer derselben aufgehalten wurden. Einzelne Trupps Spanier fielen sie darauf von allen Seiten wüthend an, und es entstand ein Ringen, in welchem die Franzosen unterlagen. Was nicht getödtet wurde, floh zur Kavallerie-Kaserne, in welche indeß von außen noch mehr Feinde eingedrungen waren; allein auch hier griffen die Aragonier sie an, und stiegen durchs Dach in das Gebäude, welches der Feind hierauf verließ und ansteckte *).

Während diesen einzelnen Gefechten dauerte der Angriff der Thore fort. Die vielen Bäume um die Stadt gaben den französischen Plänklern vortreffliche Punkte gegen die Spanier ab, hinter welchen sich die Angriffskolonnen von neuem formirten, um ihr Glück zu versuchen. Der Gedanke: Bauern schlagen uns, machte

*) Dasselbe Schicksal hatten in diesem Theile der Stadt noch andere öffentliche Gebäude.

die Franzosen wild. Die Adler und Fahnen *) wurden vorgetragen, Offiziere und Reiter setzten sich an die Spitze, und der Angriff wurde mit Wuth und dem Geschrei: es lebe der Kaiser! erneuert. Allein der Erfolg war wie das erste Mal: die Reiter fanden durch die Kanonen das Ende ihres kühnen Anrennens, und die Kolonnen wurden durch Feuer, Bajonet und Kraft der Arme zerrissen und zurückgedrängt.

Nach einigen Stunden ging den Spaniern die Munition aus, und Niemand war da, der an so etwas gedacht hätte, und Befehle gab. Aber Weiber und Kinder eilten, dem Mangel abzuhelfen. Einige trugen aus den Magazinen Pulver herbei; andere gingen von Haus zu Haus, um Nägel und altes Eisen zu Kartätschen zu sammeln; und noch andere zerschnitten die zusammengetragenen Kleidungsstücke, um Kartätschensäcke und Kanonenpfropfen zu machen.

Arme und reiche Weiber brachten den Kämpfenden Erfrischungen, Wein, Wasser 2c., besonders aber zeichneten sich die der ärmern Klasse aus, welche alle ihre kleinen Vorräthe an Brod, Käse und Nüssen aufopferten. Unter dem Kanonenfeuer sah man sie herumirren, ihre Gaben anzubieten. „Erfrischt euch, Kinder, die Mutter Gottes ist mit Euch, und beschützt uns!" riefen sie den Braven zu, die der Anblick ihrer Weiber und Kinder zu Helden machte. „Es lebe Spanien und die Maria del Pilar!" war der letzte Ruf der Sterbenden; „sie leben!" hallte ihnen von den noch Kämpfenden nach.

Weiber und Kinder mischten sich selbst im größten

---

*) Es befanden sich bei dem Korps einige Bataillone der Weichsel.

Kampfgewühle unter diese, und einem Knaben von eilf Jahren gelang es, eine französische Fahne dem fallenden Träger zu entreißen. Er trug sie im Triumph durch die Gassen mit dem Geschrei: „Es lebe die Maria del Pilar!“ Wie tausendfaches Echo wiederhallte überall derselbe Ruf, und ein Vorgefühl des Sieges begeisterte Aller Brust von neuem. — Blutig und schwer würde das Vordringen in Zaragoza gewesen seyn, denn alles, was nur von Waffenunfähigen in den Häusern geblieben war, hatte auf die Balkons und in die obern Gemächer Möbeln, Eisen, Steine, Kalk ꝛc. getragen, um es auf die eindringenden Feinde zu schleudern.

Die Haufen von Todten erschwerten schon das Vorrücken gegen die Thore, jedoch machten um 7 Uhr die Franzosen noch einen verzweifelten Angriff. Entschlossen kamen sie bis an die ehrenvollen Plätze ihrer Vorgänger; aber hier fingen sie an zu weichen. „Maria del Pilar schützt uns!“ riefen einige Stimmen, und ein Freudenschrei durchtönte die Reihen der Spanier. Der Sieg war errungen; der Feind zog sich überall zurück.

So endigte dieser merkwürdige Tag, der dem Norden Spaniens, so wie Baylen dem Süden, zeigte, daß die Franzosen nicht unüberwindlich seyen. Er war der Grundstein der nachfolgenden heldenmüthigen Thaten Zaragoza's, und hierdurch einer von denen, auf welchen sich die Unabhängigkeit Spaniens baute. — Alles hatte sich diesen Tag in Zaragoza ausgezeichnet, besonders die Einwohner der Pfarren S. Paul, S. Michel und Sta. Magdalena, so wie auch die wenigen alten Soldaten.

Der Verlust der Aragonier war bedeutend *). Die Fran-

*) Ich habe ihn nie erfahren können.

Franzosen verloren 2500 Mann an Todten und Verwundeten, sechs Fahnen und eben so viel Kanonen.

Jedes Siegeszeichen wurde im Triumph durch die Gassen getragen, und erweckte immer von neuem das Geschrei: es lebe Spanien! Die Tschako's, Säbel und Epaulets der gebliebenen Feinde wanderten von einer Hand in die andere, und befriedigte Rache hatte an der Betrachtung derselben eben so viel Theil, als Neugierde. Die eroberten Fahnen wurden der Maria del Pilar geweiht, und ihr in der Kapelle zu Füßen gelegt. Greise, Weiber und Kinder brachten die Nacht mit Dankgebet in den Tempeln zu; die Streiter an ihren Posten. Die Stadt war die ganze Nacht hindurch erleuchtet; Alles hielt sich zum neuen Kampf bereit, und leichte Partheien durchstreiften die Oelberge vor der Stadt.

Lefebvre, zu schwach, nach diesem mörderischen Gefechte noch mehr zu versuchen, zog sich die Nacht eine Stunde weit zurück, und biwakirte bei dem weißen Hause und der Brücke de la Muela. Den 11ten marschirte er nach dem Kloster Santa Fé, das seine Soldaten, nachdem sie den darin gebliebenen Abt, nebst drei Mönchen und vier Dienern ermordet hatten, plünderten und anzündeten. Auf dem Abhange des Berges und Dorfes de la Muela lagerten die Franzosen, und von hier aus beraubten sie die umliegenden Dörfer, verbrannten die einzelnen Höfe, und verwüsteten alles, so weit sie reichen konnten.

Den folgenden Morgen des blutigen Tages fingen die Spanier an, auf die Verschanzung der Stadt zu denken. Aber obgleich sich einige tüchtige Generale, die sich durch Zufall dort aufhielten, oder die, auf der Durchreise begriffen, daselbst die Revolution überraschte,

vorfanden, so hatten sie doch keinen Anhang; und noch in der Nacht machten die Alkalden und Stadtdeputirten dem Intendanten Calvo bekannt, indem sie ihm zugleich ihres Gehorsams versicherten, das Volk habe kein Zutrauen zu dem Platzlieutenant, Oberst Bustamante. Der Intendant schlug vor, dieser solle fortfahren die Befehle zu unterschreiben, sich aber mit ihm über deren Inhalt besprechen; welcher Antrag, durch das Volk genehmigt, dem Platzlieutenant das Leben rettete.

So war nun Calvo eigentlicher Befehlshaber, der die Befestigungen anordnete oder gut hieß. Zur Erbauung der ersten Batterien in den Thoren Portillo, Carmen und Sta. Eugracia fertigte er den Befehl dem Ingenieur Sangenis aus, welcher hierdurch wieder in Freiheit kam *). An mehreren Punkten wurden Schanzen angelegt, die Mauern und anstoßenden Häuser mit Schießscharten versehen, und in den den Thoren naheliegenden Straßen Traversen errichtet, und mit Geschütz besetzt. Man machte Wege und Zugänge vor der Stadt für Kavallerie unbrauchbar, zerstörte die Häuser in den Oelbergen, und hieb die Bäume um.

Die reichen Einwohner vereinigten sich, um für den Unterhalt der ärmern zu sorgen, und mit ihnen wetteiferten die Kloster-Kommunitäten, den Vertheidigern Essen auf die Posten zu bringen. Aber auch die Weiber und Kinder der dem Vaterlande Geweihten wurden nicht vergessen, und mich kurz zu fassen: alles, was wir nur Großes und Erhabenes in ähnlichen Punkten der

*) Seine großen Verdienste in beiden Belagerungen beschloß in der letzten der Heldentod.

Geschichte des Alterthums finden, sah man im heldenmüthigen Zaragoza wieder aufleben.

Weder Palafox noch seine Brüder dachten wohl an solchen heroischen Widerstand der offnen Stadt; und hätten sie in den unnöthigen ersten Heldengefechten die neue Armee nicht aufgerieben, so wäre das französische Korps nach dem Verlust vom 15ten vernichtet, oder zum schnellen Rückzuge gebracht worden, obgleich es sich näher seiner Reserve und seinem Lande befand, als das von Moncey und Dupont. Ehe nun aber Palafox wieder ein Korps sammeln konnte, war der erste schreckliche Eindruck bei den Franzosen verwischt, und sie bekamen neuen Muth durch die Verstärkungen, welche aus dem ruhigen Navarra im Angesichte Zaragoza's zu ihnen stießen.

Lefebvre sandte den 17ten eine Aufforderung mit der Aufschrift: An die Administratoren von Zaragoza. Calvo erbrach sie, und begab sich damit ungeladen und unerwartet zu einer Versammlung des Magistrats und der Real Audiencia (oberster Gerichtshof), die bei dem Platzlieutenant beisammen war, um von Kapitulationsvorschlägen zu handeln. Als Corregidor erschien Calvo daselbst, und vereitelte so den Plan der Feigheit; die Aufforderung aber beantwortete er unter dem Namen des Generals der Aragonier. — Bei dem spanischen Dragoner, welcher sie überbracht hatte, fand man viele aufrührerische Proklamationen, wofür er mit seinem Kopfe büßte.

Zur fernern Erläuterung der Antwort wurde noch folgender, auszugsweise hier mitgetheilter Befehl bekannt gemacht, und dem General Lefebvre übersendet:

Manifest.

Die französische Armee, an Raub und Treulosigkeit gewöhnt, hat in unserm Lande angefangen ihre Verruchtheit auszuüben, und es giebt keine Art von Gräuel, die sie nicht begangen hätte. Die Kirchen sind zusammengeschossen, die Altäre entweiht, und die heiligen Gefäße geraubt worden. Die Ortschaften hat man geplündert, und die Bewohner übermüthig erschossen, um Schrecken einzuflößen. Wir sind in der Lage, unsere Mitbürger zu rächen; aber thun wir es wie Männer! Ahmen wir das niedrige Betragen dieser Treulosen nicht nach! und beflecken wir unsere Schwerter nicht mit dem Blute der Unschuldigen!

Um die Vertheidigung der Stadt und den Angriff gegen die Feinde anzuordnen, habe ich in einer kurzen Entfernung meine Stellung genommen, und befehle Folgendes:

1) Setzt die französische Armee ihre Exzesse fort, so werden alle Gefangene, die Gegenwehr geleistet haben, niedergemacht.
2) Alle nicht in Tercios eingetheilte Aragonier gehen nach ihrer Heimath zurück, wo sie sich bei der Obrigkeit melden, und zum Marsch bereit halten; bis dahin beschäftigen sie sich mit der bevorstehenden Ernte.
3) Eine militairische Junta wird errichtet, welche die Besoldung der Truppen besorgt, auch die Befehlshaber der Posten ernennt, welche für deren Erhaltung verantwortlich sind.

Der Befehl Nr. 2 war sehr nothwendig, da seit dem 17ten wieder alles Landvolk nach Zaragoza strömte.

Durch Patriotismus zeichneten sich Exea, Luna und die übrigen Orte der fünf Städte (cinco Villas) besonders aus, und Lerida sandte den Kadre des Regiments Estremadura, welches ergänzt wurde. Der Ruf des ersten Gefechts zog ganze Haufen Deserteurs nach Zaragoza, wie auch einige hundert bei Logroño zerstreute Insurgenten. Viele Portugiesen von den Korps, die Junot nach Frankreich sandte, und deren einige vor Zaragoza verwendet wurden, gingen zu den Spaniern über, um den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen.

Das Frohnleichnamsfest, welches auf den 16ten fiel, feierte Zaragoza erst den 19ten; und da man die Batterien nicht verlassen durfte, so wurde in diesen und an, auf naheliegenden Plätzen, errichteten Altären Messe gelesen, welches in den etwas ruhigen Zwischenräumen der ganzen Belagerung geschah. — Es war ein erhabener Anblick, die Vertheidiger auf ihren Posten beten zu sehen! — Hunderte ihrer Brüder waren dort für das Vaterland gefallen, und viele von denen, die jetzt auf den Knieen lagen, fanden an demselben Orte einen glorreichen Tod.

Den 21sten begannen die Geistlichen und Mitglieder der Tribunäle ihren Dienst der Sicherheitsronden. Des Morgens und Abends patrouillirten der Präsident, die Oberrichter und die Geistlichen alle vier Stunden Tag und Nacht.

Die Feinde näherten sich denselben Tag, und die Vorposten plänkelten. Den 22sten drangen die Spanier des Nachts in das französische Lager, und bemächtigten sich einiger Kanonen; und in der folgenden Nacht warfen sie die feindliche Abtheilung beim weißen Hause zurück.

Den 24sten rückten die Franzosen auf die Höhe Bernardona (vor der Aljaferia), und kanonirten die Stadt, wurden aber durch die Artillerie des Kastells vertrieben. An diesem Tage warfen die Aragonier den Feind auch vom Torrero herunter; statt aber hier ein starkes selbstständiges Werk anzulegen, bauten sie daselbst nur leichte Feldschanzen, die natürlich nicht wie die Batterien Zaragoza's vertheidigt wurden, da die Steinmassen der Häuser im Rücken fehlten. Der Torrero ist von der Stadt nicht unterstützt, und mußte daher verlassen oder stark befestigt werden.

Durch diese Bewegungen maskirten die Franzosen ihren Angriff gegen Palafox, der in Longans, vier Meilen von der Hauptstadt, aus neuen Truppen und von allen Provinzen eintreffenden alten Soldaten ein Korps sammelte, welches durch 3000 Mann, die Versages bei Calatayud kommandirte, auf etwa 7000 M. anwuchs. Mit diesen marschirte er hinter der feindlichen Abtheilung bei la Muela weg, und in die rechte Flanke der bei Alagon stehenden nach Epila. Hier beengte er den Feind sehr in seinem Unterhalt, den dieser, nach Verwüstung der umliegenden Gegend, über Tudela bezog. Indeß war diese Stellung, so nahe den Franzosen, gefährlich, und sie überfielen ihn, statt daß er sie überfallen wollte. Als er den Entschluß zum Angriff bekannt machte, stellten ihm mehrere Befehlshaber die unvollendete Organisation der Truppen entgegen, welche kluge, aber unvorsichtig laut gewordene Bemerkung Niedergeschlagenheit in das Korps brachte. Palafox, um diesen Eindruck zu verwischen, stellte es jedem frei, seinen Paß zu fordern. Keiner that es.

Sehr brav war es, aber nicht den Umständen an-

gemessen, mit einem Heere, welches erst durch den kleinen Krieg gebildet werden mußte, eine Schlacht zu suchen oder anzunehmen, besonders da die Garnison von Zaragoza gar keine aktive Rolle in dieser offensiven Bewegung erhielt.

Palafox wollte gegen den Feind marschiren, aber den 23sten Abends rückte dieser mit 6000 Mann von Alagon her gegen Epila vor, hob einen zum Patrouilliren gesendeten spanischen Offizier mit 20 Dragonern auf, und griff die Spanier um 10 Uhr an, bevor alle ihre Korps auf den Höhen Position genommen hatten. Die wenigen alten Truppen schlugen sich brav, und selbst einige neue, worunter das Regiment Ferdinand VII., ja einige Korps zogen sich erst gegen Morgen zurück. Vielleicht wäre am Tage das Gefecht glücklicher ausgefallen, weil dann die Spanier ihre Menge und gute Stellung, und die Nachtheile des Feindes gesehen hätten: denn bei Nachtgefechten entscheidet gewöhnlich die Disposition und richtige Leitung. — Indeß wurde die kleine Armee mit Verlust einiger Kanonen gesprengt, und die sich ihr angeschlossenen zusammengerafften Bauern zerstreut. Ein Theil der spanischen Truppen sammelte sich wieder bei Calatayud.

Der französische General Verdier stieß mit seiner Division zu Lefebvre, um die Belagerung Zaragoza's zu beginnen, wohin der Marquis Lazon, auf Anhalten Calvo's, endlich zurückgekommen war. Von Pampelona erhielt dies Korps den nöthigen Belagerungstrain und Munition, zu deren Transport bis nahe der Hauptstadt der aragonische Kanal sehr zu statten kam.

Vor der Gewalt versuchte der Feind aber noch Betrug. Den 26sten gegen Abend erschienen unfern dem

Kastell etwa 150 Franzosen, die, ihre Schnupftücher als Friedenszeichen in der Luft bewegend, sich als Ausländer und Ueberläufer ankündigten. Einige Spanier, und unter ihnen der Doktor der Theologie Don Santiago Sas (von dessen Thaten noch oft Erwähnung geschehen wird), näherten sich diesem Trupp, welcher ihnen zurief: Wir sind Polen, und eine ganze Kompagnie von uns will zu Euch kommen; aber wir fürchten unsere Waffen abzulegen, und wünschten erst mit einem Befehlshaber der Stadt zu unterhandeln! Calvo begab sich mit dem Oberstlieutenant Barredo zu den vermeinten Ueberläufern, die Vive España! riefen, als er noch fern war, ihn aber, als er nahe kam, umringten und zu den Generälen Verdier und Lefebvre brachten. Diese befanden sich nicht weit davon mit zwei spanischen Offizieren, welche den Intendanten mit Versprechungen, Drohungen und Aufschneidereien überschütteten, ihn mit Proklamationen aus Bayonne beluden, und befahlen, den Zaragozanern alles mitzutheilen, deren Antwort man erwartete.

Diese war: die Stadt und Garnison habe den 25sten geschworen, eher zu sterben, als sich den Franzosen zu unterwerfen, welchen festen Entschluß ganz Spanien gefaßt hätte.

Die Junta hatte einige Kompagnien von kräftigen Männern (Nombres esforzados) errichtet, die 10 Realen täglich bekamen *), und welche allein zum Auffangen der Estafetten, Ordonnanzen, Kouriere &c. bestimmt

---

*) Auch ihren Weibern wurde dieselbe Pension versichert; die der dürftigen gebliebenen Zaragozaner erhielten täglich zwei Realen.

waren. Die Depeschen eines von Bayonne an Lefeb- vre abgesandten und den 24sten aufgefangenen Kouriers gaben den Spaniern Verdacht von angesponnenem Verrath, den ein Paket, von Madrid an den Obersten Pesino, Gouverneur der Cinco Villas, gerichtet, welches die Junta von Almazon (Provinz Soria) nach Zaragoza sandte, vermehrte. Es handelte sich in den Briefen von einer Gegenrevolution, von aus dem Wege schaffen des Generals Palafox und anderer Volksanführer. Die Befehle der Junta von Madrid gaben diesen Dokumenten Gewicht, in deren Folge Pesino durch ein Standrecht verurtheilt und erschossen wurde, welches Schicksal späterhin auch einige minder bedeutende Personen hatten, auf die ähnlicher Vedacht fiel. Vielleicht waren diese Schlachtopfer nicht alle schuldig, denn gewiß gab es einige unter ihnen, denen die Josephiner oder Franzosen Anträge sandten, indem sie aus ihren früheren Gesinnungen die Zulassung derselben folgerten.

Verschiedene aus Madrid gekommene Offiziere der Garde du Corps und des Dragoner-Regiments Rey waren in Zaragoza freudig als brave Spanier aufgenommen; allein, sonderbar genug, einige derselben erschienen kurz darauf wieder in Madrid, wo man sie sehr gut empfing, und wo sie alles Schlechte und Ueble von den Insurgenten erzählten. — Die Junta von Almagro in der Mancha (also rückwärts der Hauptstadt, damit sie desto sicherer ankämen) erhielt von Madrid zwei anonyme Schreiben, wovon das eine verschiedene Offiziere nannte, welche die Junta de Gobierno als Spione nach Zaragoza und andern Theilen gesandt hätte. Das zweite, an Palafox gerichtet, enthielt den Wink, daß die Franzosen durch Boten, Kouriere oder andere Mittel

len in Villafeliche, unweit Daroca, schleunigst alle Vorräthe nach Zaragoza zu schaffen. — Calvo befahl in einer Anordnung des während der Belagerung zu Befolgenden: schwere Sachen zum Herabschleudern auf die Feinde in die obern Stockwerke der Häuser zu bringen, deren Thüren man aus den Fenstern und durch die durchbrochenen Fußböden vertheidigen sollte, und welche bei jedem Angriffe für die in den Straßen Kämpfenden offen blieben. — Weiber, Kinder und Greise machten bis dahin die einstweilige Besatzung der Häuser, und bei dem Vordringen der Franzosen in den Straßen gab es unter ihnen Helden und Märtyrer.

Während nun die Spanier sich zur entschlossenen Gegenwehr rüsteten, errichteten die Franzosen Batterien auf dem Torrero und dem Bernardona. Aber obgleich sie ihre Arbeiten wohl durch Parallelen verbanden, so wollten sie Zaragoza dennoch nicht die Ehre einer förmlichen Belagerung erweisen; Bombardement, Einschießen der schwachen Batterien, und einige rasche Angriffe, glaubten sie, würden für die offene Stadt genug seyn, deren Häuser nicht bombenfest, und aus Mangel an Leitung nicht gegen Bomben geschützt waren.

Den 30sten fingen die Franzosen ihr Feuer gegen die Stadt, und in der Nacht auf den 1. Juli das Bombardement an. Fast in der Mitte Zaragoza's ist ein einzeln stehender hoher Thurm, Torre nueva genannt, dessen Glocken zur Anzeige der Bomben und Granaten dienten. Das Anschlagen der Glocken durchtönte schauerlich die Nacht, und kündigte den Einwohnern eine Gefahr an, die sie noch nicht kannten. Die ersten Bomben, welche in die Häuser fielen, verbreiteten allgemei-

nen Schrecken; Jedermann stürzte in die Straßen, wo man die feurigen Ballen wie vom Himmel herabstürzen sah. Das sind Bomben! rief man sich zu, und alles eilte auf den Platz vor dem Tempel der Maria del Pilar. Einige Bomben fielen wohl in diese Kirche, aber auch viele in den Ebro, und sehr wenige auf den Platz. Es ist die Mutter Gottes, welche uns schützt! erschallte es von allen Seiten aus dem Haufen der gläubigen Weiber und Kinder, und aller Schrecken schwand. — Noch mehr baute man auf den Schutz Gottes, da nur wenige Menschen durch die 1400 während 28 Stunden in die Stadt geworfenen Bomben beschädigt wurden. — Maria ist mit uns! sagte eine Mutter, denn eine Bombe warf den ganzen Fußboden herab, und nur das Stück, wo die Wiege mit dem Kinde stand, blieb fest. Der fromme Sinn faßt nur die glücklichen Fälle auf, und übergeht muthig die andern.

Erst nach Löschung des in einigen Häusern entstandenen Feuers wurde befohlen, alle brennbaren Materialien aus den obern Stockwerken wegzunehmen. Auf den Plätzen legte man nun auch große Blendungen an, und erlaubte dem zur Vertheidigung unnützen Theil der Weiber und Kinder, sich zu entfernen.

Der Hauptangriff der Franzosen war gegen das Kastel und die Thore del Portillo, Carmen und Eugracia gerichtet, auf welche Punkte sie während eines ununterbrochenen Feuers vergebliche Anfälle machten. Gegen Nachmittag versuchten sie, sich der Batterie del Portillo zu bemächtigen, die fast ganz zerstört war, und deren Vertheidiger meistens todt neben den Kanonen lagen. Aber der Muth der herbeigeeilten Unterstützung

brachte den Feind zum Weichen. Die Spanier verloren den braven Kommandanten des Portillo *), einen Garde-Hauptmann, welcher durch den Oberstlieutenant Marco del Pont ersetzt wurde.

Der 2. Juli war ein heißer Tag. Seit Mitternacht dauerte das Bombardement, und mit Anbruch des Tages rückten Kolonnen gegen alle oben angeführte Punkte. Besonders war der Angriff auf den Theil der Umgebung zwischen dem Portillo und Carmen gerichtet. Das Feuer gegen die Verschanzungen des erstern war so mörderisch und zerstörend, daß die Besatzung mehr als einmal erneuert werden mußte, um den Haufen Schutt zu vertheidigen, und ihm durch Sand und Erdsäcke von neuem das Ansehn einer Schanze zu geben. Auf der wichtigsten Batterie streckte eine Abfeuerung der französischen die wenigen noch unbeschädigten Artilleristen zu Boden, als gerade daselbst die 22jährige Augusta Aragon erschien, die ihrem Verlobten, einem der so eben Gefallenen, das Essen brachte. Wie leblos stürzt sie auf den Geliebten, der vor ihr in den Tod sinkt; aber der vernichtende Schmerz macht nach wenig Augenblicken dem heißen Nachegefühle Platz. Sie reißt dem Sterbenden die Lunte aus der Hand, und feuert den geladenen 24Pfünder ab. Es war hohe Zeit, denn der anlaufende Feind war schon nahe, und glaubte einzudringen. Augusta flößt den Verwundeten neu belebenden Muth ein, schwört die Kanonen nicht zu verlassen, ruft von allen Seiten Vertheidiger herbei, und rettet den

*) Der ganze dem Thor Portillo nahe liegende Theil der Stadtumgebung heißt eben so.

blutigen Ehrenposten, vor welchem sie dem Geliebten reichliche Todtenopfer weihte.

Der Angriff gegen die Batterie des Carmen war eben so heftig, fand aber dieselbe heldenmüthige Gegenwehr, besonders da der Muth der Spanier durch die Ankunft des Generals Palafox neu belebt wurde, der gegen Mittag in der Stadt erschien.

Aber Meister wurde der Feind des wichtigen Punktes San Josē, dessen tüchtige Befestigung man vernachlässigt hatte, und sein Feuer von daher war mörderisch für die Aragonier. Die Angriffe auf die Thore abgeschlagen, suchten sie daher den Feind auch hier zurückzuwerfen. Es gelang ihnen, die dortige Brücke über die Huerva zu nehmen, und endlich, nach einem hartnäckigen Widerstande, die Franzosen auch aus dem Kloster und den anliegenden Thürmen zu vertreiben. Ein Angriff der Aragonier auf die Feinde, welche sich bei den Oelmühlen vor dem Thore Quemada, rechts von San Josē, festzusetzen versuchten, fiel gleichfalls glücklich aus.

So endigte dieser wichtige Tag zur Ehre der Spanier! In der Nacht selbst noch fingen sie an, die Thürme und das Kloster von San Josē rückwärts zu demoliren, damit sie dem Feinde nicht gegen die Stadt dienen könnten. Mit weiterer Zerstörung von Land- und Gartenhäusern, Abhauen der Bäume ꝛc. wurde gleichfalls fortgefahren; so wie man denn leider auch nun erst das Straßenpflaster aufzureißen befahl. Alles dieses beweist den unvorbereiteten Zustand Zaragoza's, durch welchen der Ruhm seiner Vertheidiger noch vermehrt wird.

Die wenigen sich in der Stadt befindenden Offiziere machten natürlich sehr schnelles Avancement, denn in solchem fortdauernden gefahrvollen Zustande wurde ohne andere

Rücksicht nur Tapferkeit und Verdienst belohnt. Gunst konnte hier nichts weiter machen, als höchstens einen Braven dem andern vorziehen; denn tapfer mußte sich Jemand gezeigt haben, damit Palafox ihn befördern konnte, weil das unpartheiische Volk Richter und Theilnehmer war. Klugheit, Talente und Kenntnisse wurden freilich nicht immer beachtet, und ihr Rath befolgt. Militairs und Bürger beförderte der General zu höhern Offizierposten, und es fanden sich am Ende der Belagerung einige Obersten und Brigadiers, die beim Anfang nur Fähnriche und Hauptleute gewesen waren *).

Die Guerillas der Spanier, die dem weichenden Feinde immer auf dem Fuße nachfolgten, machten den 2ten auch einige Gefangene. Was aber wichtiger als dieses für den Geist der Vertheidiger war, wurde den Todten abgenommen. Bei diesen fand man viel geraubtes Silber, so wie auch Kirchengefäße, und selbst den Mantel eines Muttergottesbildes. Ein unverzeihlicher Gräuel war dies für die Spanier, und wie im Triumph wurde der befreite Mantel dem Bilde Maria's in der Kapelle des Portillo umgehängt, und die Kirchengefäße der Maria del Pilar geweiht.

Verdier, um sich in Aragon etwas auszubreiten, und für seine Subsistenz zu sorgen, hatte nach der Affaire bei Epila eine Abtheilung nach Calatayud gesandt, die daselbst einrückte, indem sich ein Theil der Spanier gegen Villafeliche zog, und ein anderer mit Palafox nach Zaragoza marschirte. Aber der starke Verlust vor die-

*) Ich kann hier unmöglich nur einen Theil der vielen Offiziere anführen, die sich in Zaragoza auszeichneten, ohne den andern wehe zu thun.

dieser Hauptstadt den 1sten und 2ten machte das abgesandte Detaschement zurückrufen, welches sich nur einen halben Tag in Calatayud aufhielt, und alles Pulver wegnahm. Einige Tage später, nachdem Verdier Verstärkungen erhalten hatte, sandte er etwa 1000 Mann ab, um in Villafeliche die Pulvermühlen zu zerstören. 1500 Spanier der neuen Tercios, unter Versages, schlugen diese indeß mit empfindlichem Verluste zurück. Die Zerstörung der Mühlen fürchtend, legten die Aragonier deren einige weiter rückwärts in Aquaviva an. Versages wurde aber bei dem zweiten Anrücken der Feinde genöthigt, sich gegen Almonacid zurückzuziehen, wo Don Francisco Palafox Truppen sammelte. Auch aus Katalonien brachte man Pulver in verschiedenen Quantitäten nach Aragon, und ein französisches Detaschement, das einen solchen Transport, in Gelsa eingetroffen, aufheben wollte, wurde von der Bedeckung und den Bauern zurückgeschlagen.

Don Francisco Palafox hinderte von seiner Seite die Ausbreitung des Feindes, der mit Verlust und ohne Erfolg gegen Fuentes vordrang.

In Ermangelung einer Brücke bei Zaragoza, trachteten die Franzosen, von Tudela aus auf dem linken Ebro-Ufer Lebensmittel einzutreiben; aber der nächste Distrikt (die fünf Städte) war gerade sehr patriotisch, und Exea besonders widerstand allen Versuchen der Feinde. Die Einwohner machten ein Detaschement von 25 Infanteristen und Reitern gefangen, und erschienen damit den 2. Juli, gerade während des Gefechts, in Zaragoza, wo der Anblick dieser wenigen Gefangenen den Muth der Streiter vermehrte. Gegen einen ernsthafteren Versuch der Franzosen hatten sich die Einwoh-

ner Exea's folgendermaßen vorbereitet: sie sperrten alle Thore bis auf das gegen Zaragoza, durch welches ein französischer Trupp von etwa 150 Mann, ohne Widerstand zu finden, gerade auf den Platz rückte. Plötzlich öffneten sich die Thore des Torril *), und wüthende Stiere durchbrachen tobend die Reihen der Feinde. Zu gleicher Zeit fing das Feuer aus den Fenstern an, und was nicht umkam, wurde gefangen. — Die Einwohner der fünf Städte thaten noch einen großen Dienst, indem sie Anfang Juli den Kanal von Aragon durchstachen, wodurch die Zufuhren der französischen Armee für einige Tage unterbrochen wurden **).

Seit Anfang Juli trachteten die Franzosen, eine Brücke über den Ebro zu schlagen, um Zaragoza die freie Zufuhr vom linken Ufer abzuschneiden. Den 3ten wurden sie mit Verlust verhindert, den Fluß unweit des Thors Sancho zu durchwaten. Zu gleicher Zeit versuchten sie, sich durch angebliche Ueberläufer eines Thors zu bemächtigen; als man diesen aber gebot, in einer gewissen Entfernung die Waffen niederzulegen, kehrten sie um.

Denselben Tag rückten von der linken Seite 500 Mann vom 1sten Regiment aragonischer Freiwilliger in die Stadt, welche die Belagerten mit Musik einholten.

---

*) Behälter neben dem Platze des Stiergefechts, wo die Stiere aufbewahrt werden. — Ich bemerke hier, daß einige spanische Nachrichten dieses Gefecht als wirklich geschehen anzeigen, andere aber davon schweigen, alle indeß, auch die von Exea selbst, bezeugen die Vorbereitung der Stiere.

**) Die Einwohner von Tauste zeichneten sich hierbei besonders aus.

Ein Theil davon machte gegen Abend einen braven Ausfall, und vernagelte zwei Kanonen in der feindlichen Batterie am Thurm Lastago. Den 5ten zerstörten sie gleichfalls zwei Batterien, und da sich dieses Korps in allen Gefechten auszeichnete, so machte es Palafox immer mit den bravsten jungen Leuten vollzählig.

Nach dem 2. Juli warfen die Belagerer nur von Zeit zu Zeit einige Bomben und Granaten in die Stadt, waren aber sehr beschäftigt, sich ihr durch Arbeiten zu nähern. Den 11ten gelang es den Franzosen, trotz des Widerstandes der Spanier, sich auf dem linken Ebro-Ufer unterhalb Zaragoza festzusetzen, und den 12ten wurde die Brücke daselbst aus Flößen fertig. Der Fluß ist gewöhnlich in dieser Jahreszeit ober- und unterhalb der Stadt zu durchwaten. Die französische Kavallerie ritt daher durch die Furthen, während die Infanterie über die Brücke ging. Die an dem Gallego *) und bei dessen Ausfluß in den Ebro aufgestellten Spanier waren mit den Vorstädtern nicht im Stande, den Feind aufzuhalten. Zum Glück zog sich indeß der erste Trupp der französischen Reiterei vor dem Feuer der Spanier in Julisbol ab, und gegen Villanueva, so daß man wenigstens Zeit gewann, die offenen Eingänge der Vorstadt etwas zu verschanzen, woran bisher gar nicht gedacht war. —

Die spanischen Guerillas verhinderten wohl eine Zeitlang das Ausbreiten der Feinde, mußten aber doch am Ende weichen, und diese überzogen nun das bis-

*) Ein kleiner Fluß, der, von Norden nach Süden fließend, sich unterhalb der Stadt in den Ebro ergießt. Nicht weit vom Ausfluß hat der Gallego eine Brücke.

her verschonte Land am linken Ufer, woraus man alle Mannschaft nach Zaragoza geworfen hatte *). Nur einige Verschanzungen im Winkel der beiden Flüsse hätten die Unternehmungen der Franzosen von dieser Seite erschwert, und den Spaniern noch lange die Kommunikation hinaus offen erhalten. Allein sie wurde nun verloren, und die Stadt von allen Seiten berennt.

Die Franzosen verbrannten die Mühlen am Gallego, deren Verlust für die Belagerten von den schrecklichsten Folgen war, da sie keinen Vorrath an Mehl hatten. Man legte nun in Zaragoza Pferdemühlen an, und war auch auf eigne Pulverfabrikation bedacht. Aller Schwefel wurde gesammelt, Salpeter fabrizirt, und am Ende der Belagerung machte man täglich oft drei Zentner Pulver. Aber dennoch, und troß der zuweilen hereinkommenden Transporte, konnte dem einreißenden Mangel nicht abgeholfen werden.

Geistliche und Mönche arbeiteten in den Laboratorien, verfertigten Patronen und Kartätschenbüchsen, und füllten Bomben. Die hierbei angestellten Weiber wurden beim Herausgehen jedesmal untersucht, ob sie nicht Pulver wegtrügen; welche Vorsicht den doppelten Zweck hatte, zu sparen und mögliche verrätherische Mordbrenneranschläge zu vereiteln. Starke Beweise glaubte man zu haben, daß dergleichen vom Feinde eingeleitet wären, und Palafox verbot bei Todesstrafe alles Abbrennen von Raketen, Schwärmern 2c., selbst bei Siegesprozessionen.

---

*) Dieselbe Verwahrlosung des linken Ufers waltete auch bei der zweiten Belagerung ob, und war die Ursache des schnellen Verlustes der Stadt und Aragons.

Gegen die Mitte Juli's hatten sich die Belagerer in den Klöstern San José und der Kapuziner vor dem Thore Carmen logirt, und waren überall durch ihre Arbeiten den Werken der Stadt bis auf einen halben Flintenschuß nahe. — Das Kapuziner-Kloster vertheidigten die Spanier Fuß vor Fuß, von Zelle zu Zelle, und in der Kirche noch von dem Chore.

Den 27. Juli versuchten die Franzosen einen neuen Angriff, um in die Stadt zu dringen, und eine Kolonne rückte aus dem Kapuziner-Kloster gegen das Thor del Carmen vor. Die Spanier, auf ihrer Hut, ließen sie sehr nahe kommen, bevor sie ihr Feuer eröffneten, welches auf diese Weise mörderisch ward, und die Kolonnen in wenig Augenblicken zerstreute. Um Mitternacht griffen die Belagerer nochmals mit Entschlossenheit die Thore Santa Eugracia, Carmen, Portillo und Sancho an, wurden aber überall zurückgeschlagen. Solche nächtliche Anfälle wiederholten sie die folgenden Tage oft, theils zum Schein, um die Belagerten abzumatten, theils ernstlich, jedoch immer mit demselben Erfolge. — Zwei heftige Angriffe gegen das Barfüßer-Kloster waren nicht glücklicher, denn die Spanier vertheidigten diesen Steinhaufen mit Heldenmuth.

Indeß vollendeten die Franzosen ihre Arbeiten, und verbanden sie durch eine Parallele vom Kloster San José längs der Huerta (deren Ravin der beste gedeckte Weg war) bis an das Kapuziner-Kloster, und von da bis an die Werke vor dem der Barfüßer, dem Kastell und den Thoren Portillo und Sancho. Diese Linie, in der Entfernung eines Pistolenschusses vom Umfange der Stadt, schloß sie ganz ein, und machte, nebst den Posten und Verschanzungen unterhalb bis an den Ebro,



alle Kommunikation auf dem rechten Ufer nach außen unmöglich. — Palafox hatte solche durch unnütze kleine Gefechte zu erhalten gesucht, wodurch aber die Zahl der Verwundeten so vermehrt wurde, daß sie sich, nachdem der Feind auch die Vorstadt berannt hatte, in den Gassen der Stadt anhäuften *).

Ein großer Ausfall, um die Linie des Feindes zu durchbrechen, und sich des Torrero wieder zu bemächtigen, lief schlecht ab. Die Spanier rückten brav gegen die Feinde an, allein selbst nach Ueberwältigung einiger Posten wurde ihr Vorrücken in der Ebene durch die feindlichen Kavallerietrupps, an welcher Gattung sie beinahe gänzlichen Mangel litten, verhindert. Der Oberst Viana, welcher den Ausfall kommandirte, blieb, und die Spanier zogen sich mit Verlust in die Stadt zurück.

Den 22sten schlugen die Aragonier einen Angriff auf die Thore ab; aber den folgenden Tag hatten sie dasselbe Schicksal bei ihrem Versuche auf die französische Brückenspitze am linken Ebro-Ufer.

Besser glückte es ihnen jedoch auf dieser Seite am 29sten, wo der Oberst Butron mit 500 Bauern, 30 Freiwilligen **) und 100 Lanziers aus der Vorstadt gegen die französischen Posten anrückte, die sich gegen den Gallego und den Brückenkopf zurückzogen. Die Ebene zwischen der Vorstadt und den beiden Flüssen ist durch einen sumpfigen Strich durchschnitten, der nicht weit

*) Die Gräfin Burita, eine Wittwe, bildete eine Kompagnie Frauen, welche unter ihrer Leitung die Verwundeten pflegten, und diese oft selbst aus dem Gefecht trugen.

**) Dieses bedeuten hier immer Soldaten des Regiments [illegible]williger von Aragon.

vom Kloster Jesus, vor dem östlichen Theile der Vorstadt, anfängt, und sich gegen den Gallego zieht. Die spanische Batterie in dem Kloster bestrich den freien Raum zwischen dem Sumpf und der Vorstadt, und so drangen die Spanier südlich von jenem gegen den Gallego vor, und hatten sich schon einiger Mühlen bemächtigt, als in ihrer linken Flanke von Julisbol her französische Infanterie und Kavallerie erschien; sie trieben jedoch auch diese zurück.

Die Belagerer erneuten den 30sten ihren Angriff von Gallego uud Julisbol her, um die Spanier wieder in die Vorstadt zurückzutreiben, und brachten sie auch nach einem hartnäckigen Widerstande zum Weichen. An dem Thurme des Erzbischofs hielten diese jedoch von neuem Stand, und bekamen eine Kompagnie vom Regiment Estremadura, 50 Lanziers und einige reitende Artillerie, die Palafox während der Belagerung errichtet hatte, zur Unterstützung. Das Gefecht wurde nun erneut, und sehr ernsthaft. Die Spanier behaupteten ihren Posten außerhalb der Vorstadt, und die Franzosen erlitten einen starken Verlust.

Der Ausgang dieser kleinen glücklichen Gefechte war sehr wichtig für den Muth der Zaragozaner, denen noch harte Proben bevorstanden. Die Siegstrophäen von Waffen und einigen Gefangenen wurden im Triumph nach der Stadt gebracht; Greise, Weiber und Kinder empfingen die Sieger mit Jubelgeschrei, und die unglücklichen Ausfälle waren vergessen.

Die Truppen aus Menorca kamen endlich in Katalonien an, und das zweite Bataillon der Freiwilligen, 1200 Mann stark, landete in Tortosa, von wo es sich den Ebro hinauf gegen Zaragoza bewegte. Sie standen

3½ Meilen von dieser Stadt in Osera, in dessen Umgegend man noch einige andere Truppen erwartete, um mit ihnen zum Entsatz anzurücken. Gegen dieses sich sammelnde Korps sandte der Feind den 30sten eine Abtheilung, jedoch ohne Erfolg.

In den letzten Tagen des Juli hatten die Belagerer das Ravin der Huerva durchschritten, und in dem kleinen Raume zwischen ihm und der Stadt festen Fuß gefaßt. Sie hatten alle zu erwartende Verstärkungen an sich gezogen, und wollten nun die Zeit vor dem Anlangen der spanischen benutzen.

Nach einigen Stunden Bombardement, den 1. August, schwiegen die Batterien der Belagerer bis zum 3ten; alsdann aber fingen sie um drei Uhr ein fürchterliches Feuer von allen ihren Werken an. — Im Anfang waren die Bomben gegen die den angegriffenen Punkten nahgelegenen Häuser gerichtet, nachher gegen das Kloster San Franciscus, und endlich gegen das große Hospital Unsrer Lieben Frauen der Gnade *) (Nuestra Señora de gracia), worin sich Fündlinge, Verrückte und eine große Anzahl von Kranken aller Art befanden. Die ersten Bomben, welche in die Zimmer fielen, tödteten zwar Niemand, verursachten aber einen Schrecken, der stärker als viele Krankheiten war; denn mehrere der Unglücklichen verließen ihre Betten, und stürzten in die Straßen.

Der Anblick der Verwirrung in diesem Bezirke war

---

*) Die Franzosen wußten sehr wohl, zu welchem Zweck dieses hervorragende Gebäude diente. Nicht einige Bomben fielen von ungefähr hinein: vom Morgen bis Nachmittag wurde darauf geschossen.

schrecklich. Von einer Seite das Schreien der Kinder, das Jammern und Wehklagen der Kranken; und von der andern (welch ein gräßlicher Kontrast!) die dumpfe Gefühllosigkeit oder das gellende Gelächter des Wahnsinns. Wenn den Zaragozanern der Lorbeerkranz für ihre Tapferkeit gebührt, so verdienten sie an diesem Tage auch die Bürgerkrone der Erhaltung unglücklicher Nebenmenschen. Von allen Seiten eilten sie herbei, die Kranken an sichere Oerter zu tragen, und so groß war der Eifer der menschlichen Aragonier, daß den Nachmittag das ganze große Hospital geräumt war. Mehrere Bomben zerplatzten vor den Füßen der Träger; und ein dem Tode naher Kranker, der eine solche Explosion sah, die jedoch Niemand beschädigte, richtete sich wie durch ein Wunder im Bette auf, und rief mit sterbender Stimme: „Das ist die Maria del Pilar, die uns schützt!" — „Sie ist's!" schrien die Träger, und schritten muthig durch die Verwüstung.

Mit rührender Frömmigkeit, die zum Heldenmuthe entflammte, sah man die Einwohner aus den bombardirten Kirchen und Kapellen die Heiligenbilder und geweihten Gefäße in Sicherheit bringen, wie die Alten ihre Penaten aus dem Brande zerstörter Städte. Die geweihte Hostie, welche der Priester zu erhalten suchte, wurde mit derselben Ehrfurcht vom Altar genommen, als am Tage der Messe; und ihr Erscheinen in den mit Tod und Feuer bedeckten Gassen war eben so erhaben, und erweckte dieselbe ernste Demuth, als bei glänzenden Prozessionen.

Das zerstörende Feuer dauerte ununterbrochen fort, und den 4ten Morgens eröffnete eine neue Batterie von vierzehn 24Pfündern das ihrige gegen das Thor Eugra=

cia und die zwischen diesem und dem Thore Pino gelegene Gartenmauer. Alles in dem angegriffenen Umfang sich Befindende stürzte bald zusammen.

Die Vertheidiger der Batterien an den Thoren Carmen und Eugracia versuchten umsonst, mit Verachtung des Todes, ihre Posten zu behaupten, die nur noch bloße Schutthaufen waren. Sie fielen unter dem mörderischen Feuer der feindlichen Batterien, welches ununterbrochen durch das kleine Gewehrfeuer aus den nahen Laufgräben vermehrt wurde. Umsonst war es, die Gefallenen durch neue Mannschaft zu ersetzen: dasselbe Schicksal erwartete diese, und mit eben so wenig Nutzen für das Vaterland.

Nach 10 Uhr des Morgens waren überall offene Breschen, und der Sturm begann. Die Angriffe auf das Kastell, am linken Flügel der Parallele, und am rechten auf die Oelmühle, neben dem Thore Quemada, wurden abgeschlagen. Gegen die Trümmer, welche sich vom Thore Carmen bis über das Kloster Santa Eugracia hinaus erstreckten, rückten 4000 Mann aus den Laufgräben heran, die durch Reserven unterstützt wurden. Ohne Widerstand zu finden kamen sie auf die Schutthaufen, aber dahinter stürzten ihnen Trupps von Spaniern entgegen, die mit beispielloser Kühnheit diesen Kolonnen das Vorschreiten in den heiligen Bezirk der Ehre fürs Vaterland verwehren wollten. Der Kampf war indeß zu ungleich; die Franzosen erhielten immer neue Verstärkung, und wurden durch ihre Batterien gedeckt. Um 11½ Uhr drang der Feind durch die Bresche des Klosters und Thores Santa Eugracia, und um 12 Uhr durch das Thor del Carmen in Zaragoza ein; aber in den Ruinen selbst wurde er noch bis 1 Uhr durch die

wüthenden Aragonier aufgehalten, bevor er sich ausbreiten konnte.

Santa Eugracia liegt beinahe in gerader senkrechter Linie auf das Thor Angel, welches zu der Brücke über den Ebro führt, woran links der Platz und die Kirche der Maria del Pilar stoßen. Auf der Mitte des Weges von Santa Eugracia nach dieser Brücke ist die Stadt durch die große breite Straße el Coso durchschnitten, deren östliches Ende sich gegen den Ebro herumbiegt, und deren westliches an dem großen neuen Markt und einer Queerstraße endet, die auch gegen den Fluß läuft. Der Coso also, dem Ebro parallel, und seine beiden Enden senkrecht auf denselben stoßend, bildet in der Stadt ein Oblongum, welches viele Plätze, die Kirche del Pilar und das Ebro-Thor Angel einschließt.

Der Plan der Franzosen war, ihre Angriffskolonnen auf der Straße el Coso zu vereinigen, und von dort aus gegen den Fluß zu dringen. Die Masse, welche bei Eugracia durchbrach, marschirte die Straße desselben Namens mit Trommelschlag und dem gräßlichen Geschrei: „Saragosse est à nous!“ entlang auf den Coso, wo sie sich in drei Kolonnen theilte, deren eine rechts, den Coso hinunter, gegen den Platz Santa Magdalena und den Ebro marschirte; die zweite links gegen den neuen Markt, und die dritte gerade auf die Brücke losging. Diese letzte verfehlte die senkrecht darauf führende Gasse, deren Eingang etwas weiter rechts vom Ausgange der Straße Eugracia in den Coso ist. Die Franzosen kamen in enge Gassen, uud fanden hier plötzlich Widerstand.

Die Haufen der Spanier nämlich hatten sich von den Breschen kämpfend zurückgezogen, und vertheilten sich, nicht vermögend die Massen der Feinde aufzuhal-

ten, truppweise in Nebengassen. — Ein solcher stieß auf die genannte Kolonne, und floh, von panischem Schrecken ergriffen, der Ebro-Brücke zu. Plötzlich trat ihnen hier, wie eine höhere Erscheinung, ein Priester in vollem Meßgewande aus einer Kapelle entgegen, und rief den Flüchtigen, indem er die geweihte Hostie hoch emporhob, die feierlichen Worte zu: „So verlaßt ihr Gott, den Glauben und das Vaterland?" Die Fliehenden stutzen, die Religion giebt ihnen neuen Muth, und da zu gleicher Zeit ein Trupp braver Männer von der Brücke heranrückt, so kehren sie um, und stürzen mit dem Geschrei: „Es lebe Spanien!" dem Feinde entgegen. Dieser Haufe, von der Brücke in die Stadt zurückkommend, machte Alle glauben, die Verstärkung, welche man von Osera her erwartete, sey angelangt. Das Geschrei: „Es lebe Spanien und die Virgen del Pilar!" ertönt von allen Seiten, und ist das Signal zum erbitterten Angriff auf den Feind. Die ersten, welche sich, noch vor Wiederkehr der Flüchtlinge, wie Spartaner dem Vaterlande zum Opfer weihten, waren sieben Bürger, die ganz allein aus einer Seitengasse auf die Spitze eines feindlichen Trupps fielen, den Chef, den Tambour und einige der ersten Soldaten tödteten, und so um sich würgend zum Theil den Tod empfingen. Ihre Kühnheit gab den Andern Zeit heranzukommen, und alle französischen Haufen in diesen Gassen wurden mit sehr großem Verlust zum Weichen gegen den Coso gebracht.

Die Kolonne, welche rechts den Coso hinunter marschirte, gelangte bis an den Platz Magdalena. Die Einwohner dieser Pfarre rückten den Franzosen aus allen Straßen entgegen, und schleppten in der Eile eine Ka-

none von der Batterie am Thore del Sol herbei, durch deren Feuer unterstützt, sie den Feind mit Verlust wieder gegen das Zentrum des Coso zurücktrieben.

Die zweite Kolonne, welche links den Coso hinauf gegen den Palast des Generals marschirt war, traf auf die Freiwilligen, die Minoñes und die Kompagnie des Pfarrers Cerezo, die sich nach dem Rückzuge von den Breschen wieder gesammelt hatten. Das Gefecht war hier vielmehr ein Ringen zu nennen, wo wahrer Muth und kurze Waffen entschieden. Wenige von dieser Kolonne kamen nach dem Coso zurück.

Der Feind hatte geglaubt, daß, sobald seine Kolonnen in der Mitte der Stadt, und so den übrigen Verschanzungen der Spanier im Rücken wären, diese ihre Batterien verlassen würden. Aber auch nicht einen Posten, der nicht von vorn genommen wurde, gaben die Belagerten auf. Sie sendeten nur Trupps, um ihre in den Straßen kämpfenden Brüder zu verstärken. So war es in der Pfarrei Santa Magdalena, und eben so in der des Carmen.

Von der Kolonne Franzosen, welche durch das Thor Carmen eindrang, marschirte ein Theil durch die Straße desselben Namens auf den Coso und neuen Markt zu; der andere suchte links gegen den Platz der Misericordia vorzudringen.

Die erste Abtheilung gelangte, mit Trommelschlag und Siegsgeschrei, ohne Widerstand bis an die Armenschule, wo ihr plötzlich der Prediger Don Santiago Sas in den Weg trat. Dieser kühne Priester, der sich während der Belagerung bei vielen Unternehmungen auszeichnete, war von Palafox zum Hauptmann und Kapellan seiner Kapelle ernannt. Beständig von einem

Trupp der bravsten seiner Pfarrkinder umgeben, befand er sich an diesem Tage gerade in den Batterien des Portillo. Bei der Nachricht vom Eindringen der Feinde marschirte er mit zwei Kompagnien der großen Pfarre dem Coso zu, und gerade als er um den Thurm des Kollegiums der Armenschule herumbiegt, stößt er auf die Spitze der feindlichen Kolonne. Er stürzt sich auf sie, erlegt den führenden Offizier mit einem Säbelhiebe, und seine Braven treiben den ganzen Haufen blutig bis an das Kloster Santa Fé zurück. Von diesen Gebäuden und der daneben liegenden Kaserne der Miñones erneuten die Franzosen das Gefecht. Die Aragonier machten sich durch Thüre und Fenster Bahn, und der auch hier besiegte Feind *) floh, und setzte sich, durch neue Truppen verstärkt, neben Santa Rosa fest.

Die zweite Abtheilung der durch den Carmen eingedrungenen Franzosen, welche links gegen den Platz der Misericordia marschirte, kam nur bis an die Gartenecke des Klosters der Incarnacion. Ein Haufe Spanier, worunter sich Soldaten der spanischen und Wallonen-Garde befanden, war am andern Ende des Platzes beschäftigt, aus Schutt, Holztrümmern und Sandsäcken einen Abschnitt zu machen, um einige Kanonen zu decken, die von der vorgelegenen verlornen Batterie dahin zurückgezogen waren. Es schien den Franzosen unmöglich, daß sich diese Tollkühnen auf einem Posten behaupten würden, welchem die andere Kolonne schon im Rücken war. Sie winkten ihnen mit einer weißen Fahne Uebergabe und Gnade zu. Die Spanier banden

*) Man behauptet, Sas hätte allein mit eigner Hand 17 Feinde erlegt.

an einen Stab ein Stück Leinewand, worauf sie mit irgend einem dunkeln Färbestoff mit großen Buchstaben die Worte gemalt hatten: „Siegen oder sterben für Ferdinand VII.“ Diese Todesfahne pflanzten sie in einen Sandsack, und eröffneten ein fürchterliches Kanonenfeuer. Die Feinde hatten auch einiges Geschütz herbeigeschleppt, und erwiederten damit die rauhe Antwort auf ihre Anfrage.

Die Lage dieser mit Sturm genommenen Stadt war gräßlich. Keine Traversen waren angelegt, keine Abschnitte gemacht; und die Aragonier sahen sich an diesem Tage eben so überrascht, wie den 15. Juni. Der Mangel an allen diesen Vorbereitungen zur innern Vertheidigung machte die vorrückenden Belagerer auch wirklich glauben, die Stadt sey nun genommen, und kein Widerstand mehr zu fürchten. Viele Soldaten sonderten sich von den Haufen ab, und drangen in die Häuser, um zu plündern. Ausschweifungen und Mordthaten wurden begangen, aber die meisten der Plünderer fanden in den Häusern selbst ihren Tod, so wie alle die, welche sich während des Gefechts hinein warfen. Auch die Weiber halfen bei diesen Gelegenheiten, Feinde tödten und sie durch die Fenster auf die Straße stürzen.

Während nun Belagerer und Belagerte sich in den Straßen herumschlugen, bot der General Verdier dem Gen. Palafox eine Kapitulation in folgenden Worten an:

Hauptquartier Santa Eugracia.

„Eine Kapitulation.“

Die lakonische Antwort war:

Hauptquartier Zaragoza.

„Krieg bis in den Tod.“ *)

---

*) Eigentlich: guerra a cuchillo! (Krieg auf's Messer!)

Zur kräftigen Erläuterung seiner Antwort ließ Palafox auf dem neuen Thurme, der nur einige hundert Schritte vom Coso (also vom Kampfplatze) entfernt ist, eine rothe Fahne wehen, und eine andere von derselben Farbe mit einem weißen Kreuze zeigte den anrückenden Hülfstruppen an, daß sich Zaragoza noch halte. Er selbst eilte diese herbei zu rufen, indem er den Zaragozanern versprach, am Morgen des 5ten mit Hülfe wieder da zu seyn. Der Marquis Lazon war vorher schon über die Brücke geeilt, und Calvo fand sich also wieder eine Zeitlang als erste Autorität. Dieser ließ alle entbehrlichen Truppen aus der Vorstadt hereinrücken, und befahl, Niemand, der Waffen trüge oder tragen könnte, über die Brücke zu lassen. Die Aragonier versprachen ihm, sich bis zum andern Morgen in der Stadt zu halten, und er eilte sodann gleichfalls dem General nach, um die Ankunft der Truppen zu beschleunigen.

So waren nun die Vertheidiger Zaragoza's von neuem ohne wirkliches Haupt. Aber was brauchten Männer ein solches, die entschlossen waren, zu sterben oder zu siegen. Unter gegenseitigem mörderischen Feuer verschanzten sich Belagerer und Belagerte in den Straßen. Die Franzosen hatten mehrere Mönche in den Klöstern ermordet *), deren Leichname sie auf den Coso warfen, und gerade da, wo sie ihre Batterien errichteten. Dieser Anblick brachte die Spanier zur äußersten Wuth. „Sie ma-

*) In Santa Eugracia wurden vier, und in San Francisco zwölf Mönche getödtet. Eine Nonne und viele andere Weiber hatten dasselbe Schicksal Viele Nonnen wurden gefangen weggeführt.

machen mit unsern Leichnamen Batterien," schrien sie sich zu, „laßt uns dasselbe mit den ihrigen thun!"

Die Freiwilligen und andern Trupps, welche die vom Coso links marschirte feindliche Kolonne vernichtet hatten, stürzten auf diese Straße hervor, wo sich ein neues blutiges Gefecht erhob. Die Franzosen konnten sich in der breiten Straße nicht halten, denn auch ihre rechte Flanke wurde von den Kompagnien der Pfarrei Magdalena mit den von dorther kommenden Truppen angegriffen. Im Anfange hatten sie freilich Häuser an beiden Seiten des Coso besetzt, allein die Aragonier machten von hinten Löcher in die Mauern, oder erbrachen Thüren und Fenster, und trieben so die Feinde auf die Straße hinaus. Die Belagerer wurden zuletzt bis auf die Häuser der südlichen Seite des Coso beschränkt, während die Spanier die entgegengesetzten einnahmen.

Bei Santa Rosa zogen die Franzosen von einer Seite der Straße zur andern Seile, worauf sie Matratzen hingen, die so eine undurchdringliche Blendung abgaben, hinter welcher sie sich verschanzten. Die Aragonier unter Sas ließen jedoch die Arbeit nicht vollenden, und den Feind von diesem Posten treibend, wo er zwei Kanonen zurückließ, warfen sie sich dann in die Gebäude des Klosters Santa Rosa. Die Franzosen machten weiter unten, am Ende der Straße del Carmen ihren Abschnitt und ihre Batterie.

Das Kloster San Francisco auf dem Coso und die Kirche waren den Franzosen eine starke Zitadelle, welche rechts durch die Schutthaufen des großen Hospitals und des Seminariums unzugänglich war. Sie errichteten eine Batterie vor dem großen Ausgange der Kirche auf den Coso, und zwei andere in der anstoßenden Kapelle

Santo Domingo und in der Straße Santa Eugracia. Einige Kanonen deckten die Seitenzugänge zu diesem Posten, in dessen linker Flanke rückwärts fast alle großen Häuser besetzt waren, so daß der Theil, den sie von der Stadt besaßen, ein längliches Viereck bildete, welches auf einer Basis der Gebäude am Carmen und Santa Eugracia ruhte.

Sas, der nicht ruhen konnte, so lange noch etwas zu thun war, sandte eine Abtheilung seiner braven Streiter gegen die linke Seite dieses länglichen Vierecks, dem er bei Santa Rosa im Rücken war. Die Freiwilligen und die Kompagnien von Nieder-Aragonien (tierra baxa) vereinigten sich mit ihm, und machten einen verzweifelten Angriff. Aus vielen Gebäuden wurde der Feind herausgeschlagen, oder fand darin seinen Tod. Felipe San Clemente aus Barbastro zeichnete sich in diesen wüthenden Gefechten besonders aus *).

Der Pallast Sastayo wurde von den Franzosen aus den obern Stockwerken hartnäckig vertheidigt; allein die Spanier erstürmten die große Treppe, und was nicht niedergemacht wurde, entfloh durch den Garten und die Hintergebäude in die nahe stehende Kirche San Francisco. Einige Wagehälse drangen sogar diesen Flüchtlingen bis dahin nach, und ein Freiwilliger rannte, blind vor Wuth, in den Eingang der Kirche, riß einen Franzosen heraus auf den Coso, und tödtete ihn mit Dolchstichen. Die Aragonier in den naheliegenden Häusern forderten die Feinde heraus auf die Straße zu kommen. „Kommt, feige Memmen," schrien sie, „wir werden

*) Er wurde tödtlich verwundet, genaß aber wie durch ein Wunder.

euch zeigen, wer die sind, welche Sayetas *) statt Hosen tragen!"

Die Franzosen befestigten sich indeß im Kloster und in der Kirche San Francisco, so wie in den daran liegenden Häusern. Ihre linke Flanke zog sich von hier über die verschanzte Kirche San Diego und das Kloster Santa Rosa gegen die Batterie auf dem Platze del Carmen, an welcher die Besatzungslinie über das Kloster desselben Namens, an dem der Incarnacion endigte. Von diesem letzten Punkte hatten sie nie gegen die Batterie der Garden, und die von den Spaniern besetzten Gebäude des Hospitals der Konvaleszenten und das Kloster Santa Catalina vordringen können. Ihr Theil von Zaragoza bildete daher am Ende der Gefechte so zu sagen einen in diese Stadt vorgeschobenen Keil, dessen Spitze San Francisco war.

So endete dieser merkwürdige Tag, welchen die Spanier, allen Vertheidigungssystemen von zwei Jahrhunderten zum Trotz, durchfochten.

Die Feinde hörten nicht auf, Bomben und Granaten in die Stadt zu schleudern, und ihre Batterien auf dem Coso standen den spanischen so nahe, daß ein Aragonier sich in der Nacht auf dem Bauche durch die Todten heranschlich, und an das Rad einer feindlichen Kanone ein Seil band, um sie herüberzuziehen. Er brachte das Ende desselben zurück, welches natürlich aber riß, da das Geschütz nicht über das Parapet von Schutt und Leichnamen gezogen werden konnte. Haufenweise lagen die Todten in den Straßen, besonders auf dem Coso,

*) Eine Art Zaraguelles (breite, gefaltete Hosen), welche in Nieder-Aragon getragen werden.

denn die Körper der in den Häusern Verschiedenen warf man durch die Balkons und Fenster. Die Fäulniß, welche in dieser Jahreszeit so schnell ist, drohte mit gräßlichen Folgen; daher die Spanier in der Nacht die Menge der Leichen zu vermindern suchten, indem sie diese mit Haken wegzogen, oder sich heranschlichen und sie wegzerrten.

Palafox kam den 4ten Abends glücklich durch die am Gallego streifenden französischen Partheien, und langte des Nachts um 10 Uhr in Osera an. Er rief die in Piña und andern Ortschaften liegenden Truppen schleunigst zusammen. Die Truppen, welche er vorfand, waren das schon oben erwähnte zweite Bataillon der Freiwilligen, ein Bataillon spanischer Garden, welches die Junta's von Valenzia und Tortosa dazu stoßen ließen, und 200 katalonische Freiwillige aus Lerida.

Die Franzosen konnten des starken Verlustes wegen, und da sie, eingekeilt in der Stadt, gefährliche Posten zu vertheidigen hatten, keine genugsame Macht auf das linke Ebro-Ufer senden. Die Kommunikation der Vorstadt nach außen war unter solchen Umständen unvollständig gehemmt, weswegen der Einmarsch der Hülfstruppen schwer zu verhindern war. Diese langten mit einem Transport von Munition und Lebensmitteln, nach einem Eilmarsche, den 5ten früh bei Villamayor an, wo die französische Kavallerie ihnen einige Karren des Transportes wegnahm, aber ihr Vorrücken nicht aufhalten konnte. Sie versuchten List, sagten, Zaragoza sey schon gefallen, und boten diesen braven Spaniern die besondere Gunst Josephs an, wenn sie ihn als König anerkennen würden. Natürlich fand alles dieses kein Gehör, und der Marquis Lazan marschirte mit

dem Garde-Bataillon und dem Transport den 5ten Morgens durch die Vorstadt in Zaragoza ein. Palafox aber blieb mit den übrigen Truppen in Villamayor, wo er, durch Hülfe aus Lerida, durch die neuen Tercios von Barbastro und Huescar, und durch andere Truppen verstärkt, ein Korps von 6000 Mann zusammenbrachte. Die Feinde verließen alsdann das linke Ebro-Ufer.

Es war Zeit, daß Pulver nach Zaragoza kam, denn der Mangel daran war so groß, daß man von Haus zu Haus ging, um die etwanigen Reste zu sammeln. Ueberall hörte man zwar den Führern, die nach der Munition fragten, muthig zurufen: „Es schadet nichts, wir werden mehr mit dem Bajonet arbeiten!“ allein auf die Länge hätte das Pulver doch wohl die Oberhand über den Muth gewonnen.

Von nun an wurde die Belagerung der Stadt von Seiten der Franzosen auf das Bombardement beschränkt, denn beide Theile waren jetzt Belagerer und Belagerte. Die Franzosen versuchten, das vor ihrem linken Flügel gelegene Hospital der Konvaleszenten und die Kirche Santa Catalina zu nehmen; allein die Katalonier, welche diese Punkte vertheidigten, empfingen ihre Feinde beim Eindringen mit dem Dolch und Bajonet in der Hand. Mehrere Versuche darauf liefen schlecht ab. — Die Spanier ihrerseits griffen mehrere Gebäude an, welche die Franzosen vertheidigten, und waren im Ganzen glücklicher.

Den 9. Juli rückte auch Palafox mit dem größten Theile der gesammelten Truppen in Zaragoza ein, und der unendliche Jubel, mit dem man ihn empfing, schien Hohngelächter gegen die feindlichen Granaten und Bomben. Die spanischen Generale hatten den Tag vor-

her in einem Kriegsrathe beschlossen, jedes Viertel der Stadt zu vertheidigen, und sich zuletzt in die Vorstadt zu ziehen; indeß durch die erhaltenen Verstärkungen verwehrten sie nicht nur den Franzosen das Vordringen, sondern engten sie auch immer mehr ein. Den 10ten griffen die Freiwilligen und Katalonier einige Punkte an, und nahmen zwei Kanonen.

Verdier und Lefebvre versuchten, durch die weggeführten Nonnen und durch andere Gefangene Palafox zur Kapitulation zu bringen. Der Mönch Basilio Bogiero de San Jago, ehemaliger Lehrer des Palafox, war unter diesen, und Lefebvre behandelte ihn mit Auszeichnung. Auf einen ähnlichen Antrag aber antwortete ihm dieser Spanier: „Ich werde mich nie zu so etwas herabwürdigen; und wenn Palafox kapituliren wollte, würden ihm keine Aragonier und Spanier gehorchen."

Den 12ten sahen die Aragonier von dem neuen Thurme eine Kolonne mit Geschütz den Rückweg nach Alagon nehmen. Die Drohungen und Scheinanstalten des Feindes zu einem neuen Angriff, und ein fürchterliches Bombardement am 13ten geschahen nur, um seinen Rückzug zu verhehlen, welcher in der Nacht auf den 14ten erfolgte. Er zündete die Gebäude auf dem Torrero und mehrere in der Stadt an, und sprengte um 12 Uhr Mitternachts das Kloster Santa Eugracia *) in die Luft.

So endigte die erste Belagerung von Zaragoza, wo-

*) Die Kirche dieses Klosters enthielt die Körper einiger Märtyrer aus der Römerzeit, wodurch diese Zerstörung den Aragoniern noch empfindlicher wurde.

durch dessen Name neben Numancia und Sagunt glänzt. Keine spätere traurige und niederschlagende Kriegsbegebenheit kann ihn auslöschen, so wie die Namen der beiden Städte der Vorzeit nie verwischt wurden. Muthig können die Spanier den Lorbeer; zeigen keine neuere Nation setzt ihnen einen gleichen entgegen. War das Verlassen von Moskau *) im Sinne der Szythen groß, so war die Vertheidigung von Zaragoza doch größer, und das um eben so viel, als das Fechten größer ist, als das Anzünden und Verlassen, obgleich oft ein größerer Zweck dadurch erreicht wird. Keine regulirten Soldaten machten diese Vertheidigung; Bauern und Bürger, nichts von den Regeln der Kunst wissend, die ein solches Abweichen davon verdammt, unternahmen und vollbrachten sie. Sie war nothwendig, um den Spaniern zu zeigen, was ihre Hartnäckigkeit und der Wille, nicht erobert zu werden, ausrichten konnten: und hierdurch wurde sie ein Grundstein des nachfolgenden Krieges, in dessen Laufe andere Städte dies Beispiel nachahmten. — Wie sehr verdienten solche Bürger, glücklich zu seyn!

Palafox schien bis den Morgen des 14ten noch nicht an den Rückzug des Feindes zu glauben, und beunruhigte diesen auch nicht beim Abziehen aus seinem Theile Zaragoza's und der Umgegend. Die Spanier fanden im feindlichen Lager eine Menge Munition, Bomben, Granaten und Lebensmittel, und holten von den in den Kanal geworfenen Geschützen 52 Kanonen, Haubitzen und Feldschlangen heraus.

---

*) Abgesehen von der mehr als gegründeten Wahrscheinlichkeit, daß der Brand von Moskau durch die Franzosen, und nicht durch die Russen geschah.

Die französische Armee war während der Belagerung immer verstärkt worden, und man kann rechnen, daß sie in manchen Epochen der Angriffe 20,000 Mann zählte. 13,000 Mann stark, zog sie nach Navarra ab, und ihr Verlust in Aragon und während der Belagerung war, nach gemäßigten Berechnungen, gegen 15,000 Mann an Todten und Verwundeten. — Die Zahl der Vertheidiger belief sich im Anfang nicht auf 10,000 Mann, und den 15. Juni kaum auf 8000; aber in der Folge und gegen das Ende der Belagerung stieg sie bis über 20,000 Mann, worunter jedoch höchstens 2500 alte Soldaten waren. Die verschiedenen Angaben des Verlustes der Spanier habe ich nie genau berichtigen können; ich glaube indeß, man darf ihn auf 10,000 beiderlei Geschlechts, Jung und Alt, mit und ohne Waffen, angeben.

Verbesserung.

In diesem ganzen Aufsatze wolle der Leser den Namen des Marquis Lazon gegen Lazan gefälligst vertauschen.

D. R.

III.

Innere Kriege im südlichen Frankreich.

(Schluß.)

3. Belagerung von Toulon.

Dieselben Ursachen, welche Lyon und Marseille bewogen, die Waffen gegen den Konvent zu ergreifen, hatten auch Toulon zum offnen Bruche gereizt. Wie in ganz Frankreich, so herrschten auch hier die Jakobiner. Reiche und Adelige wurden unbarmherzig verfolgt; jeder Tag steigerte den Uebermuth der Jakobiner. Schon dadurch aufs Aeußerste gebracht, brach der lang verhaltene Unwille aus, als die Parthei der Girondisten im Nationalkonvent unterlag.

Die Hoffnung, daß dieser bessere Theil der Regierung doch endlich den Sieg über Rohheit und Grausamkeit davon tragen würde, hatte die Toulоner bisher Alles ertragen lassen. Diese Hoffnung schwand, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als ihren Leiden durch Anstrengung ihrer eignen Kräfte ein Ende zu machen.

Die Publikation der neuen Konstitution brachte die Gemüther in Gährung; sie nicht anzunehmen, war ganz Toulon entschlossen.

Der jakobinische Bürgerrath, von der Stimmung der Bürger unterrichtet, verhängte die Todesstrafe über jeden, der die Eröffnung der Sektionen vorschlagen würde.

Dies brachte die Gährung zum Ausbruch. Noch an demselben Abend versammelten sich die Sektionen; die Sturmglocke ward gezogen, die Papiere des Jakobinerklubbs wurden in Beschlag genommen, und die vorzüglichsten Häupter derselben arretirt und in die Gefängnisse geworfen.

Der plötzliche Ausbruch ihres zur Wuth gesteigerten Unwillens machte die Touloner grausam. Ein neu geschaffenes Kriminaltribunal zeigte sich eben so blutdürstig, als vorher die Jakobiner es gewesen waren.

Der Konvent erklärte Toulon außer dem Gesetze. Noch waren indeß die meisten Bürger Republikaner; die Royalisten — in zu geringer Anzahl — wagten noch nicht, ihre Wünsche auszusprechen.

Indessen machte die konstitutionelle Armee reißende Fortschritte im Süden von Frankreich. Lyon wehrte sich nur noch mit dem Muthe der Verzweiflung; die Armee von Marseille befand sich auf der Flucht, und alle übrigen Insurgenten waren zerstreut.

Toulon stand jetzt allein, seinen eignen Kräften überlassen. Ein ungleicher Kampf mit der ganzen Republik stand der Stadt bevor; Jeder fühlte, daß das Schicksal der Stadt sich bald und unglücklich entscheiden müsse.

Die Gefahr rückte immer näher, bald sollte Toulon der einzige Gegenstand der öffentlichen Rache seyn; schon war die Zufuhr vom Lande her gehemmt, und Hungersnoth bedrohte die Stadt, noch ehe sie belagert war, denn ihre Zuflucht, das Meer, war von feindlichen Flotten bedeckt.

Verzeihung und Gnade waren vom Konvent nicht zu hoffen; das Betragen desselben gegen Lyon zeigte der Stadt ihr Schicksal im Fall der Unterwerfung.

In dieser schrecklichen Lage traten die Royalisten mit ihrem Plane hervor, sich für Ludwig XVII. und die Konstitution von 1791 zu erklären, die Stadt aber dem Schutze der Alliirten des Königs zu übergeben.

Schwer ward es den Republikanern, ihre Grundsätze so ganz zu verläugnen; doch die Nothwendigkeit gebot es, und ein gemeinsamer Entschluß ward gefaßt, mit der kombinirten Flotte vor Toulon, unter dem Admiral Hood, in Unterhandlung zu treten.

Diese Unterhandlungen hatten den gewünschten Erfolg. Hood versprach im Namen der kombinirten Flotte, als Alliirte Ludwigs XVII., Toulon für den künftigen König von Frankreich in Besitz zu nehmen, und gegen seine Feinde zu schützen.

Vermöge der auf der Stelle abgeschlossenen Kapitulation sollte die Uebergabe von Toulon in dem oben angegebenen Sinne erfolgen, und das Kommando unter den Truppen der verbündeten Mächte, und namentlich unter Engländern und Spaniern getheilt seyn; die Magazine sollten für die nothwendigen Bedürfnisse der Flotte dienen, jedoch mit Notirung und Schätzung des Verabfolgten, und unter der Bedingung einer vollkommnen Wiedererstattung, sobald Frankreich unter eine legitime und anerkannte Regierung zurückgeführt seyn würde.

Ein unerwartetes Hinderniß drohte die Hoffnung der Touloner zu vereiteln.

Im Hafen der Stadt lag, außer den nicht im Dienste befindlichen Schiffen, eine Eskadre von 18 Li-

nienschiffen und mehreren Fregatten, unter den Befehlen des Admirals Trogoff. Dieser hatte seine Einwilligung zu der Unterhandlung und das Versprechen gegeben, nach Kräften zum guten Erfolge beizutragen.

Doch der Kontreadmiral St. Julien, ein eifriger Republikaner, erhielt nicht sobald Kenntniß von dem Vorhaben des Admirals, als er die Bemannung der Eskadre versammelte, ihr mit rednerischem Feuer die Lage der Dinge schilderte, und sie schwören ließ, nie zu dulden, daß ein feindliches Schiff in einen Hafen der Republik einlaufe. Er übernahm hierauf das Kommando der Eskadre, und stellte sie so auf, daß sie den Eingang der Rhede sperrte. Trogoff befand sich zu seinem Glück am Lande.

Die Lage der Touloner ward immer gefährlicher, die Nachricht der Einnahme von Marseille kam zugleich mit den Trümmern der Armee, unter Villeneuve, und einer Menge geflüchteter Marseiller an. Man erwartete den Feind in jedem Augenblicke.

Die Verzweiflung nöthigte die Touloner zu dem Entschluß, mit glühenden Kugeln auf die eigne Flotte zu schießen.

Schon waren die Oefen geheizt, und St. Julien in Bereitschaft, mit der Stadt zu kämpfen, als ein plötzliches Ereigniß die Umstände veränderte, und die Touloner aus ihrer Verlegenheit riß.

Der Lieutenant van Kempen, ein heimlicher Royalist, sonderte sich plötzlich mit seinem Schiffe — der Fregatte la Perle — von der Eskadre ab, und ging zur Stadt über. Trogoff benutzte sogleich den Umstand, begab sich an Bord der Fregatte, und zog die Admirals-Flagge auf. Dies den Seeleuten ehrwürdige Zeichen

brachte Uneinigkeit in die Eskadre. St. Julien, vom größten Theil der Eskadre verlassen, war genöthigt, mit den Schiffen, die ihm treu blieben, die hohe See zu suchen.

Die kombinirte Flotte lief nun ohne Hinderniß ein, und Admiral Hood nahm am 28. August im Namen Ludwigs XVII. Besitz von der Stadt.

Die Stadt Toulon, mit einer Bevölkerung von 25,000 Seelen, am mittelländischen Meer und am Fuße der letzten Absätze der Alpen gelegen, war und ist einer der wichtigsten Seeplätze Frankreichs. Seine Bedeutsamkeit erhält es von seinem guten Hafen und den beiden sehr geräumigen Rheden, die kleine oder die innere, und die große oder äußere, welche beide gegen alle Winde geschützt sind.

Die Stadt selbst ist auf der Landseite mit einer bastionirten Enceinte und einem Wassergraben umgeben, und liegt unmittelbar am Hafen. Von allen Seiten dominiren nahgelegene Höhen die Stadt, und erheben sich in weiterer Entfernung zu hohen Gebirgen. Zu beiden Seiten der Stadt ergießen sich Bäche, westlich der Las-, östlich der Lagoutiere-Bach, ins Meer. Nördlich von Toulon erhebt sich ein fast isolirtes, nur durch einen niedrigen Sattel mit der Montagne de Coudon in Verbindung stehendes Gebirge, die Montagne de Faron genannt. Ihr höchster Rücken liegt 4800 Schritte vom Walle entfernt, 1718 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Eine Menge Forts und Reduten, auf den umgebenden Höhen angelegt, hindern die Annäherung zur Stadt. Unter ihnen waren die bedeutendsten: auf der

Ostseite: das Fort de la Malgue, welches zugleich die große Rhede bestrich; auf der Nordseite: die Forts St. Catharine, l'Artigues, das neu angelegte Fort Faron, auf dem Gebirge gleiches Namens, die Redute Faron, auf dem höchsten Gipfel des Gebirges, das Fort de St. Antoine, und das am weitesten (eine Lieue) entlegene Fort des Pomets. Die Westseite beschützte das Fort de Malbousquet. Der Eingang zur kleinen Rhede, 1500 Schritte breit, ward durch die Forts: la grosse Tour, la Tour de Balaguier, und Fort l'Eguillette vertheidigt; das Innere derselben bestrich noch das Feuer der Forts de Goubran und du Millau. Die große Rhede ward, außer den schon genannten Tour de Balaguier, la grosse Tour und Fort de la Malgue, noch von den Forts de St. Louis, du Cap brun und St. Marguerite bestrichen.

Das gebirgige Terrain um Toulon ist von steilen, schmalen Schluchten mannichfach durchschnitten, und außer den gebahnten Wegen schwierig zu durchgehen.

Zwei Hauptstraßen laufen von Toulon aus. Die eine, westwärts nach Marseille und Lyon, passirt unweit Toulon ein starkes Defilee, les Gorges d'Ollioules genannt, durch steile Felsen gebildet, das bei dem Flecken Ollioules, eine kleine Meile von Toulon, endet. Die zweite Hauptstraße, nach Frejus und Nizza, geht am Fuße der Montagne de Faron durch das eine Lieue von der Stadt entfernte Städtchen la Valette.

Toulon gegenüber, an der kleinen Rhede, liegt die Stadt la Seine.

Gleich nach der Besitznahme der Stadt schickte Admiral Hood Benachrichtigungen nach Neapel und an

die spanische Flotte unter dem Admiral Langara, die in den Gewässern von Mallorca und Minorca kreuzte.

Verstärkungen an Menschen, Pferden, Feldartillerie und Mundprovision kamen an. An der letztern litt die Stadt vorzüglich Mangel, und dies allein hätte Toulon zu der geschlossenen Kapitulation vermögen können.

Ueber die Stärke der Alliirten im Augenblicke der Besitznahme sind keine genauen Nachrichten vorhanden. Die Verstärkungen langten nur nach und nach bis Ende Oktobers an, sie bestanden aus neapolitanischen und englischen Truppen, und betrugen ungefähr 5000 Mann. Die sardinischen, englischen und spanischen Truppen, welche gleich zu Anfange Toulon besetzten, kann man ungefähr zu 6000 Mann annehmen. Die kommandirenden Generale bedienten sich zur Besetzung der detaschirten Werke und zu den Ausfällen nur der alliitten Truppen, daher die aktive Streitkraft mit den zu Hülfe genommenen Seesoldaten, auf 12 bis 13,000 Mann zu rechnen ist.

Die Gorges d'Ollioules und die detaschirten Werke wurden besetzt, und die letzteren vollständig armirt. Auf der Montagne de Faron ward das neue Fort Faron angelegt, welches die übrigen dominirte. Der Paß la Malgue, als einziger Zugang zu demselben von der Landseite, ward verschanzt. Die alte Verschanzung St. Elme, welche die Halbinsel sperrt, die südlich die große Rhede einschließt, ward wieder hergestellt.

Lord Mulgrave, der am 6. Septbr. ankam, übernahm, bis der König von England darüber verfügt haben würde, das Gouvernement von Toulon. Admiral Gravina kommandirte die spanischen Landtruppen. Dem Kapitain Elphinstone ward das Kommando des

Forts la Malgue und der davon abhängenden Werke besonders übergeben.

Die Touloner glaubten sich nun im Schutze der Alliirten frei von aller Gefahr. Der Präsident Reboul erließ ein Schreiben an den General Carteau, vom 28. August im ersten Regierungsjahre Ludwigs XVII. datirt, worin er diesen General unter den heftigsten Drohungen zur Schonung und Milde gegen Marseille aufforderte.

General Carteau, der sein Korps auf 7000 Mann verstärkt hatte, glaubte seine Operationen gegen Toulon anfangen zu können. Er vertrieb am 7. Septbr. die Alliirten aus den Gorges d'Ollioules, und besetzte diese.

Von der andern Seite rückte General Lapoype mit 4000 Mann von der italienischen Armee gegen Toulon vor.

Die Stadt ward nach und nach enger eingeschlossen. Auf der Westseite stand General Carteau; seine Posten erstreckten sich von la Seine bis zum Fort des Pomets. Auf der Ostseite stand General Lapoype, von la Valette bis Fort de St. Marguerite. Beide waren durch die Montagne de Faron getrennt, also ohne Verbindung.

Wollte man Toulon selbst angreifen, so war die Angriffsseite leicht zu finden.

Auf der Westseite war die Stadt nur durch das Fort Malbousquet geschützt, ein schwaches Erdwerk, obgleich auf einer Höhe vortheilhaft gelegen. War dieser Punkt genommen, so konnte man von hier aus die Wälle der Stadt beschießen, und ungehindert gegen sie vorgehen. Batterien, auf der Höhe von Bregaillon etablirt, konnten die kleine Rhede beunruhigen. Es ward erst

spä-

später, nach Anlegung des Forts Mulgrave, schwierig, die Forts de l'Eguillette und la Tour de Balaguier zu nehmen, und dadurch die kleine Rhede gänzlich zu sperren. Ein zu berücksichtigender Umstand war auch noch der, daß auf dieser Seite der einzige für Artillerie fahrbare Weg aus dem Innern von Frankreich ging, auf dem man, außer dem Geschütz, noch alle Verstärkungen und Munition heranzog.

Die Ostseite der Stadt war dagegen durch das vortrefflich gebaute große Werk la Malgue und die Forts St. Catharine und l'Artigues gedeckt, und man hatte überdies das Schloß St. Marguerite, die Forts Cap brun und St. Louis, und das Feuer der Schiffe zu fürchten. Nahm man auch die Forts St. Marguerite und Cap brun, so war doch dadurch weiter nichts gewonnen, als einen Theil der großen Rhede beschießen zu können.

Alle diese Gründe bestimmten die westliche Seite von Toulon für den eigentlichen Angriff, und hierher wurden deshalb alle Verstärkungen und Vorräthe gesendet.

In den ersten Wochen der Einschließung fiel, außer einigen kleinen Gefechten und der Wegnahme des wenig befestigten und kaum vertheidigten Schlosses St. Marguerite nichts Erhebliches vor. Die Artillerie der Belagerer war schwach und im schlechtesten Zustande. Man erbaute Batterien auf Punkten, wo sie wegen ihrer zu großen Entfernung keine Wirkung haben konnten. Die Munition ward unnütz verschwendet, und zum Nachtheil des Erfolges wurden die Geschütze von jedem bedient, dem dies Geschäft Vergnügen machte.

Die Belagerten waren ihrerseits nicht müßig, ihre Vertheidigungsmittel zu vermehren. Die Forts de l'Eguil-

lette und la Tour de Balaguier waren einem Angriffe von der Landseite ausgesetzt; um sie davor sicher zu stellen, besetzte Lord Mulgrave in der Nacht vom 20. Septbr. die Höhe la Grasse mit 500 Mann. Diese Höhe, der Anfang des Vorgebirges l'Eguillette, liegt nahe bei la Seine und beherrschte den rechten Flügel der französischen Position. Sie besteht aus einem erhabenen Rücken mit drei hinter einander liegenden Kuppen, deren höchste nach der Landseite zu mit einem jähen Hange abfällt. Die Alliirten hatten die niedrigste östliche Kuppe besetzt, und die Franzosen, auf die Wichtigkeit des Postens aufmerksam gemacht, versuchten am andern Tage vergeblich, sie davon zu vertreiben. Sie wurden zurückgeschlagen, und Lord Mulgrave legte nun auch auf der höchsten westlichen Kuppe eine starke Verschanzung an, welche mit der größten Thätigkeit vollendet und von den Engländern Fort Mulgrave, von den Franzosen Petit Gibraltar genannt wurde.

Die Ankunft Bonaparte's, der damals Chef de Bataillon der Artillerie war, in den letzten Tagen des Septembers, brachte Ordnung in diese Waffe. Obgleich nur zweiter Kommandant der Artillerie, dirigirte er bald allein die Arbeiten derselben. Der General Duteil, erster Kommandant, wich gern seinen höheren Einsichten.

Aus Mangel an Geschütz und Offizieren konnten die Angriffsarbeiten nur langsam vorschreiten; sie bestanden anfangs nur in einigen Batterien auf der Höhe la Goubran gegen das Fort Malbousquet, und in einer andern auf der Côte de Bregaillon, welche letztere der alliirten Flotte sehr schädlich ward, und sie nöthigte, sich aus diesem Theil der Rhede zu entfernen.

Bonaparte rief eine Menge Artillerie-Offiziere

zurück, welche die Zeitumstände von der Armee entfernt hatten, und betrieb mit der größten Thätigkeit die Herbeischaffung und Instandsetzung des Geschützes.

Indeß langten die Verstärkungen nur langsaam an, und fast das ganze Belagerungskorps mußte erst organisirt und eingeübt werden. Dem General Carteau ward das Kommando genommen, und dem ganz unfähigen General Doppet übergeben, den die Unzufriedenheit der Soldaten bald wieder davon entfernte.

Unter solchen Umständen konnte die Belagerung nicht vorrücken, die Armee blieb in ihrer Stellung, und man begnügte sich mit kraftlosen Versuchen und Kanonaden.

In der Nacht vom 30. Septbr. zum 1. Oktbr. überfiel General Lapoype die Redute Faron, und nahm sie. Den Alliirten konnte dieser Verlust nicht gleichgültig seyn, da die Redute das wichtige Fort Faron beherrschte. Am Morgen des 1. Oktbr. rückten daher drei Kolonnen zum Angriff des verloren gegangenen Postens aus. Die erste, 560 Mann, unter Lord Mulgrave, erstieg die Montagne de Faron von St. Antoine her; die zweite, geführt vom Admiral Gravina, rückte durch den Grund von Valbourdin; beide waren zum unmittelbaren Angriff bestimmt, während vom Fort Faron aus 440 Mann, als dritte Kolonne, den Angriff unterstützen sollten.

Der schmale Kamm des Gebirges ist von einer Menge queer über denselben laufenden Schluchten durchschnitten, zwischen denen sich hohe Felsenkuppen erheben. Auf der letzten und höchsten Kuppe, westlich von der Redute, waren die Franzosen, 1800 bis 2000 Mann stark, aufgestellt; ihr rechter Flügel war durch eine jähe

Felsenwand gesichert, die in das Thal von Favieres fällt; vor der Front lief eine steile und tiefe Schlucht, die, sich vom Abhang des Gebirges östlich biegend, auch die linke Flanke schützte; die französische Linie krönte den Rand der Schlucht. Hinter dem rechten Flügel standen 200 Mann staffelförmig, der linke bog sich im Haken zurück. Zwischen der besetzten Redute und der Stellung war eine starke Reserve aufgestellt.

Die Alliirten hatten beim Ersteigen des Gebirges nur die Hindernisse zu bekämpfen, welche in der Beschaffenheit des Terrains lagen. Die Franzosen zogen ihre Vorposten in die Stellung zurück. Beide Angriffskolonnen erreichten den Kamm fast zu gleicher Zeit. Lord Mulgrave, zuerst angekommen, stellte sich dem rechten Flügel der Franzosen entgegen, der am zugänglichsten war, weil hier die Schlucht entsprang. Lord Mulgrave entschied jedoch für den Angriff des feindlichen linken Flügels, der, zu hoch gestellt, den Uebergang über die Schlucht nicht hindern konnte. Während Mulgrave die Aufmerksamkeit des Feindes durch Gewehrfeuer auf sich zog, durchging Gravina die Schlucht, und griff den feindlichen linken Flügel an, der zu gleicher Zeit durch die Kolonne vom Fort Faron und das Geschützfeuer desselben beunruhigt ward. Dieser Flügel wich zurück, die gebogene Stellung auf dem beschränkten Raume verursachte ein Drängen, das bald in Unordnung ausartete. In diesm Augenblick rückte Lord Mulgrave rasch vor, und griff mit dem Bajonet an; der Feind, schon in Verwirrung, ward bald zurückgeworfen, und suchte sein Heil in der Flucht. Nach englischen Berichten entkam nur ein Viertel des Ganzen, das Uebrige ward getödtet, gefangen, oder stürzte im

Gedränge die steilen Felswände hinab. Die Alliirten hatten 10 Todte und 71 Verwundete; unter den letztern befand sich Admiral Gravina.

Bis zur Mitte des Monats Oktober ereignete sich nichts Bedeutendes. Die Alliirten benutzten den schlechten Zustand der Belagerungsarmee eben so wenig, als die fehlerhafte Aufstellung eines an sich schwachen und obenein getheilten Korps, trotz dem, daß sie an waffenfähiger Mannschaft in der Stadt und mit Hülfe der geflüchteten Marseiller eine Streitkraft von 18 bis 20,000 Mann aufzustellen im Stande waren. Es konnte ihnen nicht schwer werden, ein Korps der Belagerungsarmee nach dem andern zurückzuwerfen, und die bereits getroffenen Vorbereitungen zur Belagerung zu zerstören. Sie konnten ferner, wenn sie verhältnißmäßige Streitkräfte in Toulon versammelten, diesen Platz zur Basis größerer Operationen ins Innere von Frankreich machen. Die sardinische Armee auf einer Seite, die spanische auf der andern unterstützten ihre Bewegungen, abgesehen von den Unternehmungen der Unzufriedenen im südlichen Frankreich, deren Zahl nicht klein war. Die Schwäche ihrer eignen Streitkräfte, die vielen unzusammenhängenden Theile, aus denen sie bestanden, das Mißtrauen, welches sie in die Bewohner von Toulon und Marseille setzen mußten, welche nur die äußerste Noth in ihre Arme geworfen hatte, können allein die Alliirten entschuldigen, daß sie müßig zusahen, wie eine kraftvolle Armee sich unter ihren Augen bildete.

Die Franzosen etablirten in den ersten Tagen des Oktobers drei Batterien auf den Höhen bei den Wind-

mühlen, die dem Fort Mulgrave beschwerlich wurden. Die 350 Mann starke Besatzung machte daher am 9. Oktober einen Ausfall; es gelang ihr, die Batterien zu zerstören und die Kanonen zu vernageln, worauf sie sich wieder in das Fort zurückzog.

Am 14. Oktbr. schienen Bewegungen im französischen Lager eine Absicht des Feindes auf das Fort Malbousquet anzudeuten. Um ihr zu begegnen, rückte Lord Mulgrave mit 3000 Mann aus, und stellte sich zwischen Malbousquet und St. Antoine auf. Eine starke, bis auf die Höhe von Arennes vorpoussirte Rekognoszirungs-Patrouille ward in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt, allein die, um ihren Rückzug zu erleichtern, vorgeschickte Unterstützung gab ihr neuen Muth, und beide warfen die feindliche Abtheilung zurück; ganz gegen den Befehl des Generals ließen sich aber diese Truppen in eine hitzige Verfolgung ein, und Lord Mulgrave sah sich zuletzt genöthigt, mit einem großen Theile seines Korps bis auf die Höhen von Arennes vorzugehen; erst am Abend gelang es ihm, seine engagirten Truppen, welche übrigens keineswegs im Nachtheil standen, zurückzuziehen; er selbst kehrte um 10 Uhr Nachts in die Stadt zurück. Der Verlust bestand in 38 Todten und Verwundeten und in einigen Vermißten.

Schon mehrmals waren die Franzosen auf der Höhe erschienen, welche Cap brun beherrscht. Kapitain Elphinstone machte daher den Vorschlag, auf derselben eine Redute anzulegen, und besetzte diese Höhe am 13ten vorläufig mit 100 Mann. Er verstärkte den Posten am andern Tage mit andern 100 Mann, und man fing an, die Redute zu traciren. Früh am 15ten rekognoszirte General Lapoype den Posten; Kapitain Elphinstone

rückte von la Malgue mit 250 Mann zur Unterstützung heran, und der Feind zog sich, nachdem man sich gegenseitig eine Zeitlang beschossen hatte, zurück. Doch eine Stunde nachher überfiel General Lapoype, durch Gebüsche und Schluchten verborgen, den Posten mit dem größten Theil seines Korps, und vertrieb durch seine Uebermacht die Besatzung ohne Mühe.

Auf den Bericht von diesem Vorfall rückte Lord Mulgrave mit 3000 Mann aus Toulon, rekognoszirte die Stellung des Feindes, der sich von Cap brun zurückgezogen und auf den Höhen bei Chateau St. Marguerite, mit dem linken Flügel an diesem Schlosse, aufgestellt hatte, und beschloß, über die Höhen von Thouärs den Feind zu umgehen, la Garde zu besetzen, und ihn, der dann unvortheilhaft mit dem Rücken am Meere stand, von hieraus anzugreifen. Der General rückte deshalb über la Valette vor, ließ diesen Punkt mit 140 Mann und zwei Kanonen besetzen, um das Thal von Favieres zu maskiren und die Verstärkungen abzuhalten, die der Feind von seinen Posten zu Jourris und le Revest heranziehen konnte. Doch General Lapoype, von der Absicht der Alliirten unterrichtet, wartete den Angriff nicht ab, sondern zog sich nach la Garde zurück, und zwar in dem Augenblicke, wo Mulgrave's Kolonnen auf den Höhen von Thouars erschienen. Der englische General fand nicht für gut, ihn in dieser vortheilhaften Stellung anzugreifen: man kanonirte von beiden Seiten, und mit einbrechender Nacht zog sich Lord Mulgrave in die Festung zurück. Bei dem Gefecht am Morgen hatten die Alliirten 63 Todte und Verwundete, und 8 Vermißte.

In den letzten Tagen des Oktobers langte General

Dugommier, dem der Konvent den Oberbefehl über die Belagerungsarmee anvertraut hatte, vor Toulon an. Unter diesem thätigen, verständigen General gewann die Belagerung bald eine ernstere Gestalt.

Das Belagerungskorps war zu einer bedeutenden Stärke angewachsen; alle nur einigermaßen disponible Truppen hatte man nach Toulon geschickt, selbst die ehemalige Besatzung von Valenciennes, welche — da sie das Versprechen gegeben hatte, nicht gegen die Alliirten zu fechten — sich weigerte, ward genöthigt, an der Belagerung Theil zu nehmen, und Ende November war das gesammte Korps 25,000 Mann stark.

Der Thätigkeit Bonaparte's war es gelungen, einen Belagerungspark von 200 Stücken zusammenzubringen.

Man hielt sich nun für stark genug, die Belagerung zu einem guten und schnellen Ende zu führen.

Außer dem kommandirenden General Dugommier befanden sich beim Belagerungskorps die Divisions-Generale Lapoype, welcher das Korps auf der Ostseite kommandirte; Dugua, Chef des Generalstabes; Garnier und Mouret; und die Brigade-Generale Labarre und Victor. Die Ingenieurarbeiten leiteten der Bataillonschef Marescot; Kommandeurs der Artillerie waren der Divisions-General Duteil und der Bataillonschef Bonaparte.

Am 27. Oktbr. langte der brittische General-Lieutenant O'Hara an, und übernahm auf königlichen Befehl das Gouvernement von Toulon. Einer Kommission, aus Lord Hood, General O'Hara und Sir Gil-

bert Elliot bestehend, war die Verwaltung im Namen des Königs von England übertragen.

Dieser königliche Beschluß ward am 20. Novbr. den Einwohnern von Toulon in einer Proklamation bekannt gemacht, durch welche die von Lord Hood eingegangenen Verpflichtungen im Ganzen bestätigt wurden. Ludwig XVII. war indeß in dieser Proklamation nicht ausdrücklich anerkannt, und sie begnügte sich zu erwähnen, daß der König von England die Ruhe Frankreichs wünschte, und die Erhebung Ludwigs auf den Thron als das beste Mittel, sie zu erlangen, ansähe.

Unter dem Vorwande, daß die Stadt voller Anhänger des Revolutionssystems sey, gegen deren Anschläge man Sicherheitsmaßregeln nehmen müsse, hatte Admiral Hood die Einwohner von Toulon bis auf eine sehr geringe Anzahl entwaffnen lassen. Mehr als 10,000 waffenfähige Männer wurden dadurch verdammt, müßige Zuschauer bei einem Kampfe zu seyn, den sie veranlaßt hatten, und von dessen Ausgange ihre ganze Existenz abhing.

Gegen das Ende des Novembers sendete der Wohlfahrtsausschuß dem kommandirenden General vor Toulon sehr detaillirte Instruktionen über die Art des Angriffs; sie waren vom General d'Arçon abgefaßt.

Dugommier versammelte am 25. Novbr. einen Kriegsrath, um über die Führung der Belagerung zu berathschlagen, und die Instruktionen des Wohlfahrtsausschusses mitzutheilen, wobei die Mitglieder des Kriegsraths verschiedene Meinungen äußerten. Es ist merkwürdig, die Meinung Bonaparte's *) zu hören, der

*) Aus seinen Memoiren.

hier zum erstenmale Gelegenheit nahm, aus seiner Unbedeutenheit hervorzutreten. Alle weitläuftigen Betrachtungen des Wohlfahrtsausschusses schienen ihm überflüssig; unter den obwaltenden Umständen, meinte er, sey eine regelmäßige Belagerung nicht rathsam, der Feind, Meister der Rheden und des Meeres, könne also stets neue Verstärkungen an sich ziehen, die den Anstrengungen der Armee der Republick spotten würden. Vor allen Dingen müsse man sich einer Stellung zu bemächtigen suchen, von der aus man mit 15 bis 20 Mortieren und 30 bis 40 Kanonen alle Punkte der großen und kleinen Rhede beschießen könne. Gelänge dies, so würde die kombinirte Flotte genöthigt seyn, die Rheden zu verlassen, ihre Verbindung mit der Festung wäre dann aufgehoben, und diese blokirt. Da nun die Alliirten es vorziehen müßten, lieber ihre Garnison zurückzunehmen, und die französischen Schiffe und Magazine zu zerstören, als 15 bis 20,000 Mann in einem Platze zu lassen, wo sie früh oder spät doch gefangen würden, so bliebe in diesem Falle die Stadt ihren eignen Kräften überlassen, und könne sich nicht länger mehr vertheidigen. — Nicht gegen die Festung also, sondern gegen jene Stellung müsse man seine Kräfte richten; eine solche Position würden aber die Forts Balaguier und Eguillette gewähren. Vor einem Monate *) hätte er diesen Punkt rekognoszirt, und dem kommandirenden General vorgeschlagen, das Vorgebirge mit drei Bataillonen zu besetzen; sein Vorschlag sey aber nicht genehmigt worden. Seit jener

---

*) Ein Gedächtnißfehler Napoleons. Das Fort Mulgrave wurde am 2. Septbr. zu erbauen angefangen.

Zeit hätten die Engländer die Wichtigkeit des Postens erkannt, ihn mit 4000 Mann besetzt, das Gehölz auf dem Gebirge la Caire*), welches die Position beherrscht, gefällt, und mit Anstrengung aller Kräfte schnell ein starkes Fort (klein Gibraltar) erbaut, um den Zugang zur Position zu vertheidigen. Was ohne Kampf früher hätte besetzt werden können, fordere jetzt einen ernsten Angriff. — Endlich gehe sein Vorschlag dahin: ohne Zeitverlust Batterien von 24pfündigen Kanonen und Mörsern gegen klein Gibraltar zu errichten, die nur von Holz erbauten Epaulements und die Pallisaden zu zerstören, und das Innere des Forts mit Bomben zu bewerfen. Nach einem 48stündigen unausgesetzten lebhaften Feuer sollten dann ausgewählte Truppen (Troupes d'élite) das Fort erstürmen; mit der Besitznahme desselben bekäme man das ganze Vorgebirge in seine Gewalt, und die Forts de l'Eguillette und la Tour du Balaguier seyen dann unhaltbar. Uebrigens sey er überzeugt, daß Toulon zwei Tage nach Erstürmung des Forts sich ergeben müsse.

Bonaparte's Plan ward anfangs vielfältig bestritten, doch endlich traten die Ingenieur-Offiziere auf seine Seite, obgleich sie von der Ausführung des Vorschlags nicht die versprochenen entscheidenden Folgen hofften, jedoch der Meinung waren, daß der Entwurf eine nothwendige, der regelmäßigen Belagerung vorangehende Maßregel sey, da der erste Grundsatz bei jeder Belagerung auf eine enge Einschließung hindeute.

*) Napoleon nennt die Höhe unrichtig le Caire, sie heißt la Grasse.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ward der Operationsplan einstimmig angenommen, und mit Thätigkeit an dessen Ausführung gearbeitet.

Schon früher hatte der Ingenieurchef Marescot dem kommandirenden General den Vorschlag gemacht, durch eine verschanzte Linie die Schluchten zu schließen, welche von den Höhen von Pietaillas, Arennes, Gaux und la Goubran sich nach der Stadt ziehen. Sie waren den Belagerten bei den Ausfällen günstig, und die Belagerer nicht stark genug, sie hinlänglich zu besetzen. Der Vorschlag ward angenommen, kam aber durch die Nachlässigkeit der Truppen nicht zur Ausführung.

Die Entwaffnung der Bürger von Toulon hatte ihr Mißtrauen gegen die Engländer geweckt, und den Verdacht bei ihnen rege gemacht, daß es den Engländern mehr um die Zerstörung einer feindlichen Seestadt, als um die Leistung des versprochenen Schutzes zu thun sey. Admiral Hood hatte die Stadt ausdrücklich für Ludwig XVII. in Besitz genommen, die Toulоner verlangten also auch, daß Ludwig als König, und der Graf von Provence als Regent proklamirt, auch eine Deputation an den letztern gesendet würde, die ihn ersuchen sollte, den Sitz des Gouvernements einstweilen in Toulon zu nehmen. Das erstere ward zugestanden, auf das letztere erwiederte jedoch Admiral Hood, daß die Umstände dazu nicht geeignet wären, und er den Regenten nicht in Toulon aufnehmen könne.

Diese Antwort war sehr natürlich, weil der Admiral in einer belagerten Stodt wohl schwerlich eine Autorität gern sehen konnte, die — obgleich sein eignes Werk — doch in der Meinung der Franzosen eine höhere Stelle einnahm, und deren höheren Rang er durch

die Einsetzung selbst anerkannt hätte; indessen vermehrte sich das Mißvergnügen der Toulоner durch die abschlägige Antwort.

In Folge des angenommenen Angriffsplans erbauten die Franzosen fünf oder sechs Batterien gegen Klein Gibraltar, und Platteformen für 15 Mortiere.

Eine Batterie von acht 24pfündigen Kanonen war auf der Höhe von Arènes gegen das Fort Malbousquet errichtet; man hatte unter dem Schutz von Olivenbäumen, ohne vom Feinde entdeckt zu werden, daran gearbeitet Diese Batterien sollten aber erst eröffnet werden, wenn die Batterien gegen Klein Gibraltar vollendet wären.

Indessen besuchten die Volksdeputirten am 29. November die Batterie, und erfuhren von den Kanonieren, daß sie schon seit acht Tagen fertig sey, daß man sich ihrer jedoch nicht bedient hätte, obgleich sie von guter Wirkung seyn würde. Ohne weiteres befahlen die Deputirten den Anfang des Feuers, und voller Freude gehorchten die Artilleristen.

General-Lieutenant O'Hara, erstaunt, eine so bedeutende Batterie etablirt zu sehen, welche eins der wichtigsten Forts bedrohte, ordnete für den folgenden Morgen einen großen Ausfall zur Zerstörung der Batterie an: 2300 Mann von allen fünf Nationen, unter dem Befehl des General-Majors Dundas, wurden dazu bestimmt.

Um 5 Uhr Morgens rückten die Truppen aus, General-Lieutenant O'Hara begleitete den Ausfall.

Die Truppen passirten unbemerkt die einzige Brücke über die Riviere neuve, theilten sich in vier Kolonnen, erstiegen die Höhe von Arènes, und überfielen die Po-

sten der Franzosen. Diese, überrascht von der schnell vordringenden Ueberzahl, wurden überall zurückgeworfen; man gelangte zu der Batterie des Arênes und vernagelte die Geschütze; statt aber nach gelungenem Angriff sich auf dem Plateau von Arênes zu formiren, überließen sich die Truppen einer wilden, unordentlichen Verfolgung.

Die Republikaner flohen überall zurück. Die Kolonne rechts bemächtigte sich der Batterie in den Gorges d'Ollioules, und hätte den Artilleriepark beinahe erreicht, als der General Dugommier mit frischen Truppen herbeieilte, hinter denen sich die Flüchtlinge sammelten, und ohne Mühe den unordentlichen Haufen der Alliirten zum Rückzuge brachten.

Unterdessen rückten die benachbarten Posten der Belagerer zur Unterstützung heran. Von allen Seiten angegriffen, zogen sich die Alliirten schleunig zurück, und die Republikaner verfolgten sie bis zum Fort Malbousquet.

Der Verlust der Alliirten war sehr bedeutend, die Engländer allein verloren 110 Todte und Verwundete, und 98 Gefangene, trotz dem, daß ihr Detaschement nur 400 Mann stark gewesen war. Der Verlust der Uebrigen war verhältnißmäßig nicht so groß. General O'Hara *) ward bei dieser Gelegenheit verwundet und

*) Die Gefangennehmung des Generals O'Hara wird sehr verschieden erzählt. Die Toulоner, von Mißtrauen gegen die Engländer erfüllt, deuteten sie zum Nachtheil des Generals. Wenn man auch ihre Meinung nicht theilt, da es höchst unwahrscheinlich ist, daß der Gouverneur selbst, ein General-Lieutenant, sich gefangen nehmen läßt, um mit dem Feinde zu unterhandeln, da er dies auf einem einfacheren

gefangen genommen; General-Major Dundas übernahm an seiner Stelle das Kommando in Toulon.

General Dugommier war verwundet worden, der Verlust der Franzosen unbedeutend.

Der Hang des Menschen, für alles, was er sieht, Gründe zu suchen, veranlaßte in Toulon fabelhafte Gerüchte über die Gefangennehmung des Gouverneurs. Man glaubte sich durch die Engländer verrathen, und fing an, sie ernstlich zu hassen. Ein Parlamentair, welcher bald nach dem Vorgange in der Stadt erschien, bestärkte die Toulоner in ihrem Wahne. Die Erzählung von zwei Konventsdeputirten, welche in einem prächtigen Wagen zum Gouverneur gefahren und mit ihm mehrere Stunden eingeschlossen zugebracht hätten, so wie von zwei bedeckten Wagen, welche vom Belagerungskorps zum Gouverneur gefahren, und nach geheimer Entladung weiter gegangen wären, fand willigen Glauben.

In diesem Sinne ist ein Theil des Memoirs des

Wege thun konnte, — so bleibt doch der Vorfall sehr räthselhaft. Diejenige Autorität, der man den meisten Glauben beimessen muß, die gleichzeitigen Berichte des Lords Hood rc. sagen, daß der Generol O'Hara die Batterie auf der Höhe von Arênes erst dann erstieg, als sie schon von den brittischen Truppen genommen war, daß er bei der plötzlichen Flucht der Truppen sich bemühte, die Ordnung wieder herzustellen, und bei dieser Gelegenheit leicht in den Arm verwundet ward (though not dangerous or serious), daß er aber, durch starken Blutverlust geschwächt, den fliehenden Truppen nicht folgen konnte. Zwei Soldaten führten ihn, er hieß sie aber sich retten, blieb zurück, und wurde so gefangen. (London Gazette extraordinary of December. 25. 1793.) — In den Memoiren von Napoleon ist der Vorgang sehr romantisch, aber unwahrscheinlich erzählt.

Hrn. v. Fonvielle geschrieben, das auch den Admiral Hood zum Gouverneur der Stadt macht, während er sich auf dem Schiffe Victory auf der Rhede befand.

Zu diesem Mißtrauen gesellte sich eine Unzufriedenheit, die sich den übrigen alliirten Truppen mittheilte, als die Engländer sich ausschließlich der Magazine bemächtigten, und ein Schiff nach dem andern vor denselben stationirten, ohne die Ursache davon anzugeben.

Bei der Belagerungsarmee fingen die Lebensmittel an, fühlbar zu mangeln.

Die Konventsdeputirten, beunruhigt durch die lange Dauer der Belagerung, erließen eine Vorstellung an den Konvent, worin sie vorschlugen, die Belagerung aufzuheben, und sich hinter die Durance zurückzuziehen. Die Engländer, dann im Besitz der Provence, würden genöthigt seyn, diese Provinz zu ernähren, und man würde nach der Ernte mit einer ausgeruhten Armee die Belagerung desto kräftiger unternehmen können; jetzt könne man noch mit Ehren zurückgehen, in kurzer Zeit würde man vielleicht dazu genöthigt werden.

Dieses Schreiben hatte keine Wirkung, denn vor Ankunft der Antwort war Toulon bereits genommen.

In den ersten Tagen des Dezembers fing das Feuer aus den gegen Fort Mulgrave errichteten Batterien an. Sie bestanden in funfzehn Mörsern und dreißig 24pfündigen Kanonen. Aus Mangel an Munition konnte das Feuer nicht ununterbrochen unterhalten werden.

Am 14. Dezbr. rekognoszirte der kommandirende General, in Begleitung der Ingenieur- und Artilleriechefs, das Fort Mulgrave. Das Fuecr der republikanischen

nischen Batterien hatte schon bedeutende Wirkung gehabt, und der Sturm ward auf den 17ten angeordnet. Die Batterien sollten bis dahin ihr Feuer lebhaft fortsetzen.

Die Disposition war folgende: eine Kolonne, unter Anführung des Generals Labarre, attakirt das Fort in der Front. Eine zweite Kolonne, vom General Victor geführt, geht längs dem Meere von la Seine vor, ersteigt die Höhe und greift das Fort im Rücken an. — Die Divisionen Garnier und Mouret stellen sich auf den Höhen von Arênes und la Goubran auf, um die Forts St. Antoine und Malbousquet zu beobachten, und eine etwanige Diversion des Feindes zu verhindern. — Während des Angriffs alarmirt General Lapoype die Forts de Faron, de l'Artigue und St. Catherine.

Am 16. Dezbr. versammelten sich die zum Angriff des Forts bestimmten beiden Brigaden Victor und Labarre in la Seine.

Troß des zerstörenden Feuers der französischen Batterien hatte das Fort, welches ursprünglich mit 30 Geschützen besetzt war, sich erhalten. Es war mit einem innern Retranschement versehen, und hatte 1500 Mann zu seiner Vertheidigung; die Besatzung kampirte, um den feindlichen Bomben nicht ausgesetzt zu seyn, in einiger Entfernung vom Fort; eine Tirailleurlinie vor demselben bewachte die Zugänge.

Am 17ten um 1 Uhr Morgens rückten die Kolonnen zum Angriff vor; doch entweder aus Mißverständniß oder zu großem Eifer griffen beide zugleich die Front an. Die Franzosen, denen der Umstand nicht unbekannt war, daß sich die Besatzung nicht im Fort befand, hatten gehofft, dasselbe zu überfallen, oder wenigstens zu

gleicher Zeit mit den Vertheidigern beim Fort anzu-
langen.

Ein unvermuthetes Hinderniß aber waren ihnen die feindlichen Tirailleurs, welche durch ihr plötzliches Feuer die anrückenden Kolonnen stutzen machten, und der Besatzung Zeit verschafften, sich in das Fort zu begeben.

Bald war jedoch der schwache Widerstand überwunden, die Stürmenden erkletterten rasch die steile Höhe, auf der das Fort lag, und stürzten sich nun auf die Werke.

Ein regelmäßiges, höchst wirksames Kanonen- und Musketenfeuer empfing hier die Republikaner, und eben so rasch, wie ihr Angriff gewesen war, wurden sie von dem Plateau wieder herabgeworfen, wobei ein Regen von Steinen und Granaten sie begleitete. Aber die Kolonnen ordneten sich wieder auf dem Abhang der Höhe, und drangen von neuem auf das Fort ein. Dasselbe zerstörende Feuer begrüßte sie, doch erreichte ein Theil der Stürmenden den Graben, und es gelang ihnen, in dem Augenblicke, wo die Kanonen ihr Feuer abgegeben hatten, in die Schießscharten zu dringen. Doch hier, von der hinter den innern Retranschements postirten Infanterie beschossen, und nicht kräftig genug unterstützt, wurden sie hinausgetrieben, und Alles zog sich in wilder Unordnung zurück.

Von beiden Seiten dauerte nur noch das Kanonenfeuer fort, und General Dugommier war schon geneigt, das Unternehmen ganz aufzugeben, als der Artillerie-Kapitain Muiron sich zu noch einem wiederholten Angriff erbot.

Es ward ihm ein Jäger-Bataillon gegeben, und eine starke Kolonne folgte zur Unterstützung. Muiron

schlich sich mit dem Bataillon in den ihm genau bekannten Falten des Terrains bis an den Fuß des Forts. Glücklich erreichte er den Graben, sprang in eine Schießscharte, das Bataillon folgte ihm, und ein lebhafter Kampf im Innern hob an. Tapfer wehrte sich die Besatzung des Forts, doch durch die schnell nachdringende Kolonne waren die Republikaner die Stärkeren. Die Besatzung wich, und jene waren Meister des Forts.

Die Alliirten zogen sich auf die Höhe zurück, welche die Forts de l'Eguillette und Balaguier beherrscht.

In derselben Nacht griff General Lapoype die Montagne de Faron in zwei Kolonnen an. Die erste attakirte, nachdem sie die Felsen von la Croix de Faron erklettert hatte, die Redute, erlitt einen beträchtlichen Verlust, und ward zurückgeworfen. Die zweite Kolonne, welche auf einem Seitenwege angreifen sollte, nahm mit geringer Anstrengung den Paß de Leidet, wodurch es ihr möglich wurde, einige Kanonen heraufzuschleppen, die, auf einer vortheilhaften Stelle placirt, die Verschanzung beschossen.

Der erste Angriff ward erneuert; die Alliirten verließen die Redute, und zogen sich in das Fort Faron zurück, aus dem sie am Morgen ebenfalls vertrieben wurden.

Der Verlust des Forts Faron mußte nothwendig die Räumung der Forts de l'Artigue und St. Catherine nach sich ziehen, welche unter dem Feuer des ersteren lagen. Die Stadt war dadurch ihrer Hauptvertheidigung auf der Nordseite beraubt. Die Kommunikation mit den beiden Forts de St. Antoine und dem Fort des Pomets wurde höchst unsicher, auch ihr Fall war nahe, und nichts hinderte dann die Republikaner, die Stadt selbst von der Nordseite anzugreifen.

Noch nachtheiliger war den Alliirten der Verlust des Forts Mulgrave.

Die Position auf dem Vorgebirge de l'Eguillette war nicht haltbar, da der Feind durch Uebermacht den schwer zu unterstützenden Posten nehmen konnte. War das Vorgebirge in den Händen der Belagerer, so gingen ebenfalls die Forts de l'Eguillette und Balaguier verloren, die fast nur gegen das Meer befestigt und von der Höhe des Vorgebirges beherrscht waren.

Die Belagerer wurden dadurch Meister des Eingangs der kleinen Rhede, und die Schiffe mußten unter dem feindlichen Feuer defiliren, ganz wie Bonaparte es vorhergesagt hatte.

Toulon, auf die Vertheidigung seines Hauptwalls eingeschränkt, von den umliegenden Höhen dominirt, vom Meere abgeschnitten, konnte unmöglich einen langen Widerstand leisten, und bei der Verlängerung der Vertheidigung hatten die Alliirten nicht den geringsten Nutzen; ihre Schiffe wurden beschädigt, ihre Truppen unnöthigerweise aufgeopfert.

Diese Betrachtungen mußten endlich zu dem Entschluß führen, die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen. Am 17ten machten die Alliirten die Vorbereitungen zu ihrer Einschiffung.

Die Truppen auf dem Vorgebirge l'Eguillette, welche General Dugommier in der folgenden Nacht angreifen wollte, machten einige Demonstrationen, welche bloß den Rückzug verbergen sollten.

In der Nacht zum 18ten wurden alle detaschirten Werke, außer dem Fort la Malgue, geräumt; das Fort des Pomets ward gesprengt, und die Einschiffung nahm ihren Anfang.

Die Republikaner fanden bei ihrem Vorrücken auf dem Vorgebirge l'Eguillette die Forts verlassen. Man beschäftigte sich sogleich mit der Errichtung einiger Batterien auf der Höhe des Vorgebirges, die aber erst beim Abzuge der Flotte in Wirksamkeit treten konnten, und den Alliirten unschädlich blieben.

Erst am Morgen des 18ten entdeckten die Belagerer die Räumung des Forts Malbousquet. Sie placirten sogleich mehrere Haubitzen in demselben, deren Feuer die Angst der unglücklichen Stadt vermehrte.

Toulon bot in der Nacht vom 17ten und am Morgen des 18ten ein erschütterndes Schauspiel dar. Die Einwohner, von ihren Beschützern verlassen, irrten in der höchsten Verzweiflung haufenweise in den Straßen umher, schleppten ihre besten Habseligkeiten nach dem Hafen, ohne ein Boot zu ihrer Aufnahme zu finden. Eine allgemeine Verwirrung hatte sich in der Stadt verbreitet, Jeder wollte sich retten, und Niemand fand einen Zufluchtsort. Vor sich das Meer, hinter sich die Guillotine, sahen die unglücklichen Toulоner keinen Rettungsweg.

Ein Haufe verworfener Menschen benutzte die allgemeine Noth, hatte in der Verwirrung sich Waffen zu verschaffen gewußt, und gab Feuer auf die Verzweifelnden, von denen sich viele, in dem Wahne, von den Republikanern sich bedroht zu sehen, in das Meer stürzten.

Endlich hatte der spanische Admiral die Menschlichkeit, seine Boote aussetzen zu lassen, um die Verlassenen aufzunehmen, die Neapolitaner folgten seinem Beispiele. Nur die Engländer nahmen Niemand auf.

Zugleich mit der Einschiffung ließ Admiral Hood das Zeughaus, die Magazine, und die im Hafen liegen-

den französischen Schiffe in Brand stecken. Bei dem schnellen Rückzuge der Alliirten wurde aber ein großer Theil der Gebäude und Schiffe gerettet, und nur zwölf Schiffe und einige Magazine verbrannten; neun Linienschiffe und einige Fregatten führten die Engländer mit sich fort.

Die alliirte Flotte verließ am 18ten die Rhede von Toulon, und am 19ten Morgens rückten die Republikaner in die Stadt ein.

Wie in Lyon, wurde auch hier mit ungemessener Wuth die Rache der Jakobiner ausgeübt, und wie dort sollte selbst der Name der rebellischen Stadt verschwinden. Sie ward vom Konvent Port de la Montagne genannt.

Die Belagerung, oder eigentlicher die Blokade, hatte vom 7. Septbr. bis zum 19. Dezbr., also drei Monate und zwölf Tage gewährt. In der langen Zeit von Anfang der Einschließung bis zum 16. Dezbr., also in drei Monaten und neun Tagen, hatten die Belagerer nur das unbedeutende Château de Ste. Marguerite gewonnen, erst drei Tage vor ihrem Einrücken in die Stadt nahmen sie das Fort Mulgrave, und — vielleicht als Folge des Entschlusses der Alliirten, die Stadt zu verlassen — das Fort Faron und die davon abhängenden kleineren Werke.

Die Ursachen dieses langsamen Vorschreitens der Unternehmung lagen weniger in der tapfern Vertheidigung der Alliirten, als in der Schwäche und Unerfahrenheit der republikanischen Armee.

Fast alle französischen Schriftsteller und besonders der Hr. v. Fonvielle, ein Augenzeuge bei der Belagerung, tadeln den Admiral Hood, Toulon verlassen zu

haben; allein aus allem diesen Tadel leuchtet Partheigeist und Nationalhaß viel zu sehr hervor, als daß er nur eine Würdigung verdiente; Einige nehmen sogar in blindem Hasse und in der Leidenschaft des Augenblicks auf keine Umstände Rücksicht, und ergießen sich in Schmähungen, deren größeren Theil Lord Hood wenigstens nicht verdiente.

Er handelte, wenn man auch gar nicht annimmt, daß höhere Befehle ihn leiteten, bei der Verlassung von Toulon ganz dem Interesse seiner Nation gemäß.

Durch die Erstürmung des Forts Klein Gibraltar und der Verschanzungen auf der Montagne de Faron bewiesen die Belagerer, daß der Augenblick gekommen sey, wo sie thätig und kräftig handeln würden. Wie sehr die Flotte durch die Wegnahme des Vorgebirges l'Eguillette gefährdet wurde, ist schon gezeigt worden. Vortheile für die Alliirten waren also durch eine längere Vertheidigung von Toulon nicht zu gewinnen, selbst nicht einmal der, die republikanischen Truppen einem andern Kriegsschauplatz dadurch zu entziehen, daß man sie hier festhielt; denn da, wo sie am schnellsten und vortheilhaftesten angewendet werden konnten, in den Alpen, hatten längst alle Feindseligkeiten aufgehört.

IV.

Norwegens Kriegsmacht seit seiner Vereinigung mit dem Königreiche Schweden im Jahre 1814.

(Schluß.)

(Mit zwei Tabellen.)

IV. Norwegens Armee seit der Vereinigung mit Schweden bis zu dem Jahre 1824.

Ungewiß ist es, ob im Jahre 1814 die dänischen Regimenter und Korps, die in Norwegen standen, aufgelöst oder, in so weit sie aus Norwegern bestanden, beibehalten wurden, und ob die Namen der Korps und deren Organisation, die wir nun in der norwegischen Armee finden, noch aus der dänischen Zeit herrühren; so viel steht aber fest, daß der erste eigentlich rein norwegische Armee-Etat, der vom 4. Novbr. 1814 ist, dem Tage, an dem bekanntlich der außerordentliche Storthing die Konstitution näher bestimmte. Schnell entworfen, erlitt er später, bei reiflicherer Ueberlegung, sowohl in Hinsicht der Korps, als der Zahl der Mannschaft, mehrere Veränderungen, die wir, in so weit sie zu unserer Kunde gelangt sind, anmerken werden.

Nach dem eben erwähnten Etat vom Jahre 1814 bestand das norwegische Heer aus:

I. Infanterie.

a. Schwere Infanterie.

Südliches, nördliches und oplandisches Linien=Inf.=Reg., jedes zu 4 Bat. u. 2200 M.	3 Reg.	12 Bat.	6600 M.
Tellmaksche, bergenhuische und westerlehnsche, jedes zu 3 Bat. und 2000 Mann . .	3 =	9 =	6000 =
1stes und 2tes drontheimsches Reg., jedes zu 2 Bat. und 1400 Mann	2 =	4 =	2800 =

b. Leichte Infanterie.

Aggerhuisches Scharfschützen=Reg., zu 2 Bat. u. 2000 M.	1 =	2 =	2000 =
Aggerhuisches Jäger=Bat., zu 4 Komp. und 200 Mann	— =	1 =	400 =
Nördliche Skiel'obers, 2 Bat. jedes zu 450 Mann	— =	2 =	900 =
1 Bat. südliche Skiel'obers, zu 300 Mann	— =	1 =	300 =
3 Scharfschützen=Korps (waldersche, bergenhuische und drontheimsche), jedes von 6 Komp. und 600 Mann . .	— =	3 =	1800 =
Noraarsche freiwillige Bergjäger, zu 2 Komp.	— =	1 =	224 =
Summe	9 Reg.	35 Bat.	21024 M.

Das oben erwähnte Korps der Schlittschuhläufer (Skiel'obers) ist eine Gattung mit Schlittschuhen versehener Scharfschützen. Es wird hauptsächlich aus der Abtei Stör und Veredalen im Nordre-Irenhiems-Amte des Stiftes Drontheim, und vermuthlich auch aus andern benachbarten rauhen Distrikten rekrutirt, da die vorgenannte Abtei nur 18,346 Einwohner zählt.

II. Kavallerie.

Südliches Dragoner-Regiment, zu 6 Schwad., jede von 120 M. .	6 Schw.	720 M.
Drontheimsches Dragoner-Korps, 6 Schwad., jede zu 40 M. . .	6 :	240 :
Aggerhuisches reitendes Jäger.Reg., 2 Schwad., jede zu 120 M. . .	2 :	240 :
Summe	14 Schw.	1200 M.

III. Artillerie.

Eine Artillerie-Brigade von 6 Kompagnien, jede zu 120 Mann . .	6 Komp.	720 M.
Drontheimsche Artillerie, 2 Kompagnien, jede zu 120 Mann	2 :	240 :
Summe	8 Komp.	960 M.

IV. Extra-Korps.

Generalität (1 Feldmarschall, 4 General-Lieutenants und 6 General-Majors)	11 Off.	— Komp.	— M.
Ingenieur-Brigade (3 Majors, 4 Kapitains, 4 Ober- und 3 Unter-Lieutenants)	14 :	— :	— :
Latus	25 Off.	— Komp.	— M.

Transport . . .	25 Off.	— Komp.	— M.
4 Kompagn. Artillerie-Train, jede zu 120 Mann	— "	4 "	480 "
Summe	25 Off.	4 Komp.	480 M.

Totalsumme des ganzen Heeres 23,689 Mann, incl. Offiziere.

Das Offizier-Korps bestand aus:

9 Generalen,
2 General-Adjutanten,
9 Obersten,
10 Oberstlieutenants,
51 Majors,
201 Hauptleuten und Rittmeistern,
252 Ober-, und
172 Unter-Lieutenants,

Summe: 708 Offizieren.

Hiernach kamen auf jeden Offizier 32 Mann, und auf jeden General 63 andere Offiziere.

Chef der Artillerie und des Ingenieur-Korps war der damalige Kronprinz, jetzige König von Schweden, Karl Johann.

Das ganze Heer enthielt den 36sten Theil, oder etwa $2\frac{15}{22}$ pCt. der Bevölkerung des Königreichs, und war daher, im Verhältniß zu derselben und zu dessen Einkünften, sehr stark.

Dies veranlaßte den Storthing im Jahre 1815 zu einer Verminderung des Heers. Ueberhaupt regelte derselbe die bewaffnete Landmacht des Königreichs nach folgenden Grundsätzen:

Das Land selbst behielt die schon bestandene Eintheilung in vier Militair-Divisionen, nämlich: Aggershuis, Drontheim, Bergen und Christiansand.

Die bewaffnete Macht sollte fortan bestehen aus:

1) Truppen, die im Kriegsfall auch außerhalb den Grenzen des Landes gebraucht werden können, und zwar:

a) Die Feldtruppen, bestehend aus geworbenen, und durch freiwillige Werbung eingetretenen und vom Staat besoldeten Mannschaften, welche in Friedenszeiten den aktiven Dienst in den Garnisonen versehen. Ihre Stärke sollte aus 133 Offizieren (excl. den Extra-Korps) und 2527 Mann, incl. Chirurgen, Unteroffiziere und Spielleute, bestehen.

Die Kapitulationszeit dieser Mannschaften ward bei der Infanterie auf fünf, und bei der Artillerie auf acht Jahre festgesetzt.

b) Die Nationaltruppen. Sie machen den Kern und den bei weitem größten Theil des Heeres aus, und werden durch Konskription ausgehoben. Mit Ausnahme der Provinzen Lappmark, Herjoe, und der Herrschaft Swartsjoe, sind alle jungen Leute vom ackerbauenden Stande vom 22sten bis 27sten Jahre der Konskription unterworfen. Nur die Zivilbeamten und die Glieder des geistlichen Standes sind davon befreit, dagegen aber verpflichtet, im Kriege die außerordentliche Aushebung (Extra Rothering) auf eigne Kosten zu stellen und zu bewaffnen. Die Stärke der Nationaltruppen beträgt 11,200

Mann, excl. Offiziere, mithin beinahe fünfmal mehr, als die der besoldeten Truppen.

2) Truppen, die nur innerhalb der Grenzen zu dienen verpflichtet sind, und zwar:

a) Die Bürgerbewaffnung in den Städten, bestehend aus allen Bürgern vom 27sten bis 35sten Jahre.

b) Die Landwehr, in der Stärke von 7 bis 10,000 Mann. Hierzu kommen alle Landbewohner vom 27sten bis 30sten und selbst bis 32sten Jahre.

c) Der Landsturm. Hierzu kommen alle Männer vom 30sten oder 32sten bis zum 40sten Jahre.

Diese Bestimmungen, welche übrigens jetzt noch für die norwegische Kriegsverfassung gültig sind, scheinen jedoch, was insbesondere die Formation der Feldtruppen betrifft, nicht sogleich in Ausführung gekommen zu seyn. Die Eintheilung dieser Truppen in Regimenter und Bataillone war 1815 noch wenig von der im vorhergehenden Jahre verschieden. Nur die leichte Infanterie hatte ein Scharfschützen- und das freiwillige Bergjäger-Korps weniger. Bei der Kavallerie kommt das reitende Jäger-Regiment nunmehr unter der Benennung Jäger-Korps vor. Bei der Artillerie fielen die vier Train-Kompagnien aus; dagegen werden drei Garnison-Kompagnien aufgeführt, welche 1814 entweder noch nicht vorhanden, oder bei der Angabe des Etats ausgelassen waren.

Im Jahre 1817 hatten zwar Infanterie, Kavallerie und Artillerie schon die noch jetzt bestehende Stärke; allein bei der Infanterie kommen, statt neun, nunmehr vierzehn Regimenter vor, die also sehr schwach

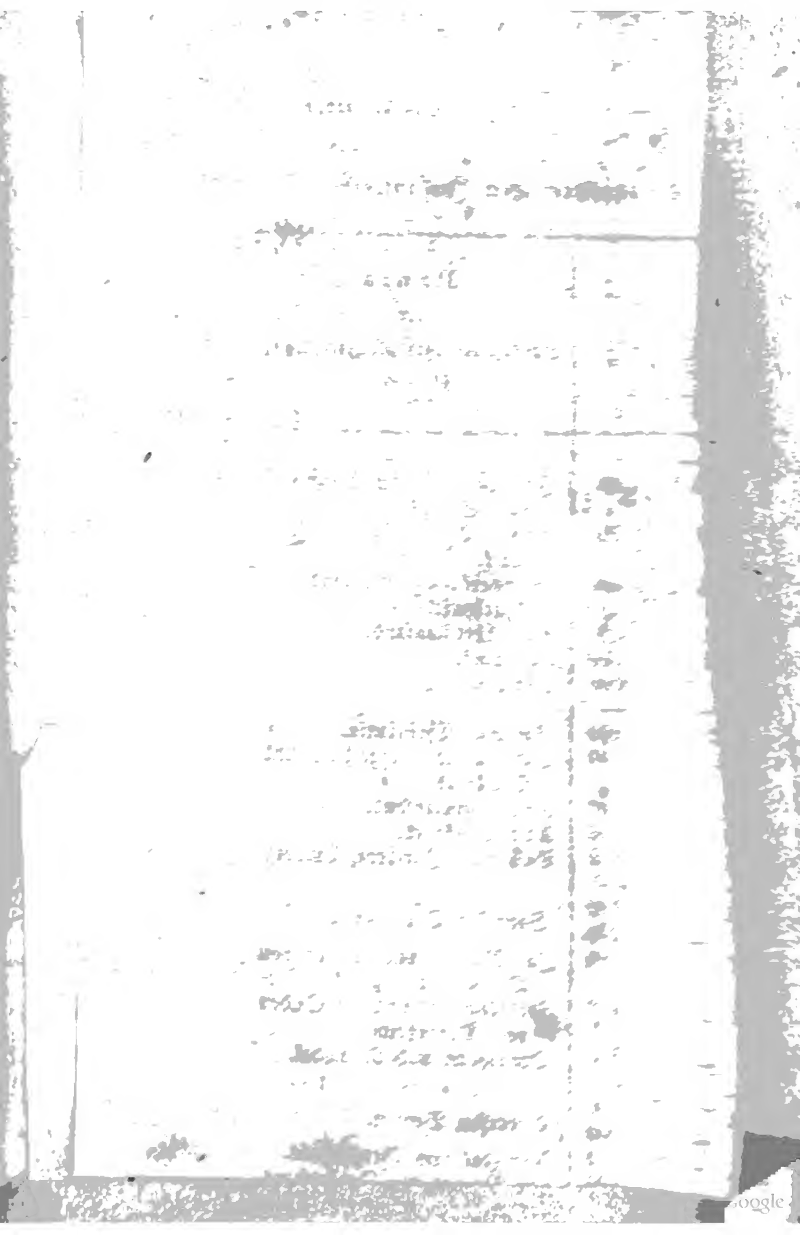
gewesen seyn müssen, wenn die Angabe sonst richtig ist. Ueberhaupt fehlen die speziellen Data's, um mit Gewißheit nachweisen zu können, wie die gegenwärtige Formation des Heeres aus dessen früheren Bestandtheilen nach und nach erfolgt ist.

Welche Sorgfalt und Aufmerksamkeit übrigens die schwedische Regierung auf eine zweckmäßige Einrichtung des norwegischen Kriegswesens verwendete, geht beiläufig auch aus der Ernennung des damaligen Kronprinzen Karl Johann zum Generalissimus der norwegischen Land- und Seemacht hervor. Auch wurde derselbe Chef des wahrscheinlich erst seit 1814 errichteten Regiments Söndensjeld. Prinz Oscar erhielt im Juli 1817 die Würde als General-Major im norwegischen Heere. Bald darauf ernannte ihn der König zum Chef der Kavallerie und Artillerie desselben, im Jahre 1818 ward er General-Lieutenant, und 1819 General.

Aus dem Hof- und Staatskalender für das Königreich Norwegen vom Jahre 1820, so wie aus Hagelstams bereits zur Darstellung für die schwedische Kriegsmacht zum Grunde gelegten geographisch-statistisch-militairischen Karte von Schweden und Norwegen, ergiebt sich die nachfolgende, noch jetzt bestehende Formation und Stärke des schwedischen Heeres.

I. Infanterie.

Sie besteht aus fünf besoldeten Korps, und aus neunzehn Bataillonen Nationaltruppen, jedes Korps und Bataillon zu vier Kompagnien. Die ganze Infanterie ist in fünf Brigaden getheilt, deren Formation, Stärke und Dislokation aus beiliegender Uebersicht näher hervorgeht.



II. Die Kavallerie.

Sie enthält zwei Dragoner-Regimenter und ein Jäger-Korps, zusammen eilf Schwadronen, und ist zu einer Brigade, wie folgt, formirt.

Namen der Regimenter.	Zahl der Schwadronen.	Offiziere.	Chirurgen, Auditeurs u. Handwerker.	Unteroffiziere.	Spielleute.	Gemeine.	Garnisonen und Konskriptions-Bezirke.
Brigadestab	—	3	4	—	1	—	
Dragoner-Regiment Aggerhuis	5 { Besoldete Mannschaft	7	4	9	2	70	Die eine Hälfte davon garnisonirt in Christiania, die andere in Stockholm.
	Nat.-Trupp.	16	12	32	8	400	Aggerhuis.
Dragoner-Regiment Opland	4 Nat.-Truppen	19	12	32	8	400	Opland.
Reitend. Jäg.-Korps Drontheim	2 Nat.-Truppen	11	8	16	4	400	Drontheim.
Summe	11	56	40	89	23	1270	

III. Die Artillerie.

Diese ist in zwei Brigaden formirt. Die erste besteht aus sechs Kompagnien Feld-Artillerie, wovon zwei reitende, und vier Fuß-Kompagnien. Zu jeder Kompagnie gehört eine Batterie von 8 Geschützen. Die ganze Feld-Artillerie enthält mithin 48 Geschütze.

Die zweite Brigade besteht aus fünf Kompagnien Belagerungs- und Festungs-Artillerie. Die beiliegende Tabelle giebt die Uebersicht der Formation und Stärke der Artillerie.

IV. Extra-Korps.

Hierher gehören die Generalität, der Generalstab und die Adjutantur des Königs und des Kronprinzen.

Die Generalität zählt einen Feldmarschall, einen General (der Kronprinz Oscar), drei General-Lieutenants, und fünf General-Majors. Der Generalstab enthält zwanzig Offiziere vom Genie. Der König hat sieben Adjutanten und dreizehn Ordonnanz-Offiziere; der Kronprinz zwei Adjutanten und drei Ordonnanz-Offiziere im norwegischen Heere.

Rekapitulation

der Gesammtstärke des norwegischen Heeres.

Benennung der Truppengattungen.	Besoldete und geworbene Truppen.						National-Truppen.						Total-stärke.	
	Offiziere.	Chirurgen, Auditeurs 2c.	Unteroffiziere.	Spielleute.	Gemeine.	Summe excl. Offiziere und Chirurgen.	Offiziere.	Chirurgen, Auditeurs 2c.	Unteroffiziere.	Spielleute.	Gemeine.	Summe excl. Offiziere und Chirurgen.	Offiziere.	Mannschaften excl. Chirurgen.
Infanterie	78	40	162	140	1642	1944	297	76	680	243	8000	8923	375	10867
Kavallerie	10	8	9	3	70	82	46	32	80	20	1000	1100	56	1182
Artillerie { Feld-Artill.	30	—	92	10	210	312	4	—	37	2	560	599	34	911
Artillerie { Belag.-Art.	15	—	63	—	78	141	—	—	30	—	440	470	15	611
Extra-Korps	55	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	55	—
Summe	188	48	326	153	2000	2479	347	108	827	265	10000	11092	535	13571

Rechnet man zu dieser Mannschaft noch die 10,000 Mann starke Landwehr, welche dem Heere zur Reserve dient, so kann die Landmacht von Norwegen im Fall eines Krieges auf 23,727 Mann angeschlagen werden. Das Verhältniß der Kavallerie zur Infanterie ist bei den geworbenen Truppen wie 1 : 22, bei den National-Truppen wie 1 : 8, bei dem ganzen Heere wie 1 : 9, und mit Rücksicht auf die Landwehr wie 1 : 17.

Von den 48 Feldgeschützen kommen auf zwei Geschütze 13 besoldete Feld-Artilleristen, und bei dem Heere ohne Landwehr 283, und mit der Landwehr 491 Mann, oder auf jede 1000 Mann im ersten Falle $3\frac{1}{2}$, und im zweiten Falle 2 Geschütze.

Unter den Offizieren des Heeres befinden sich, excl. den unter den Extra-Korps begriffenen Offizieren, 9 Obersten, 26 Oberst-Lieutenants, 16 Majors, 121 Hauptleute und Rittmeister, 182 Ober- und 116 Unter-Lieutenants. Im Ganzen hat sich also die Zahl der Offiziere seit 1814 sehr vermindert. Jedoch kommen immer noch auf jeden der 188 Offiziere bei den geworbenen Truppen 2 Unteroffiziere und 12 Mann; bei den Nationaltruppen auf jeden der 347 Offiziere beinahe 3 Unteroffiziere und 30 Mann; und auf jeden der 535 Offiziere des ganzen Heeres, ohne die Landwehr, 2 Unteroffiziere und 23 Mann, und mit der Landwehr 42 Mann.

Das Verhältniß der Stärke des Heeres zur Bevölkerung stellt sich wie folgt: die Volksmenge zu 926,838 Menschen angenommen, machen, incl. Offiziere und Unterstab, die geworbenen Truppen den 34sten Theil oder $\frac{100}{341}$ pCt., die National-Truppen den 80sten Theil oder $1\frac{1}{4}$ pCt., beide Heertheile zusammen den 65sten

Theil oder $1\frac{7}{13}$ pCt., und die ganze Landmacht, incl. Landwehr, den 38sten Theil oder $2\frac{12}{19}$ pCt. der Bevölkerung aus.

Als Militair-Erziehungsanstalt besteht das Land-Kadetten-Institut in Christiania für 118 Kadetten.

Die Kosten für die Landmacht waren vom Storthing für die Jahre 1816, 1817 und 1818 auf 530,000 Speziesthaler festgesetzt worden. Im Jahre 1820 verlangte die Regierung 600,000 Spezies; der Storthing bewilligte aber nur für die Jahre von 1821 bis 1824 für die Landmacht 500,000, und für die Seemacht 100,000 Spezies. Dennoch kostete erstere im Jahre 1820 in der Wirklichkeit 560,299 Speziesthaler und 14 Schillinge. Vermuthlich rührte diese Mehrausgabe davon her, daß die eingetretenen Ersparungsmaßregeln noch nicht die beabsichtigte vollständige Wirksamkeit hervorgebracht hatten, wie dies in ähnlichen Fällen niemals sogleich möglich ist. Bei der großen Sorgfalt, womit der Storthing das Finanzwesen des Landes zu regeln und die Abgaben zu vermindern bemüht ist, läßt sich ferner mit Recht die im vorigen Jahre dennoch erfolgte Bewilligung von 600,000 Spezies für die Landmacht auf die Jahre von 1824 bis 1827 als ein Ergebniß erkannten Bedürfnisses betrachten. Dabei ist nicht zu verkennen, daß auch diese Summe, im Verhältniß zu dem Militair-Etat anderer Länder, noch immer sehr unbedeutend ist, indem jeder Norweger dazu nicht volle 77 Schillinge beiträgt. Ferner kostet jeder Mann (incl. Offiziere und Unterstab) bei den geworbenen Truppen im Durchschnitt 220, bei dem ganzen Heere 42 Spez. 8 Schill., und wenn man die Landwehr mit in Anschlag bringt, nur 24 Spez. 87 Schill.

Die ganze Kriegsverwaltung ist in zwei Departements, das eine für die Land-, das andere für die Seemacht, eingetheilt, und wird im Ganzen von neun Personen, mit Inbegriff von zwei Staatsräthen, bestritten.

Norwegens Marine.

Die norwegische Flotte besteht, nach Hagelstam, aus 6 Briggs, 8 Schoonern, 46 Kanonenböten, 31 Jöllen und 35 andern Fahrzeugen, zusammen 126 Segeln, mit 145 Offizieren, 220 Unteroffizieren, 5588 Seeleuten und 564 Kanonen. Die vornehmsten Stationen für die Flotte sind Frederikswärn, Christiania und Christiansand.

Die zum Seedienst bestimmten Mannschaften unterscheiden sich in geworbene oder besoldete (Wärfvade Sjöfolk) und in National-Seetruppen (Thjentskylldigt Sjöfolk).

I. Die besoldeten Seetruppen.

Sie bestehen aus dem See-Militair-Korps und aus dem Werft-Korps.

Zu ersterem gehören:

1) die Flotten-Offiziere,
2) eine Artillerie- und
3) eine Matrosen-Kompagnie.

Die Werft-Korps bestehen aus:

4) einer Handwerks- und
5) einer Arbeits-Kompagnie.

Die Stärke dieser Korps und Truppentheile ist folgende:

1) Die Flotten-Offiziere:

1 Kontre-Admiral,
1 Kommandeur,
3 Kommandeur-Kapitains,
12 Kapitain-Lieutenants,
24 Premier-Lieutenants,
24 Sekonde-Lieutenants,

Summe: 77 Offiziere.

2) Die Artillerie-Kompagnie:

4 Lieutenants,
2 Ober-Kanoniere,
4 Kanoniere,
12 Unter-Kanoniere,
56 ganz befahrne Konstabler,
20 halb " "
10 Lehrlinge,
1 Sergeant,

Summe: 109 Köpfe.

3) Die Matrosen-Kompagnie:

2 Ober-Bootsmänner,
16 Bootsmänner,
56 ganz befahrne Matrosen,
20 halb " "
10 Lehrlinge,
1 Sergeant,

Summe: 105 Köpfe.

4) Die Handwerks-Kompagnie:

1 Bauinspektor,
3 Schiffsmeister,

Latus: 4 Köpfe,

Transport 4 Köpfe,
1 Schmiedemeister,
1 Segelmachermeister,
1 Seilermeister,
106 Handwerker,
28 Lehrlinge,
1 Sergeant,

Summe: 142 Köpfe.

5) Die Arbeits-Kompagnie:
6 Viertelsmänner,
170 Gemeine und Arbeiter,
1 Sergeant,

Summe: 177 Köpfe.

Gesammtstärke der besoldeten Seetruppen im Frieden: 81 Offiziere und 529 Köpfe.

II. National-Seeleute.

Die National-Seeleute sind solche, welche sich von Schifffahrt und Fischerei nähren, und mithin ursprünglich Seeleute sind. Sie bestehen aus den Küstenbewohnern, sowohl in den Städten, als auf dem platten Lande; sind vom 18ten bis 35sten Jahre der Konskription für den Seedienst unterworfen, werden enrollirt, und nach Bedürfniß für den Dienst der Flotte oder überhaupt für die Seefahrt ausgeschrieben. Hagelstam giebt ihre Zahl zu 23,069, unter dem Namen von beständigen Seeleuten, an. Hiernach betragen die sämmtlichen Seetruppen von Norwegen 23,679 Mann, incl. Offiziere. Noch muß bemerkt werden, daß die Offiziere im Frieden ihren Ersatz durch die Seekadetten in Fre-

deriksvärn, und im Kriege durch versuchte Schiffsleute und Korporals erhalten.

Zum Schluß folgt hier noch die

Uebersicht

der Kriegsmacht der vereinigten Königreiche Schweden nnd Norwegen.

Landmacht.

I.	Schweden	144,013 Mann.
II.	Norwegen	24,106 „
	Summe	168,019 Mann.

Seemacht.

		Segel	Mann	Kanonen
I.	Schweden:	246 Segel mit	24,625 M. u.	1679 Kan.
II.	Norwegen:	126 „ „	23,679 „ „	564 „
	Summe:	372 Segel mit	48,304 M. u.	2243 Kan.

V.

Miszellen.

Militairische Anreden.

Was diese, an der rechten Stelle angewendet, schon gewirkt haben, so oft sie dem Soldaten verständlich waren, ist bekannt. Auf lange Redensarten ist es dabei nie angekommen, sondern mehr auf den innern Gehalt.

Heinrichs IV. Worte: „Soldats! vous êtes Français, je suis votre Roi, voila l'ennemi!" in der Schlacht von Ivry sind welthistorisch geworden.

Doch hatte man eine Zeitlang eine eigne, von den Feldpredigern kurz vor der Schlacht gehaltene Predigt eingeführt. Selten fand sie im Augenblicke des Angriffs Anwendung; allein es giebt Beispiele davon, wie wir gleich sehen werden. Man kann diese aber eigentlich nicht zu den militairischen Anreden rechnen, da der Feldprediger nicht mit gutem Beispiele voranging; sie gehören zu den religiösen Ermahnungen.

Den Unterschied bezeichnet folgende Anekdote genau: In dem Augenblicke, wo das französische Regiment Auvergne, in der Schlacht von Rocoux, vorgehen sollte, um das Dorf gleiches Namens anzugreifen, trat der Feldprediger vor, um die Truppen zu ermahnen. Der Oberst-

lieutenant Chamouraux d'Issongaux, der, als Regiments-Kommandeur, befürchtete, eine Predigt möchte die Soldaten abkühlen, unterbricht plötzlich den Redner mit dem Ausrufe:

„Kameraden! der Herr Prediger will Euch sagen, daß es kein Seelenheil für H—dsf—r giebt! Vorwärts!" *)

Das Regiment stürzte vor, und nahm das Dorf weg.

Die Wegnahme desselben entschied den Sieg, den die Franzosen am 11. Oktober 1746 erfochten, und so mag der glückliche Ausgang dieser Schlacht zum Theil auch jener militairischen Anrede des Oberstlieutenants zugeschrieben werden können.

---

*) Camarades, monsieur l'abbé veut vous dire, qu'il n'y point de salut pour des J—F.! En avant!

Stoffe.

39. Geschichte der Eliten und Garden aller Zeiten bis jetzt.

40. Geschichte ausgezeichneter preußischer Regimenter und Bataillone des stehenden Heeres und der Landwehr.

41. Geschichte des Militair-Unterrichtswesens in Europa.

Inhalt des sechsten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Berichtigungen zum sechsten Bande.

Seite		Zeile	
Seite 64	Zeile	14 v. u.	statt Gilgel lies Gilgal.
= 69	=	7 u. 8 v. o.	statt Hekatneus l. Hekataeus.
= 70	=	2 v. u.	statt Perixtus l. Periplus.
= 72	=	11 v. u.	statt Perixtus l. Periplus.
= 74	=	6 v. u.	statt Perixtus l. Periplus.
= 74	=	7 v. o.	statt Betou l. Beton.
= 148			Die Bemerkung ist von der Redaktion.
= 154	=	3 v. o.	statt bis an den Hals l. gänzlich.
= 156	=		Zum Schluß fehlt: Geschrieben im Oktotober 1825.

In der zum Aufsatz über Schwimmkunst gehörigen Tabelle, bei Nr. 20. statt 148 Pfd. 6 Lth. l. 149 Pf. 6 Lth.

Die gelieferte Zeichnung ist ungefähr im Maßstabe 1 Duodezimal Zoll = $\frac{1}{2}$ Fuß, wonach die Eintragung der vergessenen Oberringe vom Gewehr gefälligst zu machen wäre, deren Stellung für die Equilibrirung der letzteren bei Anfertigung des Floßes von Wichtigkeit ist.


Stanford University Libraries
3 6105 013 184 564

